132129

U. S. NATIONAL MUSEUM.

The Rau Library of Archæology.

No. 301

DR. CHARLES RAU was born in Belgium in 1826. He came to the United States in 1848, and was engaged as teacher at Belleville, Illinois, and in New York. In 1875 he accepted an invitation from the Smithsonian Institution to prepare an Ethnological Exhibit to be displayed at the Centennial Exhibition, and subsequently was appointed Curator of the department of Archæology in the National Museum, which position he held at the time of his death, July 25, 1887. He bequeathed his Archæologic collections and library to the U. S. National Museum.

C. Rau

No 534.

Ansicht von Buenos Ayres.

508.8
A 91

Reisen in Süd-Amerika

von

Don Felix de Azara

in

den Jahren 1781 bis 1801.

Aus dem Spanischen
mit
Anmerkungen
und
Leben des Verfassers
herausgegeben
von

Walkenaer

Nach dem Französischen bearbeitet
von

W. Lindau.

---

3 Theile
mit Karten und Kupfer.

Leipzig 1810.
bei J. C. Hinrichs.

2671
A92
G1810
RB
NMAH

Reisen

in

Süd-Amerika

von

Felix de Azara.

Drei Bände.

Vorerinnerung.

Das Original dieses Werkes erschien im vorigen Jahre zu Paris unter dem Titel: Voyages dans l'Amérique méridionale, depuis 1781 jusqu'en 1801, par D. Felix d'Azara, publiés d'après les manu-

ſcrits de l'auteur, avec une notice ſur ſa vie et ſes écrits par Walckenaer; ſuivis de l'hiſtoire naturelle des oiſeaux du Paraguay et de la Plata par le même auteur, traduite d' après l'original eſpagnol par Sonnini; 4 Bände in 8. mit einem Atlas in Folio.

Die Hälfte des zweiten Bandes enthält eine Ueberſicht der Naturerzeugniſſe der Provinz Cochabamba von einem Teutſchen, Thaddäus Hänke, und in den beiden letzten Bänden findet ſich die, in dem mitgetheilten Titel erwähnte, Naturgeſchichte der Vögel von Paraguay.

Es schien zweckmäßig zu sein, in der teutschen Uebersetzung des Azara'schen Werkes nur die Ausbeute für Länder- und Völkerkunde wiederzugeben, welche eine schätzbare Bereicherung der Geographie ist, und die Erzählungen aller früheren Reisenden berichtigt. Bei der Mittheilung der naturgeschichtlichen Nachrichten, die Azara in die eigentliche Reisebeschreibung eingefügt hat, glaubte der Uebersetzer sich gleichfalls nur auf einen Auszug des Wichtigsten beschränken zu müssen. Eine allgemeine Uebersicht des Naturreichthums der beschriebenen Gegenden schien

hier zu genügen; denn ein groſser Theil jener Nachrichten des Verfassers, der ohne Vorkenntnisse nach Amerika kam, und oft nur unvollständige Beobachtungen machen konnte, bedarf erst einer Sichtung und vergleichenden Prüfung, wozu in einem geographischen Werke nicht der Ort war.

Der Uebersetzer.

Bei Hinrichs in Leipzig sind 1810 erschienen:

Nouveau Manuel du voyageur en Europe et dans le Nord de l'Asie, ouvrage ou l'on trouve: 1) Une instruction générale sur les moyens de rendre les voyages utiles et agréables; 2) des apperçus statistiques de l'Europe et de ses principaux etats; 3) des renseignements sur la maniere de voyager dans les differents pays, sur leur poids, mesures et monnaies, sur l'état des routes, postes, diligences et voitures publiques, les meilleurs guides à consulter dans chaque pays; 4) l'Intineraire des routes de poste et des grands chemins, accompagné d'observations locales sur les vues, sites et autres objets curieux, qu'on rencontre dans les routes; 5) un Dictionnaire topographique des villes et bourgs les plus remarquables par où l'on passe, par I. R. G. Beck. 2 Tom. avec une grande carte routiere de l'Europe et une carte de poste de l'Allemagne. 8. 3 thl.

Dasselbe Werk auch deutsch unter dem Titel: J. R. G. Beck, praktisches Handbuch für Reisende durch Europa und Nordasien ꝛc. 2 Theile. 8. 2 thl. 16 gr.

Die Vorzüge dieses Reisebuches bestehen in zweckmäßiger Vollständigkeit, verbunden mit gedrängter Kürze, in der Ordnung, welche den Gebrauch erleichtert, in Benutzung der besten Quellen und in Rücksichtnahme auf die neuesten Veränderungen bis zum Wiener Frieden. Einen großen Werth giebt ihm auch vorzüglich das topographische Wörterbuch, welches jedem Theile beigefügt ist, und alle nur einigermaßen merkwürdige Städte und Oerter, nebst einer gedrängten Beschreibung ihrer Merk-

würdigkeiten enthält, zu welchem die in dem Reisehandbuche selbst angezeigten Reiserouten führen, so daß man auf die bequemste Art alles sogleich unter seinem Buchstaben nachschlagen kann. Sonst findet man hier noch gegen 500 mit beigefügten Notizen und Anmerkungen begleitete Reiserouten nach allen Stationen verzeichnet, selbst die vorzüglichsten Straßen im asiat. Rußland. Die europ. Reisecharte empfiehlt sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit aller Angaben, so wie durch Sauberkeit des Stichs. Da sich überhaupt der Verf, der selbst mehrere europ. Länder besucht hat, bestrebte, die Vorzüge der bereits vorhandenen Reisehandbücher zu vereinigen, so ist nichts an diesem Werke versäumt worden, was seine Brauchbarkeit erhöhen konnte. Noch hat es die Bequemlichkeit, daß es Jeder sehr leicht auf Reisen bei sich führen kann, und den Vorzug eines sehr billigen Preises bei sehr sparsamer Druckeinrichtung, und so wird es sich jedem Kenner und Liebhaber von selbst empfehlen, und jedem Reisenden ein willkommner Gefährte seyn.

Die zerbrochne Schachtel. Eine Geschichte neuerer Zeit, von E. Mayer, mit Kupf. 1810. 1 thl. 8 gr.

Wenn schon der Titel dieser Geschichte die Aufmerksamkeit vieler Leser rege zu machen geeignet ist, so dürften dieselben dennoch mehr darin finden, als sie vielleicht erwarten. Eine mannichfaltige Gruppe von Menschen aus der höhern und mittlern Welt spielt darin ihre Rollen, und der Held der Geschichte ist so geschickt darein verflochten, daß man ihn unter so vielen andern interessanten Personen beinahe zu vergessen scheint, bis er auf einmal sich wieder darstellt, und seine Rolle zur Befriedigung aller Zuschauer zu Ende spielt. An Szenen mannichfacher Ueberraschungen, so wie an natürlich und wahr gezeichneten Familiengruppen fehlt es eben so wenig, als an launigen Unterhaltungen und muntern Scherzen.

M. Perrins Reise durch Hindostan, und Schilderung der Sitten, Einwohner, Natur-

produkte und Gebräuche dieses Landes, nach 16jährigen Aufenthalt daselbst. Aus dem Franzöf. von Theodor Hell, 2 Bände. Mit Kupf., Char. gr. 8. 2 thl.

Je wichtiger uns neuerdings Indien geworden ist, und vielleicht noch mehr werden dürfte, desto angenehmer muß Jedem eine nähere Aufklärung über ein Land sein, von welchem wir bisher noch wenig genaue Kenntniß hatten. Wir erhalten sie hier aus der Feder eines Mannes, der als Missionair 16 Jahre in Indien lebte, sich im ganzen Lande herum trieb, und alles, was er beschreibt, an Ort und Stelle sah. Seine Nachrichten über dieß schöne Land, seine Naturprodukte, vorzüglich aber die Sitten und Gebräuche, die Religion und Sprache der Indier, sind eben so neu als interessant. Man ist daher den deutschen Bearbeiter, einen unserer Lieblingsschriftsteller, für diese Verpflanzung auf vaterländischen Boden vielen Dank schuldig. Die schönen erläuternden Kupfer, so wie die ganz neue Charte von Ostindien, welche selbst dem Originale fehlt, geben der deutschen Bearbeitung noch mehr Werth.

Politische Andeutungen, enthaltend I. die Merkwürdigkeit der Zeit. II. Ueber den Alleinhandel. III. Woher das Nationalschuldenwesen der Neuern? IV. Perioden der Völker. V. Das Weh und die Hoffnung einer kriegerischen Umwälzungszeit. VI. Fromme Wünsche. 2 Bände. 8. Altenburg 1810. 1 thl. 20 gr.

Ein Werk, das dem Geiste der Zeit so angemessen ist, und über einige der wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Staatswissenschaft und Politik so lehrreiche und gedachte Ideen darbietet, als Gegenwärtiges, wird sich durch sich selbst empfehlen, und jedem Staats- und Geschäftsmanne, so wie jedem denkenden und gebildeten Leser, der an Gegenständen, die der Menschheit so nahe liegen, Interesse nimmt, willkommen seyn. Wir heben von den hierin befindlichen mit Freimüthigkeit vorgetragnen Aufsätzen zur Probe nur die drei letzten aus: I. Die Perioden der Völker. II. Das Weh und die Hoff-

nungen einer kriegerischen Umwälzungszeit. III. Fromme Wünsche, oder: was möchte nach errungnem Weltfrieden zu thun übrig seyn? — Ist in allen soliden Buchhandlungen zu finden.

Reisen durch das südliche Deutschland und die Schweiz. Mit Bemerkungen über die Geschichte des Tages von G. H. Heinse. 2 Bände mit Kupfern. 8. Leipzig. 3 thl. 8 gr.

Da bei den raschen Umwandelungen neuerer Zeiten von Provinzen und Städten vieles von ihrer Physiognomie, wie sie Reisende nur erst vor wenig Jahren auffaßten, kaum noch die ersten Grundzüge behalten haben, so ist eine neue Ansicht derselben in politischer und statistischer Hinsicht, nicht allein für den denkenden Leser höchst interessant, sondern auch vorzüglich belehrend. Der Verfasser dieser Reisen schrieb zunächst für das lesende Publikum, dem er seine Ansichten und Bemerkungen in einer so gefälligen Manier mittheilt, daß man gern bei ihm verweilt. Er ist ein interessanter Gesellschafter, der Kopf und Herz zu beschäftigen weiß und mit dem man gern reist. Selbst der Statistiker wird auf manche neue, treffende Bemerkungen stoßen, und so kann diese Reisebeschreibung als eine wirkliche Bereicherung unserer geographischen Litteratur und zugleich als eine sehr unterhaltende Lektüre angesehen werden, wofür der schon rühmlichst bekannte Verfasser den Dank der gelehrten und gebildeten Welt durch die dem Werke zu schenkende Aufmerksamkeit einzuerndten verdient.

Charten und Kupfer.

1. Charte von Südamerika und den antillischen Inseln.
2. Ansicht von Buenos Ayres.
3. Drei Plane von Indianischen Ansiedlungen a. der Ansiedlung (Reduction) Atira in Paraguay, welche von weltlichen Eroberern (S. das dritte Kapitel des 2. Bandes) gegründet wurde. b. Der Ansiedlung Concepcion in Paraguay, c. der Ansiedlung Candelaria in Paraguay, die von Jesuiten gegründet ward (S. das erste Kapitel des 3. Bandes.)
4. Charte der Provinz Paraguay.

Nr. 2 3 4 sind aus dem Atlas entlehnt, der das Original der Azara'schen Reise begleitet.

Inhalt.

Erster Band.

Nachrichten über Azara's Leben und Schriften von E. A. Walckenaer. — — — — Seite 3—28
Einleitung. — — — — 29—48
1. Kapitel. Klima und Winde. — — 49—54
2. Kapitel. Boden. — — — 55—60
3. Kapitel. Hauptflüsse und Häfen. — 61—74
4. Kapitel. Naturerzeugnisse und Anbau des Landes. — — — — — 75—144

Zweiter Band.

1. Kapitel. Von den wilden Indianern. — 3—113.
2. Kapitel. Bemerkungen über die wilden Indianer. — — — — — 114—131

8. Kapitel. Von den Mitteln, welche die Eroberer von Amerika zur Unterwerfung der Indianer brauchten. — — — — S. 132—150

Dritter Band.

1. Kapitel. Ueber die Verfahrungsart der Jesuiten bei der Unterwerfung der Indianer und die Art, wie sie dieselben beherrschten. — — 3—29
2. Kapitel. Von den farbigen Menschen. — 30—40
3. Kapitel. Von den Spaniern. — — 41—69
4. Kapitel. Uebersicht aller Städte, Flecken, Dörfer und Kirchspiele im Gouvernement Paraguay. 70—79
5. Kapitel. Uebersicht aller Städte, Flecken, Dörfer, Ansiedlungen und Kirchspiele im Gouvernement Buenos Ayres. — — — 80—87
6. Kapitel. Geschichte der Entdeckung und Eroberung von dem Lande am Plata-Strome und der Provinz Paraguay. — — — 88—125

Reisen

in

Süd-Amerika

von

Felix de Azara.

Erster Band.

Nachrichten
über
Azara's Leben und Schriften,
von
C. A. Walckenaer.

Als der unsterbliche Colombo,*) durch einen glücklichen geographischen Irrthum verleitet, eine neue Welt gefunden, die er nicht suchte, erschienen in den ersten Jahren zahlreiche Berichte von den entdeckten Ländern, und wurden eifrig von denjenigen gesucht, welche Golddurst mehr als Wißbegier in die fernen Gegenden führte.

Aber seit die Spanier und Portugiesen, damahls die ersten Seemächte Europa's, die gemachten und die künftigen Entdeckungen durch eine eingebildete Grenzlinie, unter des Papstes Bestätigung, geschieden hatten, bemühten

*) Colon, sagt Walckenaer, und nicht Colombo; aber umgekehrt sage ich Colombo und nicht Colon. D. Ueb.

sie sich, die neuen Länder dem neugierigen Auge der Wissenschaft zu verbergen und die Resultate der zahlreichen und gefahrvollen Reisen sorgfältig zu verhehlen. So wurden von denselbigen Völkern, welche der Erdkunde die wichtigste Bereicherung gegeben hatten, die ihr je geworden, dem Fortschritte der Wissenschaft die meisten Hindernisse entgegen gesetzt. Vergebens aber trachteten sie, das Licht der Fackel, die sie angezündet, für sich allein zu behalten. Die reiche Beute lockte den Ehrgeitz und die Habsucht anderer Völker, sie zerbrachen den angemaßten Dreizack, und theilten sich in die Trümmer. Auch nach dem Falle ihrer Herrschaft blieben die Portugiesen und Spanier fast allein in dem Besitze der östlichen und westlichen Küsten von Afrika, des südlichen Amerika, und des großen, reichen, viel bevölkerten Isthmus, welcher die beiden Kontinente von Amerika verbindet. Sie fuhren fort, das tiefste Stillschweigen über diese weiten Landstriche zu beobachten, und eine unruhige und eifersüchtige Staatsverwaltung suchte alle Fremdlinge von neugieriger Erforschung abzuhalten. Dieses System, das ursprünglich aus Habsucht und ehrgeitziger Anmaßung hervor gegangen war, wurde späterhin durch Schwäche, Furcht und Nothwendigkeit geboten.

Einige wenige Berichte, unzusammenhängend und unbefriedigend, einige heimlich aufgenommene und offenbar falsche Karten, waren zwei Jahrhunderte hindurch die einzige Kunde, welche die Gelehrten über den ausgedehnten Kontinent des südlichen Amerika und über Mexiko erhielten. Wenn die Regierungen von Spanien und Portugal zu ihrer eigenen Belehrung geographische Untersuchungen

anordneten, wurde der Erfolg so strenge verhehlet, als ob schon der Anblick desselben das Heil des Staats hätte gefährden können. So wurden die Karten von der Landschaft Quito, welche der berühmte d'Anville zu Paris auf Befehl des Königs von Spanien zeichnete, dem Verfasser weggenommen, ehe sie vollendet waren; so ward die große allgemeine Karte von Süd-Amerika, die 1775 zu Madrid geendigt wurde, sorgfältig verborgen, und blieb den Gelehrten bis in die neuesten Zeiten unbekannt.

Aber die großen Erschütterungen, welche die Welt seit zwanzig Jahren bewegten und noch fortdauern, scheinen auch auf die alte Politik des ehemahligen Hofes zu Madrid ihren mächtigen Einfluß geäußert zu haben; sei's, daß die lange Unterbrechung der Verbindungen mit den entfernten Besitzungen eine strenge Wachsamkeit unmöglich machte, sei's, daß die Regierung in den Umständen, worin sie sich befand, nicht mehr vermochte, mit fester Hand die Herrschaft über die wichtigen volkreichen Kolonieen zu führen, die keine Wohlthat mehr von dem Mutterlande empfingen. Was auch die Ursachen sein mögen, die Wirkungen waren nie größer und auffallender. Reisen, Abhandlungen, periodische Schriften, mit einer Sachkunde und Gründlichkeit, die in Alt-Europa Ehre bringen würden, von Männern verfaßt, die im Lande selbst geboren waren und wohnten, gaben uns genauere und umständlichere Kunde von jenen schönen Gegenden, wo sie im Drukke erschienen. Seit einigen Jahren sind diese Werke auch auf dem alten Kontinent verbreitet, auszüglich in mehrere Sprachen übersetzt und für die geographischen Wissenschaf-

ten benutzt worden. Andere nicht minder wichtige Werke erschienen in Spaniens Hauptstadt.

Die spanische Regierung that noch mehr, sie duldete nicht bloß, sondern unterstützte auf das wirksamste, die Unternehmungen des berühmten muthvollen Fremden, Alexanders von Humboldt, welcher den nördlichen Theil der unermeßlichen spanischen Besitzungen in Amerika, als vollendeter Geograph, Physiker und Naturforscher, aufgenommen, beobachtet, und beschrieben hat, und in diesem Augenblicke die Resultate seiner Nachforschungen bekannt macht. Fast der ganze südliche Theil aber war seit langer Zeit von einem der geschicktesten Ingenieurs und einem der muthigsten spanischen Offiziere (Azara) aufgenommen und beschrieben worden, und die Früchte seiner langen und mühsamen Arbeiten werden jetzt, ohne daß ihm das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt wird, der Welt mitgetheilt.

Die Portugiesen zwar lassen uns in Ansehung ihrer Besitzungen in Afrika, besonders auf der Ostküste, in derselbigen Unwissenheit, worin man vor zwei hundert Jahren war. Anders aber verhält sich's mit ihrem großen Reiche im südlichen Amerika. Die neueste Karte dieses Erdtheils, die Faden in London heraus gegeben hat und durch Zeichnung und Stich sich so sehr auszeichnet, ist noch merkwürdiger durch die zahlreichen ganz neuen Angaben über Brasilien, welche nach den, von portugiesischen Ingenieurs mitgetheilten, Beobachtungen und Nachrichten eingetragen sind. Beispiellos ist ein so reichliches plötzlich verbreitetes Licht über ein großes, vorher in dichte Fin-

sterniß gehülltes, Land. Unter den denkwürdigen Ereignissen, welche den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in der Geschichte auszeichnen, werden die friedlichen Annalen der Wissenschaften die plötzliche Revolution nicht vergessen, welche unsere Kunde von Süd-Amerika erhalten hat, und die Namen Humboldt und Azara an die Spitze ihrer Erzählung stellen. Das Vertrauen auf Humboldts Talente war so groß, daß seine Unternehmung, noch ehe sie geendigt war, schon den Ruf genoß, den er späterhin so ganz rechtfertigte, und kaum hatte er sein kühnes gefahrvolles Werk begonnen, als sein Name in allen Theilen des gebildeten Europa wiederhallte.

In den Einöden Amerika's vergessen, unbekannt mit den raschen Fortschritten der Naturkunde, ohne Verbindung mit der gesitteten Welt, hatte Azara die Beschreibung und Aufnahme eines Landstrichs von mehr als 350 Meilen Länge und 150 Meilen Breite unternommen und vollendet; er hatte den Wilden sorgfältiger beobachtet als jemand vor ihm, er hatte allein, ohne Beihülfe von Beobachtungen, ohne Sammlungen, ohne Bücher, die wichtigsten Theile der Thiergeschichte, die Geschichte der vierfüßigen Thiere und der Vögel, außerordentlich bereichert, und kaum ahnete man in Europa sein Dasein.

Eine Nachricht von den Lebensumständen des merkwürdigen Reisenden wird hier nicht unwillkommen sein.

Felix de Azara ward am 16. Mai 1746 zu Barbunales nicht weit von Balbastro in Aragon geboren. Sein Vater hieß Alexander, seine Mutter Maria de Perera. Sie

lebten, fern von dem Geräusche der großen Welt, auf ihren Gütern, und leiteten die Erziehung ihrer beiden Söhne, wovon der älteste, Nicolas, in einer andern Laufbahn nicht minder berühmt ward, als der jüngere. Don Felix erhielt seine erste Bildung auf der Universität Huesca in Aragon. Als er den philosophischen Kursus gemacht hatte, kam er in die Kriegsschule zu Barcelona. Während der ganzen Zeit seines Unterrichts betrat er nicht das väterliche Haus. Wenige Tage vor seiner Geburt war sein Bruder Nicolas, damahls funfzehn Jahre alt, auf die Universität Salamanca abgegangen. Beide Brüder hatten sich nie gesehen, als Nicolas, der durch die Gunst des Ministers Ricardos die Stelle eines Agenten beim römischen Hofe erhielt, durch Barcelona kam, und seinen Bruder zum ersten Mahle sah. Seit dem blieben sie fünf und dreißig Jahre getrennt. Ein Jahr vor diesem Ereignisse hatte Don Felix die kriegerische Laufbahn schon betreten, er war im September 1764 als Cadet zu dem Infanterie-Regiment Galizien gekommen. Im November 1767 ward er Fähnrich beim Geniecorps und 1775 Lieutenant. In dieser Eigenschaft machte er den Feldzug gegen Algier mit. Er war einer der ersten, die bei der Landung ans Ufer sprangen, und blieb, von einer großen kupfernen Kugel verwundet, für todt auf dem Platze liegen. Die Sorgfalt eines Freundes und die Dreistigkeit eines Seemannes, der ihm die Kugel mit einem Messer aus der Wunde schnitt, riefen ihn ins Leben zurück, aber er mußte unsägliche Schmerzen erdulden, da man genöthigt war, ihm ein großes Stück Rippe wegzunehmen. Diese Wunde ward erst nach fünf Jahren gänzlich geheilt; sie öffnete sich fünf Jahre später,

als er schon in Amerika war, von neuem und es kam ein anderes Stück Rippe heraus. Von der Hülfe der Kunst verlassen, heilte er sich selber sehr bald, ohne ein Arzneimittel zu brauchen. Zu einer andern Zeit brach er in Amerika, durch einen Sturz mit dem Pferde, das Schlüsselbein, und heilte sich ebenfalls ohne alle Hülfe. Er ist nie krank gewesen und hat stets der kräftigsten Gesundheit genossen. Es ist hier der Ort, eines sonderbaren Umstandes zu erwähnen, den Moreau de Saint-Mery vom Azara anführt. „Er liefert" — heißt es — „das in Europa vielleicht einzige Beispiel eines Mannes, der gegen das Brot einen so heftigen Abscheu hat, daß er es nie genossen." Dieser Umstand schien mir so auffallend zu sein, daß ich Don Felix schriftlich um Erläuterung bat. Er antwortete mir wörtlich Folgendes. „Ich habe bis in mein fünf und zwanzigstes Jahr Brot gegessen, aber ohne dies Nahrungsmittel sonderlich zu lieben. Als ich aber um diese Zeit große Beschwerden bei der Verdauung fühlte, welche besonders nach dem Essen von einem allgemeinen Uebelbefinden begleitet waren, zog ich einen geschickten Arzt in Madrid zu Rathe; er glaubte, der Genuß des Brotes könnte Schuld an dem Zufalle sein, und rieth mir, es nicht mehr zu essen. Ich folgte ihm. Meine Beschwerden hörten bald auf, und seit dem bin ich nie krank gewesen. Die andern Nahrungsmittel schmecken mir besser, als zu der Zeit, wo ich sie mit dem Brote genoß. Ich habe auch keineswegs an irgend ein Ersatzmittel desselben mich gewöhnt, und bemerke noch, daß ich Gemüse und Fische lieber als Fleisch esse. Es ist übrigens nichts außerordentliches, daß ich kein Brot genieße; die Bewoh-

ner der Länder, die ich durchreiset habe, thun es eben so wenig und leben länger als wir."

Im Februar 1776 wurde Azara Hauptmann. Im folgenden Jahre ward der Streit zwischen der spanischen und portugiesischen Regierung über die Grenzen ihrer Besitzungen in Amerika durch den Traktat von S. Ildefonso beigelegt, welcher in dem Friedensschlusse von 1778 bestätigt wurde. Man ernannte von beiden Seiten Bevollmächtigte, welche an Ort und Stelle die Grenzen, dem Traktate gemäß, berichtigen sollten. Don Felix war einer von den Commissarien, welche der Hof zu Madrid ernannte. Man versetzte ihn zu der Marine mit dem Range eines Oberst-Lieutenants vom Geniecorps. Dies geschah am 11. September 1780. Im Jahre 1781 schiffte er sich zu Lissabon ein, und segelte auf einem portugiesischen Schiffe nach Amerika, weil sich Spanien in Krieg mit England befand. Auf der See erfuhr er, daß er zum Fregattenkapitän ernannt war, denn der König hatte es für schicklich gehalten, nur Seeofficiere bei dem Geschäft der Grenzberichtigung zu brauchen.

Die spanischen Ingenieurs endigten die Arbeiten, welche ihnen aufgetragen waren, aber da die Portugiesen bei strenger Erfüllung des Traktats verbunden gewesen wären, einen Theil des Gebiets zu räumen, das sie besetzt hatten, so suchten sie die ihrigen so lange als möglich zu verzögern, und die Bedingungen des Vertrags zu umgehen. Sie wurden durch die Sorglosigkeit oder die strafbare Nachgiebigkeit der spanischen Befehlshaber nur zu sehr begünstigt.

Don Felix ward also in der Lebensperiode, welche der rüstigen Thätigkeit und den Bestrebungen eines edlen Ehrgeitzes gewidmet sein soll, in jenen Gegenden zurück gehalten, unter dem eitlen Vorwande, ein Geschäft zu endigen, das man endlos zu verwickeln suchte. Er faßte nun den großen Entwurf, eine Karte des weit gedehnten Landes zu verfertigen, wovon er bis dahin nur die Grenzgegenden aufgenommen hatte. Er nahm alle Kosten, alle Beschwerden, alle Gefahren, welche mit der eben so großen als schwierigen Unternehmung verbunden waren, auf sich. Er hatte von den Vizekönigen, unter deren Befehlen er stand, keinen Beistand zu erwarten, sondern im Gegentheil Hindernisse von ihrer Seite zu fürchten, und war sogar genöthigt, ohne Vorwissen derselben einen Theil seiner langen Reisen zu machen.

Ungeachtet der ängstlichen Wachsamkeit der spanischen Regierung, hatte die unersättliche Wißbegier der Gelehrten auch über jenen Theil der spanischen Besitzungen wichtige Nachrichten gewonnen. Die Fortschritte, welche die Erdkunde in Ansehung dieser Gegenden machte, wurden besonders durch den Eifer französischer Geographen gefördert, und durch die Materialien, die ihnen die Jesuiten lieferten. Der berühmte d' Anville entwarf 1721 für die lettres édifiantes eine kleine Karte von Paraguay *), welche weit besser als alle frühern war. Er vervoll-

*) Damahls ward unter dieser allgemeinen Benennung außer dem eigentlichen Paraguay auch das Gouvernement Buenos Ayres oder des Platastusses begriffen.

kommnete seine Arbeit in der Karte vom südlichen Amerika, aber ungeachtet er diesen Theil seiner Karte in den Jahren 1765 und 1779 verbesserte, so ist sie doch, selbst in der letzten Ausgabe, in Ansehung der Gestalt der Küsten, bei weitem nicht so genau, als die von Bellin für Charlevoix's Geschichte von Paraguay im Jahre 1756 entworfene Karte. Bellin hatte durch die Jesuiten bessere Materialien erhalten, und d'Anville würde wohl gethan haben, ihm zu folgen. Die von Juan de la Cruz 1775 zu Madrid gezeichnete Karte von Süd-Amerika, die aber nicht heraus gegeben ist, und von d'Anville nicht benutzt werden konnte, liefert für die Geographie von Paraguay und dem Gouvernement Buenos Ayres bedeutende Verbesserungen, aber sie ist noch voll von groben Fehlern und ist nichts weniger als eine genaue Darstellung jener Gegenden.

Azara brauchte dreizehn Jahre zur Vollendung seines großen Unternehmens, und ohne die Hülfsmittel, die ihm sein Rang und die Amtsgeschäfte, welche ihm aufgetragen waren, gaben, ohne den Eifer der Offiziere, die unter ihm standen, wäre es ihm unmöglich gewesen, einen glücklichen Erfolg herbei zu führen. Man begreift leicht, wie viel Mühe und Beschwerden es ihm in diesen öden, von Flüssen, Seen, und Wäldern durchschnittenen, fast nur von wilden Völkerschaften bewohnten, Gegenden kostete, die Operationen vorzunehmen, welche der Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, nothwendig machte.

Azara hat im Anfange seines Werkes selber Rechenschaft gegeben über sein Verfahren bei der Entwerfung seiner Karte, es ist daher überflüssig, hier etwas davon

zu sagen, aber ich muß einige interessante nähere Angaben über die Ordnung, welche er sich und seinen Gefährten auf seinen langen und häufigen Reisen vorschrieb, mittheilen.

Azara versah sich mit Branntwein, Glaswaaren, Bändern, Messern und andern Kleinigkeiten, womit er sich die Gewogenheit der Wilden erkaufen wollte. Sein ganzes Gepäck bestand in einigen Kleidungsstücken, ein wenig Kaffee und Salz, und für sein Gefolge in Tobak und Paraguaykraut. Alle seine Begleiter hatten nichts bei sich, als was sie auf dem Leibe trugen; aber man hatte, je nach dem die Reise lang war, eine große Menge von Pferden bei sich, zuweilen wol zwölf für jeden Reisenden. Sie waren nicht dazu bestimmt, das ganz unbedeutende Gepäck zu tragen. Aber diese Thiere sind in jenen Gegenden sehr häufig zu finden, sie machen keine Beschwerde, da man ihnen kein anderes Futter gibt, als was sie während der Nacht auf dem Weideplatze finden, und sie werden sehr leicht müde. Auch hatte die Reisegesellschaft große Hunde bei sich.

Eine Stunde vor Tagesanbruch erhob man sich, um das Frühstück zu bereiten. Wenn man gegessen hatte, brachen die Dienstboten der Gesellschaft auf, um die Pferde zu sammeln, die in der umliegenden Gegend, oft eine Stunde weit, zerstreuet waren; denn mit Ausnahme derjenigen, welche jeder während der Nacht in seiner Nähe behielt, weideten die übrigen frei umher. Wenn die Pferde zusammen waren, machte jeder dasjenige los, welches er 24 Stunden lang gebraucht hatte; alle bildeten

darauf einen Kreis um die Relaispferde, um das Entspringen derselben zu hindern, und Einer trat in den Kreis, wo er diejenigen, welche zur Fortsetzung der Reise nöthig waren, durch Hülfe einer Schlinge, die Azara in seiner Reise näher beschreibt, nahm. Alsdann machte man sich zwei Stunden vor Sonnenaufgang auf den Weg. Da es in jenen öden Gegenden keine gebahnten Wege giebt, so ging ein landkundiger Führer drei hundert Schritte voran. Er war allein, damit keine Unterhaltung ihn zerstreuen sollte. Ihm folgten die Relaispferde, und endlich die Reisegesellschaft. So ging es ohne Unterbrechung voran bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang.

Das Nachtlager wählte man in der Nähe eines Morastes oder eines Baches. Zuerst sandte man dann nach einigen Gegenden Männer aus, die theils Brennholz herbei holen, theils die zur Nahrung nöthigen Kühe einfangen mußten, welche sie entweder aus denjenigen nahmen, die wild umher liefen, oder aus denjenigen, die zu einer Ansiedlung von Indianern gehörten, wenn es solche in der Nähe, das heißt, in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden, gab. Fand man kein Kühe, so mußten diejenigen, welche der Reisegesellschaft nachgeführt wurden, das Bedürfniß befriedigen. In manchen Gegenden fanden sich Tatous in hinlänglicher Menge, um die ganze Reisekaravane nähren. War die Gegend, welche man durchwandern wollte, arm an allen diesen Hülfsmitteln, so bereitete man sich vorher einen Vorrath von Kuhfleisch, das man in lange fingerdicke Stücke zerschnitt, die man an der Sonne trocknen ließ, und den Pferden auflud. Die-

ser Vorrath von Lebensmitteln war der einzige, den man bei sich führte. Man briet das Fleisch an einem hölzernen Spieße, die einzige Bereitungsart des Fleisches in jenen Gegenden.

Ehe man einen Platz zum Nachtlager wählte, mußte man Vorsichtsmaßregeln gegen die Vipern nehmen, die oft sehr zahlreich sind. Man führte in dieser Absicht die Pferde in dem Raume, den man einnehmen wollte, umher, um diese Thiere zertreten zu lassen, oder diejenigen, welche im Grase verborgen waren, aufzutreiben. Zuweilen verloren einige Pferde das Leben dabei. Jeder breitete ein Stück Kuhhaut auf der Erde zu seinem Lager aus. Azara war der einzige, für welchen eine Hängmatte an Pfähle oder Bäume aufgehängt wurde. Jeder hielt während der Nacht sein Pferd so nahe als möglich bei sich, um im Nothfalle den wilden Thieren entfliehen zu können. Die Annäherung dieser Feinde wurde immer von den Hunden angekündigt, welche dieselben schon in weiter Ferne rochen. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln schlichen sich zuweilen Vipern auf den Lagerplatz, aber sie verbargen sich gewöhnlich unter den Kuhhäuten der Schlafenden, wo sie ruhig blieben. Es geschah auch wol, daß sie nahe bei den Menschen und sogar über sie weg gingen, aber ohne ihnen Leides zu thun, denn sie beißen nur wenn man sie reizt. Azara beschreibt in seinem Werke die Wirkung des Bisses der Vipern.

Eine solche Ordnung des Zuges ward nur in Gegenden befolgt, wo man nichts von den wilden Indianern zu befürchten hatte. Andere Maßregeln nahm Azara, wo

solche Besorgnisse gegründet waren. Dann reisete er nur bei Nacht, schickte nach allen Seiten hin Späher voraus, um den Weg, welchen man wählen mußte, zu erforschen, zwei Patrouillen gingen auf beiden Seiten des Zuges voran, alle blieben in geschlossener Reihe und hielten ihre Waffen bereit. Dieser Vorsicht ungeachtet ward Azara mehrmahls angefallen und hatte den Schmerz, einige seiner Gefährten zu verlieren. Wenn man sich eine Zeit lang in einer Einöde aufhalten wollte, was oft geschah, ließ sich Azara eine kleine Strohhütte bauen, und seine Gefährten machten sich ähnliche wie diejenigen, welche Azara in seinem Werke, wo er von den Charruas-Indianern spricht, beschrieben hat.

Die Freundschaft, welche Azara an einige seiner Reisegefährten band, war desto lebhafter, da seine Lebensweise, seine steten Beschäftigungen und die Eigenschaften der Weiber, die er vor Augen hatte, dazu beitrugen, diejenige Empfindung von ihm abzuhalten, welche durch Unthätigkeit und Weichlichkeit geweckt und genährt wird. Aber unter einem glühenden Himmel geboren, in den Jahren kräftiger Gesundheitsfülle, in Feldlägern aufgewachsen, konnte er kaum die Kraft, kaum den Willen haben, dem mächtigen Triebe zu widerstehen, welcher das eine Geschlecht zu dem andern zieht. Da er indeß den Charakter und die Lebensweise der eingeborenen Weiber kannte, mied er so viel als möglich die christlichen Indianerinnen, und zog allen andern die etwas hellfarbigen Mulattinen vor.

Wenn es wahr ist, daß der Mensch zum Theil abhängig ist von den Umständen, in welchen er sich befindet,

so ist es auf der andern Seite nicht weniger gewiß, daß er über dieselben eine Herrschaft ausübt, welche nach seiner Charakterstimmung verschieden ist. Ein thätiger Geist, der das Bedürfniß fühlt, das Feuer zu nähren, das ihn belebt, ergreift gewisser Maßen alles, was ihn umgibt; man versetze ihn nach Griechenland, nach Aegypten, unter die majestätischen Ruinen des alten Thebens, oder der Piramiden, oder man zeige ihm Rom, das die Denkmahle so vieler Völker, so vieler Zeitalter, trägt und im Schooße seines klassischen Bodens verbirgt; und er wird ein Gelehrter, ein gründlicher Alterthumskenner, oder ein berühmter Künstler werden. Führt man ihn an den Fuß des feuerspeienden Vesuvs, zu den verbrannten zerrissenen Wänden des Aetna, oder mitten unter das prachtvolle Chaos der Alpen und Pyrenäen, und er wird ohne Zweifel Mineralog oder Geolog werden. Aber wenn er herum irren muß in den weit gedehnten Ebenen, in den dichten Wäldern Amerika's, wo eine nie gesehene bunte Pflanzenwelt den Boden deckt, wo der wilde Mensch und die Thiere, der Einöden einzige Bewohner, überall ungewöhnliche Formen, sonderbare Gewohnheiten zeigen, wird er Botaniker oder Zoolog werden. Die beiden Brüder Azara bieten uns einen auffallenden Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung dar. Don Nicolas ward, ungeachtet seiner Beschäftigungen und Amtspflichten, in Rom ein ausgezeichneter Philosoph und ein aufgeklärter Beschützer der Künste und Wissenschaften. Don Felix, ohne Bücher, ohne Hülfsmittel, ohne Vorbereitungskenntnisse, aber überall von Gegenständen der Beobachtung umgeben, hat

sich bloß durch eigene Anstrengung zu einem der ersten Zoologen gebildet.

Die Beschwerden und der Zeitverlust, die mit der vorhin beschriebenen Art zu reisen verbunden waren, die astronomischen Beobachtungen, die dadurch nothwendig gewordenen Berechnungen, die geodäsischen Operazionen, die Beschreibung des Landes, und der wilden Völkerschaften, die es bewohnen, der Briefwechsel mit seinen Vorgesetzten, und die Erfüllung der Amtspflichten, die ihm oblagen, alles dieß war nicht hinreichend, die Leere auszufüllen, welche Azara, getrennt von seinem Vaterlande und seinen Angehörigen, empfand. Er wollte die vierfüßigen Thiere und die Vögel des Landes kennen lernen, dessen Klima und Bewohner er studirt und das er aufgenommen hatte. Anfangs stellte er diesen Thieren nur in der Absicht nach, sie ihrer Bälge zu berauben, die er aufbewahrte und nach Europa sandte, aber er fand bald, daß die Bälge verdarben, und faßte nun den Entschluß, jedes Individuum, so bald es ihm vorkam, genau zu beschreiben. Die Beschreibungen häuften sich so sehr, daß es ihm zuweilen unmöglich war, zu erkennen, ob er gewisse Arten schon beschrieben hatte oder nicht, und in diesem Zweifel beschrieb er sie mehrmahls. Endlich, um sich unnütze Arbeit zu ersparen, kam er auf den Gedanken, die zahlreichen Individuen, die er kennen lernte, in Gruppen zu vertheilen. Er legte diesen Gruppen die allgemeinen Merkmahle bei, welche er bei allen dazu gehörigen Arten beobachtet hatte. Die Beschreibung der Thierarten ward dadurch bedeutend vereinfacht, sein Gedächtniß bekam Erleichterung, er erhielt mehr Geschicklichkeit im Be-

obachten, und lernte seine Beobachtungen mit mehr Bestimmtheit ordnen. Er ahnete dabei nicht, daß er, von dem Bedürfnisse und einem geraden Sinne geleitet, der Schöpfer einer von zwei berühmten Männern wechselnd erfundenen und bestrittenen Methode war.

Bald nachher verschaffte ein günstiger Umstand ihm die spanische Uebersetzung der Werke Buffons. Man kann denken, mit welcher Begierde er sie ergriff. Aber er fand, daß in den Ländern, die er beschrieben hatte, eine große Anzahl von Thier-Arten war, welche jenem Naturforscher unbekannt geblieben waren, er sah seine Arbeit von neuem durch, machte kritische Bemerkungen bei dem Studium Buffons, und theilte diese Anmerkungen dem spanischen Uebersetzer des französischen Werks, Don Joseph Clavijo y Faxardo mit. Aus Unwissenheit oder aus Trägheit machte dieser keinen Gebrauch davon, und antwortete nicht einmahl. Azara war im Stande, die beobachteten Erscheinungen mehrmahls zu prüfen, und überzeugt, daß er sich nicht täuschte, fuhr er fort, die Gestalt und die Sitten der Quadrupeden und der Vögel zu beschreiben. Er verglich seine Beschreibungen mit denjenigen, die er in Buffon — dem einzigen Buche, das er besaß — fand, und merkte sorgfältig alle darin gefundenen Irrthümer an.

Schon aus den Umständen, unter welchen Azara seine naturhistorischen Arbeiten unternahm, kann man auf die Eigenschaften und auf die Mängel, welche sie haben, Schlüsse ziehen.

Nichts ist genauer als seine Beschreibungen der äußern Gestalt, nichts merkwürdiger und zuverlässiger als

die Angaben über die Lebensweise der Thiere, und kaum findet man einen Beobachter, der so viel Scharfsinn und Geduld gezeigt hat. Aber da es ihm an allgemeinen naturgeschichtlichen Kenntnissen gebrach, da er nie mit irgend einem Naturforscher in Verbindung gestanden, nie eine große Sammlung gesehen hatte, und nicht einmahl die Thiere seines Vaterlandes kannte, weil er sich erst in Amerika auf das Studium der Naturgeschichte gelegt hatte; so begegnet es ihm zuweilen, daß er Verbindungen auffindet, die es nicht in der Natur gibt, und Arten in verschiedene Gattungen abtheilt, die nur eine und dieselbige Gattung bilden sollten. In die Verlegenheit, worein ihn eine Thatsache setzte, die er sich nicht nach seinen eigenen Beobachtungen erklären konnte, verleitete ihn zuweilen zu Systemen, denjenigen ähnlich, die in der Kindheit der Wissenschaft erfunden wurden und von neuen Aufklärungen längst verdrängt worden sind. Man darf indeß nicht vergessen, daß seine Bescheidenheit den Gedanken, ein Originalwerk zu unternehmen, von ihm entfernte; er entwarf das seinige bloß in der Absicht, die Arbeit des berühmten Büffon zu vermehren und zu verbessern, und wollte diesem seine Anmerkungen und Beschreibungen zusenden. Daher glaubte er der kritischen Bemerkungen über diesen Schriftsteller nie genug mittheilen zu können, daher wird er zu umständlich, und verbreitet sich zu sehr über Kleinigkeiten.

Der kritische Theil seiner Arbeiten enthält treffliche Bemerkungen, aber da der Verfasser sie gleich bei der Ansicht der Gegenstände selbst schrieb, die er in Europa nicht mehr vor Augen hatte, so war es ihm ohne mühsame Ver-

gleichungen nicht möglich, mit Sicherheit das Wahre von dem Irrigen zu scheiden. Er hat diese Arbeit künftigen Forschern überlassen, und seine naturhistorischen Arbeiten so heraus gegeben, wie er sie geschrieben hat. Ueber die Nützlichkeit derselben war nur eine Stimme in Europa. Der einsichtsvolle Berichterstatter der ersten Klasse des französischen Instituts spricht über eine noch unvollkommene Ausgabe der Geschichte der vierfüßigen Thiere folgende Worte: „Er hat zuerst uns mit der Bildung und der Lebensweise mehrerer Thiere bekannt gemacht, von welchen wir nur unvollkommene Beschreibungen und untreue Abbildungen besaßen, und wovon man fast nur die Namen wußte. Er hat mit einer großen Anzahl unbekannter Arten diejenige Thierklasse bereichert, deren Kenntniß am nützlichsten ist, und über welche neue Entdeckungen am wenigsten zu erwarten waren."

Sein Werk über die Vögel, welches zum ersten Mahle im Französischen als Anhang der Reise heraus gegeben wird, ist noch reicher an neuen Entdeckungen. Unter den 448 Arten, die es beschreibt, sind ungefähr 200 neue, von welchen kein Naturforscher, kein Reisender, bisher gesprochen hat, und viele andere, von welchen er genauere Beschreibungen oder unbekannte Nachrichten mittheilt.

Azara sandte nach Spanien die Nachricht von der Vollziehung des Auftrags, den man ihm gegeben hatte, aber er blieb ohne Antwort. Was also waren die Ursachen, wird man fragen, die ihn so lange von seinem Vaterlande entfernt hielten?

Als Azara so viele Zeit aufgewendet, so viele Mühe sich gegeben hatte, das Land kennen zu lernen, worein ihn

das Schicksal versetzt hatte, und wo es ihn wider seinen Willen fest hielt, wünschte zu wissen, wie man vor ihm über dieselben Gegenstände geschrieben hatte. Er nahm sich vor, alle gedruckten und handschriftlichen Werke zu lesen, welche er in den Archiven der Stadt Assumzion finden konnte. Aber der Gouverneur ließ die Archive verschließen, und nahm demjenigen, der die Aufsicht über dieselben hatte, die Schlüssel, um sie einem seiner Vertrauten zu senden, der funfzehn Meilen entfernt im Innern des Landes wohnte. Dieser Gouverneur war nur unwissend und eifersüchtig, sein Nachfolger aber verband mit diesen Fehlern noch Heuchelei und Neid. Die Obrigkeit der Stadt Assumzion wünschte von Azara einen Auszug aus seinen Bemerkungen über das Land, welches er aufgenommen und durchreiset hatte, und gern erfüllte er das Verlangen. Man war so zufrieden mit seiner Arbeit, daß man ihm den Titel und die Vorrechte des vornehmsten Bürgers der Stadt bewilligte. Der Gouverneur war so aufgebracht über diese Auszeichnung, daß er aus dem Stadtarchive Azara's Karte und Beschreibung, so wie das Protokoll über den ihm ertheilten Titel, heimlich entwenden ließ. Der Diebstahl ward, ungeachtet aller Bemühungen des Gouverneurs, denselben zu verhehlen, bald offenkundig. Seine Wuth und seine Eifersucht wurden dadurch nur erhöhet, und er schrieb den Ministern, Azara habe seine Karten und Beschreibungen bloß in der Absicht entworfen, sie den Portugiesen mitzutheilen. Im Jahre 1790 wurden dem Gouverneur sechs große Kisten mit köstlichen Waren von dem portugiesischen Befehlshaber im Matogrosso gesandt, um ihn zu bestechen. Er war so

niederträchtig, diese Gelegenheit zur Bekräftigung seiner Lüge zu benutzen, und breitete aus, diese Kisten wären für Azara bestimmt gewesen. Auch schrieb er es dem Vizekönige in Buenos-Ayres, welcher darauf aller Karten und aller Papiere Azara's, die er auffinden konnte, sich bemächtigte.

Auf sein reines Gewissen und die allgemeine Achtung sich stützend, hielt es Azara unter der Würde seines Charakters, auf so schreckliche Verleumdungen unaufgefordert zu antworten. Er brauchte indeß die Vorsicht, den vorzüglichsten Theil seiner Arbeiten einem Mönche zu übergeben, der sein Vertrauen besaß, und die Folgezeit bewies, wie klug dieser Schritt war, denn nie hatte er die Papiere zurück erhalten, deren der Vizekönig sich bemächtigt hatte.

Was diesen Verfolgungen nicht ganz gelungen war, wollte man durch niederträchtige Schmeichelei gewinnen, um sich die Früchte von Azara's Arbeiten zuzueignen. Der Gouverneur war so unverschämt gewesen, dem Hofe zu melden, er hätte eine Naturgeschichte der Vögel und der vierfüßigen Thiere seines Gouvernements verfertigt, und die Uebersendung derselben zu versprechen. Da er von dem Verfasser weder durch Gewalt noch durch List das Werk erhalten konnte, so that er alles mögliche, um die wilden Indianer abzuhalten, dem Naturforscher Vögel zu bringen, um ihm die Mittel zu nehmen, das begonnene Werk zu vervollkommnen und zu vollenden.

Azara hatte mehrere von seinen Aufsätzen einigen Ungebenen mitgetheilt. Es verbreiteten sich Abschriften

derselben; und einige wurden in einer zu Buenos-Ayres heraus gekommenen Zeitschrift abgedruckt, aber freilich mit sorgfältiger Verschweigung des Namens ihres Urhebers. Der Gouverneur sammelte alle gedruckten und handschriftlichen Bruchstücke von Azara's Werk, die er auftreiben konnte, und machte darauf einen Bericht, welchen er als eigene Arbeit an den Hof sandte.

Man begreift leicht, daß unter diesen Umständen die Vizekönige und Gouverneurs sich's zum Gesetze gemacht hatten, in ihren Briefen an das Ministerium nie von Azara und seinen Diensten zu reden, sondern im Gegentheile alles aufzubieten, um die Rückkehr des beneideten und verfolgten Mannes nach Europa zu hindern. So wurden gerade die Verdienste, welche ihm Ruhm, Belohnung, und Ehre hätten verschaffen sollen, die Ursache der Vergessenheit, wozu er für immer verurtheilt zu sein schien.

Nie aber, wie ungerecht und undankbar auch seine Vorgesetzten waren, ließ Azara in dem Pflichteifer nach, womit er ihre Befehle vollzog. Es ward ihm aufgetragen, die südliche Küste zu untersuchen, wo das Gouvernement Ansiedlungen zu machen die Absicht hatte. Der Auftrag war äußerst schwierig, da jene Gegenden ganz öde sind, und Azara unaufhörlich den Angriffen der wilden Pampas-Indianer ausgesetzt war. Man machte ihn auch zum Befehlshaber an der brasilischen Grenze, und befahl ihm, dort Rekognoszirungen vorzunehmen, und die Portugiesen zu vertreiben, die sich daselbst fest gesetzt hatten. Er mußte die Häfen am Platafluſſe besuchen und einen Vertheidigungsplan im Falle eines Angriffes von den Englän-

dern entwerfen. Er verfaßte über dieß mehrere Instruk-zionen und verschiedene Aufsätze, welche die Vizekönige und Gouverneurs über Verwaltungsangelegenheiten von ihm verlangten. Er überreichte seinen Vorgesetzten mehrere Vorschläge zu Verbesserungen in der Verwaltung, unter andern that er den Vorschlag, den angesiedelten Indianern die Freiheit zu geben, und die widersinnige Regierungsweise, welche die Jesuiten eingeführt hatten, aufzuheben.

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Amerika leistete er dem Vizekönige und seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst, von welchem etwas umständlicher gesprochen werden muß. Die spanische Regierung hatte 1778 den Entwurf gemacht, die Küste von Patagonien zu bevölkern und es waren sehr viele spanische Familien aus dem Mutterlande nach Amerika gesandt. Sie landeten in den Häfen Montevideo, Maldonado und San-Sacramento, aber, sei's aus Trägheit oder aus irgend einem andern Grunde, der damahlige Vizekönig konnte nur einigen dieser Familien ein passendes Unterkommen verschaffen, und sah sich genöthigt, den übrigen eine gewisse Summe zu bezahlen, damit sie leben konnten. Zwanzig Jahre später war's mit der Ansiedelung dieser Familien nicht weiter gekommen, als am ersten Tage. Es gab daher eine große Anzahl müßiger Menschen, mit welchen man nichts anzufangen wußte, es wurden unaufhörlich Ansprüche an die Kasse gemacht, es mußte eine ansehnliche Menge am Lebensmitteln für unnütze Verzehrer aufgebracht werden, und der Staat verlor jährlich 50,000 Pesos duros. Der Vizekönig sah die Größe des Uebels und verzweifelte ein Hülfs-

mittel dagegen zu finden. Azara nahm alles auf sich. Er brachte jene Familien an die brasilische Grenze in die Gegend, wo der Ybicui entspringt, theilte Land unter sie aus, gab ihnen alle Hülfsmittel zur Anbauung desselben, und gründete die neue Stadt San Gabriel de Batovi. Andern Ansiedlern wies er Wohnplätze am Ufer des Flusses Santa Maria an, welcher in den Ybicui fällt, und wählte den Platz zu ihrer künftigen Stadt, die er Esperanza nannte und unter den Schutz des heiligen Felix stellte. In dem kurzen Zeitraume von acht Monathen befreiete er die Staatskasse von einer bedeutenden jährlichen Ausgabe, welche dem Müßiggange geopfert ward, und sorgte zugleich für die Vertheidigung und Erhaltung eines dreißig Meilen langen Striches, dessen sich die Portugiesen würden bemächtigt haben, weil er unangebauet war.

Endlich erinnerte sich die spanische Regierung des lange vergessenen treuen Dieners, der einer Belohnung so würdig war. Azara erhielt im Anfange des Jahres 1801 die oft begehrte Zurückberufung nach Europa. Er ließ vor seiner Abreise von zweien seiner Offiziere auf eigene Kosten eine Karte von dem Flusse Uruguay — weil es noch keine gute gab — von dem Katarakte desselben bis zu dem Platastrome entwerfen, um seine Arbeit dadurch zu vollenden. Am Ende des Jahres 1801 segelte er nach Spanien ab. Schon im Januar 1789 war er zum Schiffskapitäne ernannt worden.

Bei seiner Rückkehr nach Europa war seine erste Sorge, den Theil seiner Arbeiten, welchen er ohne Bewilligung der Regierung heraus geben konnte, nämlich die Geschichte der vierfüßigen Thiere und der Vögel, in Druck zu

geben. Er widmete das Werk seinem geliebten Bruder Nicolas in folgender Zuschrift.

„Lieber Nicolas, wir wurden von unsern Aeltern bald nach unserer Geburt getrennt. Während unseres ganzen Lebens haben wir uns nicht gesehen, nicht gesprochen, als zwei kurze Tage in Barzelona, wo wir uns zufällig fanden. Du hast in der großen Welt gelebt, hast Dich durch Deine Stellen, durch Talente, durch Geistesswerke, und durch Tugenden in Spanien und in Europa berühmt gemacht; ich aber konnte mich nie bedeutend empor schwingen, ich hatte keine Gelegenheit, mich Dir oder andern bekannt zu machen, und mußte zwanzig meiner besten Lebensjahre in fernen Erdgegenden zubringen, vergessen von meinen Freunden, ohne Bücher, ohne irgend eine vernünftige Schrift, immer beschäftigt, durch Einöden oder durch unermeßliche furchtbare Wälder zu reisen, wo ich fast keine andere Gesellschaft hatte, als die Vögel in der Luft und die wilden Thiere. Ich habe ihre Geschichte geschrieben, und sende sie Dir, widme sie Dir, damit sie mich Dir bekannt mache, und Dir einen Begriff von meinen Arbeiten gebe."

Nach der Herausgabe dieses Werks ging er nach Paris, wo sein Bruder damahls Gesandter des spanischen Hofes war. Er brachte seine Zeit theils in dem Umgange mit seinem Bruder, theils mit dem Studium der Naturgeschichte, zu. Der König von Spanien hatte ihm im Oktober 1802 den Titel eines Brigadiers gegeben. Don Nicolas fühlte mit jedem Tage eine innigere Freundschaft gegen ihn, und bei seinem höheren Alter glich diese Zuneigung einer väterlichen Empfindung. Er bewog seinen Bruder,

die kaum erlangte Stelle aufzugeben und bei ihm in Paris zu bleiben. Aber Don Felix genoß nicht lange das Glück, an der Seite des geliebten Bruders zu leben, welchem er gern die Aussichten des Ehrgeizes, den Glanz der Ehre, geopfert hatte. Don Nicolas starb im Januar 1803 in seinen Armen. Azara ward darauf von seinem Könige nach Madrid zurück gerufen, und zum Mitgliede einer Verwaltungsbehörde von Indien (junta de fortificaciones y defensa de ambos Indias) ernannt. So genoß er endlich im Vaterlande die wohl verdiente Ruhe.

Reisen in Süd-Amerika.

Einleitung.

Da dieses Werk das Resultat meiner eigenen Beobachtungen ist, so muß ich etwas sagen über die Gründe, die mich dazu veranlaßten, über die Hülfsmittel, die ich hatte, und über die Methode, welche ich dabei befolgte. Aber ich will gänzlich schweigen von den Kosten, Mühseligkeiten und Gefahren, von den Hindernissen und Verfolgungen, welche die Eifersucht mir bereitete, denn diese Dinge können meinem Werke keinen höhern Werth geben, und für niemand wichtig sein. Eine solche Mittheilung würde im Gegentheile nur dazu dienen, denjenigen, welche in meine Fußtapfen treten wollten, den Muth zu nehmen.

Als ich im Jahre 1781 zu Sankt Sebastian in Guipuzkoa als Oberstlieutenant vom Geniecorps stand, erhielt ich Nachts den Befehl, mich sogleich nach Lisboa zu begeben, und mich bei unserem Gesandten zu melden. Am folgenden Morgen reisete ich ab, mit Zurücklassung mei-

ner Bücher und meines Gepäcks, und kam glücklich zu Lande an dem Orte meiner Bestimmung an. Der Gesandte sagte mir, ich sollte mit dem Schiffskapitän Don Josef Varela y Ulloa und zwei andern Marineoffizieren abreisen; wir wären alle zur Vollziehung desselbigen Auftrags bestimmt, über welchen uns der Vizekönig in Buenos-Ayres genauer unterrichten sollte. Wir sollten sogleich auf einem portugiesischen Schiffe — weil wir im Kriege mit England waren — nach Süd-Amerika abreisen. Wir schifften uns alsbald ein, und kamen glücklich nach Rio Janeiro, dem vornehmsten portugiesischen Hafen in Brasilien. Aus einer Depesche, die man unter der Linie öffnete, hatte ich erfahren, daß mich der König zum Fregatten-Kapitän ernannt hatte, weil er es für schicklich hielt, daß wir alle Seeoffiziere wären.

Als Varela mit dem Vizekönige in Rio Janeiro eine Konferenz gehabt hatte, schifften wir uns nach Montwideo am Platafluſſe ein. Unser Vizekönig, den wir dort fanden, eröffnete uns die Befehle und Verhaltungsregeln, die wir befolgen sollten. Es kam darauf an, in Vereinigung mit den portugisischen Bevollmächtigten, und dem Präliminartraktat von 1777 gemäß, die Grenzlinie unserer beiderseitigen Besitzungen vom Meere an, ein wenig über den Platafluß hinaus, bis unterhalb des Zusammenflusses des Quapore und des Marmore, welche von da an den Maderafluß bilden, der sich in den Maranon ergießt. Man theilte diese lange Grenzlinie in fünf Hauptschnitte. Es waren unser vier Offiziere aus Spanien gekommen, den fünften ernannte man erst in Amerika. Varela übernahm für sich die beiden nächsten

südlichen Abtheilungen der Grenzlinie, und mir wurden die beiden folgenden angewiesen.

Ich ward darauf von dem Vizekönige allein zu Lande zu dem großen Flusse Sankt Pedro, etwa 150 Stunden entfernt, und in die Hauptstadt der gleichnamigen portugiesischen Provinz gesandt, um mit dem portugiesischen Generale mich über die Mittel zu besprechen, wie wir unsere Operazionen anzufangen und fortzuführen hätten. In der Nacht, als ich an den Platafluß zurück kehrte, erhielt ich Befehl, mich so bald als möglich nach Assumzion, der Hauptstadt von Paraguay, zu begeben, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und die portugiesischen Bevollmächtigten zu erwarten. Da ich anfing, zu merken, was sie im Schilde führten, und einsah, daß sie, statt an der Grenzberichtigung zu arbeiten, die Sache durch Zögerungen, durch Absendungen an den Hof, und durch grundlose lächerliche Vorwände ins Unendliche zu ziehen, um die Ausführung zu verhindern; so faßte ich den Entschluß, die lange Muße, welche mir diese Zögerungen verschaffen mußten, so gut als möglich zu benutzen. Aber überzeugt, daß die Vizekönige mir weder Erlaubniß noch Unterstützung zur Ausführung meines Plans geben würden, aus Furcht, daß ich ihre Willfährigkeit zum Nachtheile meiner Hauptpflicht der Grenzberichtigung mißbrauchen möchte, nahm ich mir vor, die Sache auf meine eigene Hand auszuführen, die Kosten des Unternehmens selber zu bestreiten, und ohne ihr Vorwissen zu reisen, aber mein Hauptgeschäft dabei keinen Augenblick zu vernachlässigen.

Ich unternahm also viele lange Reisen in allen Gegenden der Provinz Paraguay, ich drang sogar bis zu den

Missionen, oder den durch die Jesuiten gegründeten Ansiedelungen, und bis zu dem weiten Gerichtssprengel der Stadt Corrientes. Nachdem ich dreizehn Jahre auf diese Art zugebracht hatte, ward ich eilig nach Buenos-Ayres berufen, wo man mich zum Befehlshaber über die ganze südliche Grenze, d. i., das Gebiet der Pampas-Indianer, machte, und man befahl mir, das Land zu rekognosziren und mich nach Süden auszubreiten, weil man die spanischen Grenzen nach dieser Seite hin erweitern wollte.

Als ich diesen Auftrag vollzogen hatte, erlaubte mir der Vize-König, alle spanischen Besitzungen südlich von den Flüssen Plata und Parana zu besuchen. Zu gleicher Zeit befahl ich Don Pedro Cervino und Don Luis Yniarte, sich einzuschiffen, denn von allen Offizieren, die unter mir standen, achtete ich diese meines Vertrauens am würdigsten. Ich gab ihnen den Auftrag, eine Karte von dem Paranaflusse zu entwerfen, und ihre Beobachtungen mit denjenigen zu vergleichen, die ich zu Lande machen wollte. Wir fanden darin keine Abweichungen.

Ich war auf dieser Reise schon bis zu der Stadt Santa Fe de la vera Cruz gekommen, von deren Gebiete ich eine Karte aufgenommen hatte, und ich war im Begriffe, eine ähnliche Arbeit in den Provinzen Cordova, Salta, und Mendoza, und auf den westlichen Grenzen von Chaco und dem Patagonenlande vorzunehmen, als ich einen bestimmten Befehl erhielt, zurück zu kehren, weil wir in Krieg mit England verwickelt wurden und selbst mit Portugal in Feindseligkeit zu gerathen glaubten.

Man übergab mir den Befehl über die ganze östliche Grenze, wo unsere Besitzungen an Brasilien stoßen, wodurch ich Gelegenheit erhielt, diese Gegenden zu untersuchen und eine Karte davon aufzunehmen. Ich bestätigte und berichtigte meine Beobachtungen, als ich einige Jahre später in derselben Eigenschaft dahin zurück kehrte, um verschiedene Aufträge auszurichten, wovon einer darin bestand, dem öffentlichen Schatze ein jährliches Opfer von 50,000 Piastern zu ersparen, die man an viele aus Spanien gekommene Ansiedler bezahlen mußte.

Als ich diesen Auftrag vollzogen hatte, erhielt ich den lange gewünschten Befehl, nach Europa zurück zu kehren. Ich sollte mit dem ersten segelfertigen Schiffe abreisen, aber da man noch keine gute Karte von dem Flusse Uruguay hatte, so ließ ich durch Cerviño und durch Andreas Oyalvide eine aufnehmen.

Die Hauptabsicht meiner langen und vielfältigen Reisen war, genaue Karten zu entwerfen, weil dieß in meine Berufsgeschäfte einschlug und ich mit den nöthigen Werkzeugen versehen war. Ich reisete daher nie ohne zwei gute Hadley'sche Sextanten und einen künstlichen Horizont. Ich beobachtete die Breite überall, wo ich mich befand, selbst mitten auf einem Felde, alle Tage um Mittag und jede Nacht, durch Hülfe der Sonne und der Sterne. Ich hatte auch eine Boussole mit Dioptern, und untersuchte oft die Abweichung der Magnetnadel meiner Boussole, indem ich das Azimut derselben mit demjenigen verglich, das meine Berechnungen und Sonnenbeobachtungen gegeben hatten.

Da das Land eben ist, so konnte ich sehr oft vermittelst der Bousole die gerade Entfernung zweier Punkte, deren geographische Breite ich kannte, bestimmen, welches mir die Bestimmung der geographischen Länge erleichterte. Auf diese Art habe ich mich stets bemühet, die Lage aller Anhöhen oder ausgezeichneten Punkte zu bestimmen; weil, wenn ich von andern Standpunkten aus die Entfernung derselben von einander vermittelst der Bousole gemessen hatte, ich nun leicht die geographische Längenlage derselben durch Berechnung finden konnte. Zuweilen, wenn ich in Wäldern war, ließ ich große Holzstöße anzünden, deren Rauch mir als Signal diente, und ich fand durch dieses Mittel die wahre Lage der Oerter, deren Breite ich vorher beobachtet hatte. Bei andern Gelegenheiten, wo ich kein anderes Hülfsmittel hatte, schickte ich zwei Leute zu Pferde voraus, wovon der eine stehen blieb, so bald er mich aus dem Gesichte verloren hatte, und der zweite, wenn er diesen nicht mehr sah, und so weiter. Ich schritt alsdann sorgfältig die Entfernung zwischen jedem in gerader Linie ab, und bemerkte auf der Uhr die Zeit, welche ich brauchte, um von dem einen zu dem andern zu kommen.

Immer habe ich's auf meinen Reisen vermieden, nach Approximation zu urtheilen. Es kann hier also kein anderer Irrthum Statt finden, als ein solcher, der bei einer Beobachtung der Breite vorfallen kann, obgleich ich ein gutes Instrument hatte, und meine Bestimmungen vermittelst einer Bousole machte, auf welcher die halben Grade gut angegeben waren. Uebrigens glaube man nicht

daß die bewohnten Oerter und die vornehmsten Anhöhen die einzigen sorgfältig bestimmten Punkte auf meiner Karte seien, denn ich habe eine Menge anderer Punkte in den Einöden, so wie die Lage vieler Hütten und zerstreueter Ansiedelungen, bestimmt, die ich nicht in meiner Karte eingetragen habe, weil sie nicht beständig sind.

Man hat mit aller möglichen Sorgfalt die Hauptflüsse beschifft, nämlich den Paraguay von dem Jauru an, den ganzen Parana von dem Tiete an, und einen Theil von diesem, den Yguazu, den Uruguay, den Curuguaty, und endlich den Jsui, den Tebicuary, und den Chatemy, mit einem Theile des Aguaray, und überall habe ich die Mündungen der Flüsse bestimmt, welche sich darein ergießen. Aber da dieser eine zahllose Menge ist, und, den ganzen Lauf eines jeden zu bestimmen, nicht nur für einen Einzelnen, sondern selbst für viele gemeinschaftlich beobachtende Personen, unmöglich sein würde, so glaubte ich, dem Ziele mich zu nähern, wenn ich die Mündungen und andere Stellen ihres Laufes, die ich zu Lande beobachtet hatte, als sichere Punkte annähme, und ich füllte die Zwischenräume, theils nach den mir mitgetheilten Angaben, theils nach Muthmaßungen, aus.

Wenn man auf den großen Umfang meiner Karte blickt, so wird man leicht errathen, daß sie nicht in dem Zeitraume von 20 Jahren von einem einzigen Manne, der zugleich so viele andere wichtige Geschäfte hatte, verfertigt werden konnte. Jch will daher angeben, was ich von andern entlehnt habe.

Die Quellen, oder den ersten Theil des Laufes des Parana und des Paraguay habe ich von der nicht heraus gegebenen Karte des portugiesischen Brigadiers Jose Custodio de Saa y Faria, der einige Jahre in jenen Gegenden zubrachte, entlehnt; aber da er nur Ingenieur und nicht Astronom war, so kann ich ihm nicht ganz vertrauen, obgleich ich seine Karte allen erschienenen vorziehe.

Die Provinz Chiquitos und Santa Cruz de la Sierra habe ich nach der Arbeit meines Gefährten, Antonio Alvarez Sotomayor entworfen. Zwar weiß ich nicht, welche Methode er befolgt hat, aber da er gute Werkzeuge und die nöthige Zeit zu Beobachtungen hatte, so traue ich ihm, und glaube, daß seine Arbeit vorzüglicher ist, als alles, was vor ihm die Jesuiten geliefert haben.

Die Karte von dem Paraguayflusse, von der Mündung des Jauru bis zum 19. Breitengrade, ist nach derjenigen entworfen, welche die Grenzkommissarien Kraft des Traktats von 1750 zeichneten. Die Karte aber von dem obern Theile des Parana, von dem großen Wasserfalle bis zu der Ansiedelung Korpus, ist nach der Arbeit entworfen, welche von meinem Gefährten, dem Schiffskapitän Don Diego Alvear, herrührt. Ich habe das größte Vertrauen auf die Genauigkeit dieser beiden Partieen der Karte.

Alles übrige ist von mir, mit Ausnahme des Laufes der kleinen Bäche, welche von den am weitesten östlich liegenden Seiten der großen Bergkette der Andes kommen, und sich vereinigend die Flüsse bilden, die Chako durch-

strömen. Ich habe alle diese Flüsse und das dazu gehörige Gebiet von der 1775 gestochenen Karte des Don Juan de la Cruz entlehnt. Ich selber bin wenig in der großen Provinz Chako gereiset. Jene Karte wird mit hinlänglichem Grunde für die beste von Süd-Amerika gehalten, allein ich kann dieser so wenig als den andern, die ich kopirt habe, so viel Genauigkeit als der meinigen zutrauen. Sie gibt dem Flusse Pilcomayo zwei Arme, und läßt sie unterhalb der Stadt Assumzion in den Paraguay fallen. Ich aber habe den südlichen Arm, da ich keine Spur davon gefunden, weggelassen, und da ich weiß, daß ein ansehnlicher Fluß sich westlich unter 24° 24′ der Breite in den Paraguay ergießt, so habe ich denselben als den andern Arm des Pilcomayo angegeben, weil ich ihn wirklich dafür halte. Auch habe ich die Breiten der Städte Cordova und Santiago del Estero geändert, weil sie nicht richtig angegeben waren, so wie der Ruinen der alten Stadt Santa Cruz de la Sierra.

Ich nahm auf meinen Reisen fast immer einen meiner Untergebenen als Begleiter mit, nicht nur, um durch ihn die Breiten zu gleicher Zeit beobachten zu lassen und die beiden Resultate zu vergleichen, sondern auch um ihn mit meiner Verfahrungsart bekannt zu machen. Ich erreichte dadurch meine Absicht vollkommen, und wurde bei meinen Arbeiten nicht nur von Cerviño, Yniarte und Oyalvide, wie schon erwähnt ist, sondern auch von dem Fregattenkapitän Don Juan Francisco Aguirre, dem Schiffskapitän Don Martin Boneo, und von den Pilotən Don Pablo Zizur und Don Ignacio Pazos unterstützt.

Um meine Karte genauer zu machen, und die Meridiane auf den Meridian von Paris zu reduziren, habe ich in Montevideo, Buenos Ayres, Corrientes und Assumzion vielfache Beobachtungen des Eintritts und Austritts der Jupitersträbanten, der Sonnenfinsternisse, der Sternbedeckungen durch den Mond gemacht, und dem zu Folge die Längengrade auf meiner Karte angegeben.

Die Papiere, welche diese einzelnen Beobachtungen enthalten, sind in Paraguay geblieben, und ich habe sie zurück gefordert, um sie mit ähnlichen in Europa gemachten zu vergleichen *).

Die Karte, welche 20 Stunden von dem Laufe des Pilcomayo darstellt, den ich so weit beschifft habe, als es die geringe Wassermenge gestattete, ist gleichfalls in Amerika geblieben. Auch habe ich meine Originalkarten mit verschiedenen Detailarbeiten in den Händen meines treuen Freundes Pedro Cerviño zu Buenos Ayres gelassen, denn ich wollte diese Früchte meiner Reisen, da ich von dem Abschlusse des Friedens nichts wußte, der Gefahr des Verlustes nicht aussetzen. Ich habe indessen eine Kopie mitgebracht, worin nur einige kleine Details ausgelassen sind. Auch darf ich nicht verschweigen, daß der Lauf der Flüsse, welche sich östlich von 22° 4′ der

*) Mit Recht wünscht ein deutscher Beurtheiler des Azara'schen Werks — wenn ich nicht irre, in der allgem. geogr. Ephemeriden — daß es dem Verfasser gefallen möge, seine Original-Beobachtungen, nach Humboldts Beispiele, bekannt zu machen. Der Uebers.

Breite bis zu dem Taquaryflusse in den Paraguay ergießen, vielleicht nicht ganz so ist, wie meine Karte angibt. Ich habe jene Gegenden nicht hinlänglich durch eigene Ansicht kennen gelernt, um über diesen Theil meiner Arbeit ganz sicher zu sein. Die vorhandenen Karten und Reiseberichte sind nicht einstimmig.

Die Karte zeigt die Grenzen von Brasilien nach dem Traktate von 1777, ohne auf die Abänderungen, welche die Portugiesen machen wollen, Rücksicht zu nehmen. Die verschiedenen spanischen Gouvernements in Chaco haben keine bestimmten Grenzen, die von mir angegebenen schienen mir die regelmäßigsten zu sein.

Ich habe mich nicht bloß auf geographische Arbeiten beschränkt. Während ich ein unermeßliches Land, das mir ganz unbekannt zu sein schien, und fast nie Nachrichten aus Europa erhielt, ohne Bücher, ohne angenehme belehrende Unterhaltungen, konnte ich mich kaum anders als mit den Gegenständen beschäftigen, welche die Natur mir darbot. Ich ward also gleichsam zum Beobachten gezwungen, und begegnete auf jedem Schritte Wesen, die meine Aufmerksamkeit fesselten, weil sie mir neu vorkamen. Ich hielt es für zuträglich und sogar für nothwendig, meine Beobachtungen und die Bemerkungen, wozu sie mir Veranlassung gaben, sorgfältig aufzuzeichnen. Das Mißtrauen, welches das Bewußtsein meiner Unkunde mir einflößte, machte mich freilich schüchtern, da ich glaubte, daß die Gegenstände, welche mir neu vorkamen, schon längst von Reisenden und Naturforschern beschrieben wären, und eben so wenig konnte

ich mir verhehlen, daß ein einsamer Reisender wie ich, ermüdet durch Beschwerden, einzig beschäftigt mit Geographie und andern wichtigen Arbeiten, und ohne Unterstützung, ohne Rath, durchaus nicht im Stande sein könnte, so zahlreiche mannigfaltige Gegenstände gut zu beschreiben. Aber dessen ungeachtet entschloß ich mich, so viel zu beobachten, als meine Fähigkeit, als Zeit und Umstände erlaubten, alles aufzuzeichnen, und die Bekanntmachung meiner Beobachtungen bis zu dem Augenblicke zu verschieben, wo die Beendigung meiner Hauptgeschäfte mir freiere Muße lassen würde.

Als ich nach Europa ~~um~~zurück gekehrt war, glaubte ich, meine Bemerkungen der gelehrten Welt nicht vorenthalten zu dürfen. Man wird leicht merken, daß es mir an wissenschaftlichen Einsichten, so wohl von dem Mineralreiche, als von dem Pflanzenreiche, von Fischen, Insekten und Gewürmen, fehlt, und daß ich den Beobachtungen dieser Art nicht so viel Zeit gewidmet habe, als ich selbst gewünscht hätte. Aber man kann versichert sein, daß sich in den Thatsachen weder Uebertreibungen noch bloße Muthmaßungen finden, daß ich nichts sage, als was ich selbst gesehen habe, und was jeder durch eigene Beobachtungen, oder nach den Angaben der Eingebornen, berichtigen kann.

Ich wollte der Geschichte nicht ganz die Nachrichten entziehen, welche ich im Lande theils aus alten Ueberlieferungen an Ort und Stelle geschöpft, theils bei der Durchsicht vieler Archive in der Stadt Assumzion, einiger Papiere aus den Archiven von Buenos Ayres, Corrientes,

und Santa-Fe, und aller alten Denkschriften der Ansiedlungen und Pfarreien aufgesammelt habe. Diese Urkunden, und die Kenntniß der Oerter und deren indianischen Bewohner, haben mich in den Stand gesetzt, viele Irrthümer zu verbessern, worein Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca, Anton Herrera, Ulrich Schmidels, Martin del Barco Centenera, Ruy Diaz de Guzman und die Jesuiten Lozano und Guevara gerathen sind. Es stehe hier über alle diese Schriftsteller eine kurze Nachricht.

Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca ward 1542 beauftragt, die Eroberung des Landes fortzusetzen. Es entstand aber so große Mißhälligkeit zwischen ihm und seinen Soldaten, daß ihn diese in Fesseln legten, und ihn mit seinem Vertrauten, dem Schreiber Pedro Hernandez, nach Spanien sandten. Der Rath von Indien verurtheilte Alvaro und seinen Günstling zu Galeerenstrafe. Seine Schriften, die während der zwei Jahre seiner Verwaltung gedruckt wurden, verdienen daher wenig Glauben, besonders wo er von sich selbst und von denjenigen spricht, welche ihn verhaften ließen. (Man findet sein Werk im ersten Bande der von Barca herausgegebenen Sammlung Historiadores primitivos de las Indias occidentales. Madrid 1749, 3 Vol. Fol.)

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schrieb Herrera, ohne das Land zu kennen, das unter seinem Namen bekannte Werk *) zu Madrid, zu der Zeit, als

*) Historia general de los hechos de los castellanos en las islas y terra firma del mar oceano — zuerst Madrid 1601.,

Cabeza de Vaca und sein Schreiber, um sich zu rechtfertigen, ihre Denkschriften überall verbreiteten, und diese waren die einzige Beschreibung des Landes, die man hatte. Das wenige also, was Herrera von Paraguay und dem Platastusse sagt, verdient nicht mehr Vertrauen als sein Original.

Schmidels nahm als gemeiner Soldat 1535 Theil an der Eroberung des Landes und kehrte 1552 zurück. Bei seinem Aufenthalte in Sevilla übergab er Karln V. eine von Domingo Martinez de Yrala verfaßte historische Beschreibung jener Länder. Ich habe sie nicht gesehen, aber sie ist ohne Zweifel das beste Werk über diesen Gegenstand, weil der Verfasser der einsichtsvollste Spanier war, der sich unter den Eroberern des Landes befand. Als Schmidels nach Straubing in Baiern, seiner Heimath, zurück gekehrt war, beschrieb er in deutscher Sprache, was er gesehen hatte. Aber, wie natürlich, er verstümmelte die Namen der Flüsse, der Oerter, der indianischen und spanischen Bewohner so sehr, daß es schwer ist, sein Buch zu verstehen. Es ward später ins Lateinische übersetzt, aber ohne Berichtigung der Namen, die man oben drein latinisirte, so wie man den Namen des Verfassers selbst in Ulbericus Faber verwandelte. Vor nicht langer Zeit hat man eine spanische Ue-

---

4 Bände in Folio. Die lat. Uebers. Descriptio Indiae occident. Amstel. 1622. Neue Ausg. des Originals, Madrid 1730, 4 Bände Fol. Nach dieser die engl. Uebers. von Stephen, London 1740, 6 Bände 8.

berſetzung *) davon heraus gegeben, aber auch hier die Namen nicht überall berichtigt. Ich kann über dieſen Punkt ziemlich ſicher urtheilen, da ich die Oerter kenne, und dem Verfaſſer Schritt vor Schritt gefolgt bin. Dieſes kleine Werk achte ich ſehr hoch, ſo unparteiisch, ſo unbefangen, erzählt der Verfaſſer, und ſo genau gibt er die Entfernungen und die Lage der Oerter an. In dieſem Punkte kommt ihm keiner gleich. Uebrigens findet man hier freilich die Mängel, welche ein gemeiner Soldat in der Beſchreibung eines ſehr entfernten Landes kaum vermeiden konnte, wohin z. B. gehört, daß er die Zahl der Feinde und der Gebliebenen erhöht, und oft von den Mißhälligkeiten der Offiziere nicht unterrichtet iſt.

Barco Centenera, ein Prieſter aus Eſtremadura, ging 1573 in jene Gegenden, und ſchrieb in Verſen ~~Verſen~~ ſeine Argentina, oder Geſchichte des Platafluſſes ſeit der Entdeckung deſſelben bis zum J. 1581. Dieß Werk wurde in Lisboa 1602 gedruckt. **) Der Verfaſſer bekümmert ſich wenig um ſorgfältige Erforſchung der Wahrheit und der Thatſachen, er läßt ſich von der Läſterſucht hinreißen, erfindet Namen und Fabeln, iſt ohne Methode und miſcht ſehr unpaſſend Geſchichten aus andern Ländern ein, kurz, es ſchien ihm hauptſächlich um Anhäufung der Verſe zu thun zu ſein, die doch recht ſchlecht ſind. Man

*) Es gibt eine im 3. Bande des Barca: Schmidel historia e descubrimento del rio de la Plata e del Paraguay. Hat man etwa dieſe wieder abgedruckt?

**) Ebenfalls im dritten Bande der Barca'ſchen Sammlung.

findet indessen einige Thatsachen bei ihm, die man bei andern Schriftstellern nicht antrifft.

Ruy Diaz de Guzman ward 1554 in Paraguay geboren. Er brachte fast sein ganzes Leben in der Provinz Guayra zu, wo er Ober-Befehlshaber ward. Da er sich weigerte, die Vorrechte der Stadt Assumzion, der Hauptstadt des ganzes Landes, anzuerkennen, so ward er in viele Händel und Prozesse verwickelt, wovon man in den Archiven jener Stadt Nachrichten findet. Dieß nöthigte ihn, sich nach der Provinz de los Charcas zu retten, um sich vor dem Obergerichtshofe zu rechtfertigen. Hier schrieb er, fast ganz aus dem Gedächtnisse, seine Argentina, eine Geschichte der Eroberung und Entdeckung der Ufer des Platastusses, welche er 1602 dem Herzoge von Medina Sidonia sandte. Eine Abschrift des Werks gab er dem Stadtrath zu Assumzion, der dieselbe in dem Archive aufbewahrte, bis sie 1747 durch den Gouverneur Larrazobal gestohlen wurde. Zum Glücke gab es noch andere Abschriften, und ich selbst besitze eine, die bis auf das Jahr 1573 geht. Der Verfasser spricht von einem zweiten Theile, der die Fortsetzung enthalten sollte, aber sich in dem Lande nicht findet. Da er nicht vermeiden konnte, von seinen eigenen Angelegenheiten zu sprechen, so wagte er es wahrscheinlich nicht, seinen Bericht unter den Augen seiner Widersacher und Verfolger heraus zu geben. Dieses, noch handschriftliche, Werk ist weit besser als die oben genannten frühern, und ist die Grundlage aller spätern geworden. Der Verfasser ist aufrichtig, nur zuweilen etwas zu leichtgläubig. Seine Angaben

sind nicht sehr genau, und da er der Sohn des Alonso Riquelme (eines Neffen des erwähnten Cabeza de Vaca) und der Doña Ursula, Tochter des Domingo Martinez de Yrala, war, so darf man sich nicht wundern, daß er seinem Vater Unternehmungen zuschreibt, welche derselbe nicht leitete, und die Fehler seines Oheims und seines Ahnherrn zu verhehlen sucht.

Lozano ist bekannt durch seine Geschichte des Jesuiterordens, und die Geschichte von Chaco.*) Er schrieb auch eine Geschichte von Paraguay und dem Platafluße, die noch nicht gedruckt ist; ein starker Band, wovon es in Buenos Ayres nur eine einzige Abschrift gibt, welche der Advokat Julian Leyba besitzt. Der Verfasser überreichte sein Werk dem Kollegium zu Cordova del Tucuman, dessen Mitglied er war, aber als er es seinen Mitbrüdern vorlas, fanden sie es so beißend und bitter gegen die Spanier, daß sie den Druck nicht erlauben wollten. Diesen Umstand habe ich von Leuten erfahren, die ihn aus dem Munde der Jesuiten selbst hatten. Ich habe allerdings nie etwas so heftiges gelesen, und kenne kein Buch, das so langweilige abgeschmackte Moralitäten enthält. Es ist zu bemerken, daß der Verfasser, so viel Böses er immer von allen Spaniern vorbringt, doch unge-

*) Descripcion chorographica de los territorios, arboles, animales, de Grand Chaco, y de los ritos y costumbres de las innumerabiles naciones que la habitan. En Córdova 1733. 4. Das erste Werk heißt: Historia de la compagnia de Jesus en la Provincia del Paraguay — Madrid 1753. 2 Bände in Folio.

mein die Tugenden des Cabeza de Vaca und des ersten Bischofs rühmt, von welchem er Wunderthaten erzählt, obgleich beide die ungeschicktesten boßhaftesten Menschen waren, welche jemahls das Land betraten. Er entstellt Thatsachen, um Gelegenheit zu bittern Satyren zu erhalten, da ihm aber seine Mitbrüder viele Angaben und Nachrichten mittheilten, so findet man bei ihm manches, was andre Schriftsteller übergangen haben.

Die Jesuiten kannten die Mängel der Geschichte des Lozano, und trugen einem ihrer Mitbrüder, Namens Guevara, auf, das Werk zu verbessern. Man fand auch wirklich zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten, in ihrem Kollegium zu Cordova eine handschriftliche Geschichte, wovon Einige Abschriften nahmen, weil man glaubte, sie müßte, als die neueste, die beste sein. Sie ist ganz dem Werke des Lozano nachgeschrieben, und unterscheidet sich bloß dadurch, daß der Verfasser sich bemüht zu haben scheint, korrekter zu schreiben, und doch schlechter schreibt, daß er mehrere satyrische Ausfälle wegnahm, um andere noch abgeschmacktere dafür einzumischen, und daß er oft wesentliche Dinge ausläßt, um unwesentlichen Platz zu machen.

* * * *

Anmerkung des französischen Uebersetzers. Ich füge hier noch das Verzeichniß der mir bekannten Werke über Paraguay, Rio de la Plata (Platafluß) und Chaco hinzu, wovon Azara keine Erwähnung gethan hat.

Acarete de Biscay. Relation des Voyages dans la Rivière de la Plata, et de là par terre au Pérou — in dem vierten Theile der Thevenotschen Sammlung.

F. N. de Techo. The history of the provinces Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata &c, in Churchill's Samml. Bd. VI, 3.

In den Lettres édifiantes, Bd. 11, 21, 23, 25, 30, 32, 33 der alten Ausgabe, gibt es mehrere Briefe, die Paraguay betreffen. Man hat dieselben in 9 Bände der neuen Ausgabe (Paris 1781, 12) vereinigt.

N. Duran. Relation des insignes progrès de la religion chrétienne, faits au Paraguay, province de l' Amérique méridionale, et dans les vastes régions de Guair et d' Uruaig, trad. du latin en françois. Paris 1638. 8.

S. A. Muratori. Il cristianesimo felice nelle missioni dei padri della compagnia di Gesu nel Paraguay. Venedig 1743, 4.

Charlevoix. Histoire du Paraguay. Paris, 1756, 3 Bände 4, und 6 Bände 12.

Documentos tocantes a la persecucion que los regulares de la compagnia suscitaron contra Don B. de Carderas, obispo de Paraguay. Madrid 1768.

D. Bernardo Ibagnez de Echaveri. El reyno jesuitico del Paraguay, in dem 4. Bande der Collección de documentos &c. Madrid 1770.

Dobrizhofer. De Ap Abiponibus. 1783 — 1784. Ich habe dem Verfasser während seines Aufenthalts in Paris dieses Werk mitgetheilt, das er noch nicht kann-

te. Er gab es mir mit der Aeußerung zurück, daß er demselben nicht viel Werth beilegen könnte. Azara behauptet, Dobrizhofer habe nach der Rückkehr in sein Vaterland weitschweifig wieder erzählt alles, was man ihm in Buenos Ayres erzählt hatte, aber er wäre nicht in das Innere des Landes gekommen.

D. Jolis. Saggio sulla storia naturale della provincia del gran Chaco. Faenza 1789. 8.

In den letzten Bänden des Viagero universal — findet man einige Nachrichten über Buenos Ayres.

Ich bat Azara, mir die über Paraguay oder Rio de la Plata, seit seiner Rückkehr nach Europa, oder während seines Aufenthaltes in Amerika, erschienenen Werke zu senden, aber er antwortete mir am 23. August, es gäbe keines.

Erstes Kapitel.

Klima und Winde.

Als Grenzen nehmen wir südlich die magellanische Meerenge oder den Parallelkreis des 52. oder 53. Breitengrades, nördlich den Parallelkreis des 16. Breitengrades, westlich die östlichsten unregelmäßigen Gipfel der Kordilleren oder der Andeskette, die sich innerhalb derselbigen Grenzen befinden, und endlich östlich die patagonische Küste bis an den Platafluß, dann längs der Demarkazionslinie zwischen den spanischen Besitzungen und Brasilien, bis zum Parallelkreise des 22. Breitengrades, und in gerader Linie gegen Norden bis zu dem erwähnten 16. Grade der Breite. Diese Grenzen umschließen eine sehr ungleiche Oberfläche, die aber schon nach den geographischen Breitenbestimmungen einen Raum von 720 Stunden Länge einnimmt, dessen mittlere Breite 200 Stunden ist. Ich habe freilich nicht diesen ganzen Raum bereiset, aber die Nachrichten, welche ich mir verschafft habe, setzen mich in den Stand, eine Uebersicht davon zu geben. Die Provinz Chiquitos, wovon ich nichts sagen werde, nehme ich aus.

In einem so weit gedehnten Raume, der vielleicht mit ganz Europa verglichen werden kann, gibt es, wie man denken kann, ein sehr verschiedenes Klima. Aber da sich in dieser Verschiedenheit eine genaue, von der Breite

abhängige, Gradazion findet, so wird man über das Klima und die herrschenden Winde richtig urtheilen können, wenn ich meine, in zwei weit von einander entfernten Städten gemachten, Beobachtungen mittheile.

In Assumcion, der Hauptstadt von Paraguay, unter 25° 16′ 40″*) der Breite, stieg das fahrenheitsche Thermometer in meinem Zimmer auf 85 Grade an gewöhnlichen Sommertagen, und bis zu 100 an den heißesten Tagen. An Wintertagen, die man kalt nannte, fiel es auf 45 Grade. In den ungewöhnlichen Jahren 1786 und 1789 aber sah ich das Wasser in dem Hofe meiner Wohnung gefrieren und einige Pflanzen durch den Frost leiden; ein Kältegrad, der 30 Grad Fahrenheit gleich ist. Zwischen diesem Punkte und der höchsten Wärme finden sich große Unterschiede in den Graden der Lufttemperatur, woraus man auf die Verschiedenheit der Jahreszeiten schließen kann. Viele Bäume verlieren ihre Blätter. Im Lande behauptet man gewöhnlich, und mit Recht, daß Südwind oder Südostwind Kälte, Nordwind aber Wärme bringt. Wärme und Kälte scheinen in der That eben so sehr oder mehr von den Winden, als dem Stande oder Entfernung der Sonne, abzuhangen. Die gewöhnlichsten Winde sind der Ostwind und der Nordwind. Der Südwind weht höchstens während eines Zwölftels des Jahres, und wenn er sich nach Südwest dreht, macht er die Luft still und heiter. Den Westwind kennt man

*) Auf diese Art werden die Grade, Minuten, und Sekunden der Breite immer bezeichnet werden. Alle Breiten sind südlich, alle Längen westlich, nach dem Meridian von Paris.

kaum, als ob die Andeskette ihn auf mehr als 200 Stunden Entfernung abhielte. Weht er zuweilen, so dauert es kaum zwei Stunden.

In Buenos Ayres hatte ich kein Thermometer, um den höchsten Kälte- und Wärmegrad beobachten zu können; aber ohne Zweifel muß die Wärme hier, unter 34° 36′ 28″ der Breite, nicht so groß sein. Auch die Kälte ist hier fühlbarer als in Assumcion, und der Winter heißt gewöhnlich, wenn er drei bis vier Tage hat, wo das Wasser von einer leichten Frostdecke überzogen ist, strenge aber, wenn man diese Erscheinung häufiger bemerkt. Obgleich hier die Winde denselben regelmäßigen Gang haben wie in Assumcion, so habe ich doch bemerkt, daß sie drei Mahl stärker sind, daß die Westwinde häufiger wehen, daß die Südostwinde im Winter immer Regen, nie aber im Sommer, bringen, daß sie im Herbste weniger heftig, im Frühlinge und Sommer aber anhaltender und heftiger sind, und daß sie Staubwolken aufheben, welche zuweilen die Sonne verhüllen und äußerst unangenehm sind. Die stärksten Winde sind diejenigen, die von Südwest nach Südost streichen. Stürme sind selten, aber es gibt deren zuweilen, wie z. B. am 14. Mai 1799, wo der Sturmwind die Hälfte der Ansiedlung Atira in Paraguay umriß, sechs und dreißig Menschen tödtete, viele Karren fortriß, und einem Pferde, das an ein um den Hals gelegtes Band fest gebunden war, den Kopf wegnahm. In demselben Jahre erhob sich am 18. September abermahl ein Sturmwind, der in dem Hafen von Montevideo acht große und viele kleine Fahrzeuge an das Ufer warf.

Ueberall ist die Atmosphäre feucht und wirkt nachtheilig auf das Hausgeräth, besonders in Buenos Ayres, wo die gegen Mittag liegenden Zimmer immer einen feuchten Fußboden haben. Die in derselben Lage befindlichen Wände sind mit Gras oder Moos bedeckt, und die nach jener Gegend gerichtete Seite der Dächer ist mit einer dichten, fast drei Fuß hohen, Pflanzendecke so sehr bewachsen, daß man sie alle zwei bis drei Jahre reinigen muß, damit das Gebäude nicht leide. Aber alles dieß hat keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit.

Selten verdichten sich die Dünste so sehr, daß Nebel entstehen. Der Himmel ist stets klar und heiter, und wie man mir erzählte, hat es nur ein Mahl und zwar sehr wenig in Buenos Ayres geschneiet. Dieser Schnee machte so viel Eindruck auf die Eingebornen, als der Regen auf die Bewohner von Lima. Wenn diese zum ersten Mahle aus ihrem Vaterlande kommen, sind sie ganz erstaunt beim Anblicke des Regens, eines in ihrer Heimath unbekannten Ereignisses. Schloßen fallen selten, bei dem Sturme am 7. Oktober 1789 fielen zwölf Stunden von Assumcion Körner, die bis drei Zoll im Durchmesser hatten. Ein sehr sicheres Vorzeichen des Regens ist ein Streif, den man bei Sonnenuntergange westlich am Horizonte sieht. Ein etwas starker Nordwind, der zuweilen den Kopf schwer macht, bringt am zweiten Tage nachher Regen. Dasselbe hat man zu erwarten, wenn man bei Anbruche der Nacht in Südwest blitzen sieht, wenn eine drückende Hitze ist, und wenn man von Buenos Ayres die gegen über liegende Küste erblickt.

Es fällt, glaube ich, in diesen Gegenden jährlich eine weit beträchtlichere Regenmenge als in Spanien. In allen Jahreszeiten, besonders im Sommer, gibt es sehr häufig Regengüsse, von vielen Blitzen begleitet. Die Donnerschläge folgen so schnell auf einander, daß man oft keine Zeitdauer zwischen den einzelnen gewaltigen Schlägen zu berechnen vermag, und der Himmel ganz in Flammen zu stehen scheint. Der Blitz schlägt weit häufiger ein, als in Spanien, besonders wenn das Gewitter aus Nordwest kommt. Zu meiner Zeit wurden viele Personen in Paraguay erschlagen, und bei dem Gewitter am 21. Januar 1793 schlug der Blitz sieben und dreißig Mahl in der Stadt Buenos Ayres ein und tödtete 19 Menschen. Ich bemerkte in Paraguay, daß der Blitz immer die höchsten Holztheile der Gebäude, selbst wenn sie in die Mauer eingefügt waren, traf; und um der Gefahr zu entgehen, durfte man sich nur ein wenig davon entfernen.

Man würde irren, wenn man die Stürme, die häufigen Regengüsse, die Gewitter und ihre Wirkungen, dem Einflusse der Wälder und Gebirge auf die Atmosphäre zuschreiben wollte; denn man findet bis auf mehr als 100 Stunden Entfernung kein Gebirge, und man kann für gewiß annehmen, daß es südlich vom Platafluße und nördlich bis zum Paraguay keinen Baum als etwa am Ufer der Bäche gibt. Man muß also annehmen, daß es die natürliche Beschaffenheit der Atmosphäre ist, was jene Erscheinungen zu allen Jahreszeiten und weit häufiger als in Europa verursacht.

Aus allen diesen Angaben läßt sich, glaube ich, schließen, daß die Kälte, die Feuchtigkeit der Atmosphäre, und

die Stärke der Winde von Assumcion bis Buenos Ayres nach Verhältniß der Breitengrade immer zunehmen. Aus demselben Grunde darf man annehmen, daß, je mehr man sich der magellanischen Straße nähert, jene Erscheinungen sich noch auffallender zeigen, und die Winde dort sehr heftig werden müssen. Aber in Ansehung der Gewitter und der Wirkung des Blitzes wird man es nicht so finden; denn diese Erscheinungen sind in Paraguay so furchtbar als in Buenos Ayres, und ich glaube, sie sind weniger heftig am Platafluſſe. Umgekehrt wird sich's verhalten, wenn man von Paraguay sich nördlich wendet, und ich glaube, Feuchtigkeit und Heftigkeit der Winde sind dort, bei gleichen Breiten, noch bedeutender als hier.

Was die Kälte betrifft, so zweifelt niemand, daß die südliche Hämisphäre, bei gleichen Breiten, kälter sei, als die nördliche. Buenos Ayres und Cadiz aber liegen fast unter gleichen Graden südlicher und nördlicher Breite, und doch bedient man sich in der letztern Stadt, die näher an der See als die andere liegt, sehr häufig der Kamine und Kohlenpfannen, die man in Buenos Ayres nicht kennt, wo man die Kohlenpfannen wenigstens sehr selten findet, obgleich die Häuser sehr wenig gegen den Wind verwahrt sind. Die Kälte scheint in diesen Gegenden mehr von dem Winde als von dem Boden und der Entfernung der Sonne abzuhangen. Uebrigens gibt's in der ganzen Welt vielleicht kein gesunderes Land, als die Gegenden, welche ich beschreibe. Selbst die Nachbarschaft wasserreicher Oerter und überschwemmter Gegenden, die man häufig findet, hat keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Bewohner.

Zweites Kapitel.

Boden.

Die ausgedehnte Oberfläche des Landes, wovon ich rede, bildet nur eine platte Ebene, wovon der größte Theil beträchtlich horizontal ist; denn alle Ausnahmen beschränken sich auf einige Anhöhen oder kleine Berge von geringem Umfange, die nicht 90 Toisen über ihre Grundfläche sich erheben, und kaum Berge genannt werden könnten, wenn sie sich nicht in einer Ebene fänden. Auf den Karten werden sie zu stark ausgezeichnet. Ich glaube, mich in einer allgemeinen Beschreibung bei einem so wenig bedeutenden Gegenstande nicht aufhalten zu dürfen. Die Gegenden aber des östlichen Theils, vom Platastrome bis zum 16. Breitengrade, bestehen aus sehr ausgedehnten sanft gerundeten Anhöhen, welche den Horizont nach dieser Seite hin beschränken, und zugleich die daraus entstehenden Phänomene, wovon ich reden werde, modifiziren.

Schon der bloße Anblick reicht hin, die Horizontalität dieser Gegend zu bemerken, aber es gibt auch Erfahrungen, welche dieselbe größten Theils beweisen. Personen, welche das Land gut kennen, behaupten, daß, wenn die Ost- und Süd-Ostwinde zu Buenos Ayres das Wasser des Flusses bis zu 7 Fuß über seine gewöhnliche Höhe treiben, es in den Paranástrom trete, und man es bis auf

60 Stunden bemerke. Ich habe ferner aus der Untersuchung der Barometerhöhen, welche die zur Ausführung des Traktats von 1750 ernannten Grenzkommissarien beobachtet hatten, den Schluß gezogen, daß der Paraguaystrom in seinem Laufe von Mitternacht nach Mittag zwischen den Parallelkreisen von 50° 24′ und 22° 57′ nicht einen Fuß Fall hat auf eine Seemeile Breite.

Diese Beschaffenheit der Ebene, die einen so ausgedehnten Landstrich bildet, führt Umstände herbei, welche eine genauere Erwägung verdienen. Die Bergkette der Andes und ihre östlichen Abhänge, welche die westliche Grenze des von mir beschriebenen Landes in einer Ausdehnung von 720 Stunden ausmachen, müssen nothwendig die ganze Wassermasse, welche aus ihren Quellen entspringt und durch Regen sich sammelt, nach Osten hin in zahllose Bäche und Flüsse ergießen. Aber kaum fünf oder sechs dieser Bäche oder kleinen Flüsse gelangen, theils auf geradem Wege, theils durch den Paraguay oder Paraná, zu dem Meere; denn das Gelände, welches unmittelbar von den Kordilleren sich hinab senkt, ist so horizontal, daß die hinab fallenden Gewässer in der Ebene, ohne eine bestimmte Richtung zu nehmen, verweilen und allmählich verdunsten, so wie das Regenwasser, welches sich in dieser Ebene sammelt.

Eine andere Folge ist, daß dieses Land nie durch künstliche Kanäle bewässert werden kann, und daß man hier weder Wassermühlen noch andere hydraulische Maschinen wird anlegen können. Man kann eben so wenig Wasserleitungen zu Springbrunnen anlegen, weil das Wasser der

Flüsse und Bäche nur gerade so viel Fall hat, als zu einem Leitungskanale nöthig wäre; keine Stelle ist merklich niedriger als die andere, sondern alles fast horizontal. Buenos Ayres und die anderen Städte des Landes, so wie viele Flecken und Pfarrdörfer, liegen an Flüssen, und doch können die Einwohner nie das Wasser zu ihren Wohnstätten leiten, um Springbrunnen anzulegen, wenn sie sich nicht der Feuerspritzen bedienen.

In einem sehr ebenen Lande muß es viele Seen geben, die eine sehr ausgedehnte Wasserfläche bilden, aber wenig Tiefe haben, und im Sommer austrocknen. Denn da der Boden dem Regenwasser, das er nicht verschlucken kann, keinen hinlänglichen Abfluß gewährt, so muß es sich nothwendig an etwas tieferen Stellen sammeln und, weil sie in einem solchen Lande nicht sehr tief sein können, sich weit ausdehnen. Der berühmte See de los Xarayes zeigt diese Wirkungen in einem auffallenden Beispiele. Er entstehet aus dem Zusammenflusse der Wassermasse, welche die Regengüsse bilden, die während der Monathe November, Dezember, Januar, und Februar in der Provinz Chiquitos (Tschikitos) und in den Gebirgen, deren Gewässer den großen Paraguaystrom nähren, häufig fallen. Da dieser Fluß nicht alle ihm zuströmenden Gewässer in seinem Bette forttragen kann, so ergießt er seinen Ueberfluß hier und dort in das ebene Land. Der Umfang dieses Sees hängt ab von der größern oder geringern Regenmenge, die in manchen Jahren beträchtlicher als in andern ist, und da seine Gestalt durch die Horizontalität des Bodens bestimmt wird, so ist er sehr unregel-

mäßig, und es ist unmöglich, ihn genau zu beschreiben. Um aber eine, so viel als thunlich ist, richtige Idee von diesem See zu geben, will ich zuerst von seinem Umfange auf der östlichen Seite des Paraguay reden. Er fängt vor dem 17. Breitengrade an, und kann hier, auf der Ostseite des Paraguay, zwanzig Stunden breit sein. Fast dieselbige Größe behält er bis zum 22. Breitengrade, das heißt, in einer Ausdehnung von mehr als hundert Stunden, ohne den Pan de azucar (Zuckerhut) und andere kleine Berge, welche sein Gewässer umgibt, mit in Anschlag zu bringen. Westlich vom Paraguaystrome fängt der See unter 16° 30′ der Breite an, und geht bis zu 17° 30′, indem er sich mehrere Stunden weit in die Provinz Chiquitos erstreckt. Von 17° 30′ bis zu 19° 30′ ist sein Umfang wenig beträchtlich, aber dann bis zum 22. Breitengrade dehnt er sich weit in Chaco und weiter noch in Chiquitos aus, wie meine Karte angibt. Man kann, nach ungefährer Bestimmung, die Länge des Sees auf 110 Stunden und seine Breite auf 40 anschlagen. Er ist wegen seiner geringen Tiefe nirgends schiffbar. Am sonderbarsten ist, daß man ihn während des größten Theils des Jahres trocken findet, ohne einen Tropfen trinkbaren Wassers, und voll von Schwertlilien und andern Wasserpflanzen. Vor Zeiten hielt man diesen See für die Quelle des Paraguay, aber gerade das Gegentheil ist wahr. Andere, die gern Mährchen erfanden, behaupteten, daß in der Mitte desselben das Reich der Xaraves, oder Eldorado, oder Paybiti, liege, und sie suchten diese Fabel seltsam auszuschmücken.

Es gibt noch andere Seen in Paraguay, welche diesem ähnlich sind, so der Aguaracaty unter 25° der Breite, so die nördlich und südlich von der unter 26° liegenden Lagune Ypoa befindlichen Seen, der Neembucu unter 27°, und alle, die östlich vom Paraguaystrome angetroffen werden.

Alle diese stehenden Wasserbehälter sind wenig tief, so wie der Mandiba-See unter 25° 20′, der Ypacaray unter 25° 23′, der Ybera südlich vom Paranástrome und eine Menge großer und kleiner Seen, die überall gefunden werden und den Umfang des urbaren Landes beträchtlich vermindern. Es folgt daraus, daß diese Gegenden nie eines der europäischen Kultur gleichen Anbaues, in Verhältniß mit ihrer Oberfläche, fähig sind, besonders diejenigen, wo Quellwasser fehlen, und die fast gar keine Flüsse und Bäche haben, so wie der Landstrich, welcher sich vom Platastrome bis zur magellanischen Meerenge erstreckt, und ganz Chaco oder doch der größte Theil desselben.

Die Felsen, welche die Anhöhen und kleinen Berge bilden, bestehen nicht aus Kalksteinen, sondern aus Sandsteinen, die bald mehr, bald minder hart, bald fein, bald grobkörnig sind. Man siehet zuweilen aus den Hügeln solche Steine hervor stehen, und an einigen Stellen erheben sich Blöcke aus der Erde, die höchstens sechs Toisen hoch sind. Man fühlt sich geneigt, zu behaupten, das östlich von den Flüssen Paraguay und Paraná gelegene Land sei nichts als eine den zusammen hangenden Felsenkern bedekkende Rinde, die gewöhnlich aus einer, oben schwärzlichen, in den untern Lagen bald weißen, bald gelben, oder

rothen, Thonerde bestehet. Man findet diesen Felsen auf den Anhöhen von Montevideo und Maldonado, und an den Grenzen von Brasilien, in einer so geringen Tiefe, daß es in einem Raume von vielleicht 500 Quadratmeilen nicht hinlänglich Erde zum Anbaue gibt. Hier kann kein Baum wurzeln, kein Wasser eindringen, weil der Felsen ununterbrochen fortläuft. In Chaco und in den westlich von den genannten Flüssen liegenden Landschaften findet man den Boden nicht so; denn er ist hier weit horizontaler, und der Felsen scheint erst in einer Tiefe von 7 Fuß unter der Oberfläche anzufangen. Eben so ist es mit dem Gelände südlich vom Platastrome. Da der innere Felsenkern das Regenwasser nicht weit eindringen läßt, so ist kein Brunnen tief, und um Wasser zu finden, braucht man nur in dem ersten besten Thale ein wenig nachzugraben.

Drittes Kapitel.

Hauptflüsse und Häfen.

Alle Flüsse des weit gedehnten Landstriches zu beschreiben, würde mir nicht möglich sein, und ich muß mich begnügen, von den drei ansehnlichsten zu reden, die wegen ihrer Wasserfülle berühmt sind. Zuvörderst muß ich die Bemerkung machen, daß sich der Lauf dieser Hauptflüsse nach Süden richtet, wie meine Karte zeigt, woraus deutlich erhellet, daß die heiße Zone, oder die Gegend des Aequators, erhabener ist als die gemäßigte südliche Zone. Der Amazonenfluß beweiset dasselbe auf der entgegen gesetzten Seite. Die Geometer haben durch eben so genaue als gegründete Berechnungen erwiesen, daß der Erddurchmesser unter dem Aequataor größer ist, und daß er gegen die Pole hin kürzer wird. Diese Ungleichheit des Durchmessers, oder der Höhe, verändert freilich das Niveau der Erde nicht so sehr, daß die Flüsse nach den Polen ihre Richtung nehmen; aber sie ist in Amerika in der Gegend des Aequators merklicher als um die Pole, wie es der Lauf der drei Hauptströme beweiset.

Die Carios oder Guaranys, welche zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier am östlichen Ufer des Paraguay wohnten, nannten diesen Fluß Payaguay, d. i., Fluß der Payaguas, auf den Umstand anzudeuten, daß

sie die einzigen waren, die denselben in seiner ganzen Ausdehnung beschifften. Die Spanier machten daraus mit einer geringen Abänderung den heutigen Namen, welchen sie zugleich der ganzen Landschaft beilegten, die der Strom durchfließt. Er wird bei seinem Ursprunge von verschiedenen Bächen gebildet, die unter 13° 30′ südlicher Breite in den Gebirgen der Sierra del Paraguay entspringen, wo die Portugiesen viel Gold und Edelgesteine finden. Der Strom hat immer eine südliche Richtung, und ergießt sich in den Paraná. Er ist für Goeletten vom 16. Breitengrade an bis zu seiner Mündung schiffbar, obgleich sein Bett im allgemeinen enge ist, aber er hat weder Klippen noch andere Hindernisse und immer genug Fahrwasser.

Um von der Wasserfülle dieses Stroms einen Begriff zu geben, maß ich seine Breite bei Assumcion zu einer Zeit, wo er seichter war, als man ihn seit Menschengedenken gesehen hatte. Ich theilte seine Breite, die ich zu 1332 pariser Fuß fand, in verschiedene Abschnitte, und bestimmte die Tiefe und Schnelligkeit jedes derselben, indem ich sondirte und vermittelst einer Baumwollenkugel, welche ich auf dem Wasser schwimmen, und vom Strome forttragen ließ, die Zeit beobachtete, die eine bestimmte Wassermenge brauchte, um abzufließen. Ich berechnete nach diesen Beobachtungen, daß damahls in jeder Stunde 98,303 Kubiktoisen Wasser abflossen: und wenn man voraus setzt, daß die mittlere Wassermenge des Stroms auf das Doppelte steige, wie es mir gewiß scheint, wenn sie nicht noch beträchtlicher ist; so findet sich, daß alsdann in einer Stunde 196,618 Kubiktoisen fortgetragen werden, ohne

noch das Wasser in Anschlag zu bringen, welches unterhalb der Stelle, wo ich meine Beobachtungen anstellte, in den Strom sich ergießt, und so viel als die doppelte Wassermenge des Ebro betragen kann.

Das Wasser des Stromes wird zu Assumcion nie sehr trübe, weil die oberhalb und unterhalb dieser Stadt fallenden Regengüsse nicht hinreichend sind, eine so große Wassermasse zu verunreinigen, und wenn selbst von allen Seiten Regengüsse herab strömten, würden sie doch nicht viel Erde von unangebaueten Stellen abspülen können. Man bemerkt bei diesem Flusse ein periodisches Anwachsen, das zu Assumcion am Ende des Februars beginnt, und allmählich mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit bis zu Ende des Juns zunimmt. Alsdann fällt das Wasser auf gleiche Weise und binnen gleicher Zeit. Diese Anschwellung ist zwar in einem Jahre größer als in dem andern, und zu Assumcion steigt das Wasser zuweilen auf 5 bis 6 Toisen über seinen gewöhnlichen Stand, und breitet sich weit aus, aber im Anfange und zu Ende bemerkt man keine bedeutende Veränderung. Der See Xarayes, wovon oben gesprochen ward, bringt dieß Anwachsen hervor, indem er, wenn er voll ist, sein Wasser in den Paraguay ergießt. Das Wasser des Stroms ist vortrefflich.

Der Paraná entspringt in den Gebirgen, wo die Portugiesen die Goldminen von Goyazes haben, zwischen 17° 30′ und 18° 30′ südlicher Breite, und wird durch die Vereinigung vieler Bäche gebildet. Diese Gewässer nehmen Anfangs ihre Richtung südlich, dann aber merklich nach Westen bis zum 20. Grade, wo sie eine andere

Richtung nehmen, wie meine Karte zeigt. Viele andere Flüsse führen diesem Strome ihr Wasser zu, und es sind darunter bedeutendere als die größten europäischen, z. B. der Yguazu, der Paraguay, der Uruguay. Ich habe zwar keine Beobachtungen angestellt, um die Wassermasse dieses Stromes zu bestimmen, aber ich glaube, ohne Uebertreibung behaupten zu können, daß der Paraná bei seiner Vereinigung mit dem Paraguay schon zehn Mahl größer ist als dieser, und daß er allein den hundert größten Flüssen Europa's gleich ist. Wenn er endlich auch den Uruguay aufgenommen hat, erhält er den Namen Plata- (Silber-) Strom.

Der Paraná ist weit reißender und schneller als der Paraguay, weil er aus Osten von Brasilien her kommt, wo der Boden bekanntlich eine größere Abdachung hat. Von Candelaria an, wo er nur 400 Toisen breit ist, nimmt er ansehnlich zu, und zu Corrientes hat er schon 1500. Er umfließt eine unzählige Menge von Inseln, wovon einige sehr groß sind. Im Dezember mehr als zu jeder andern Zeit bemerkt man seine höchsten Anschwellungen; sie sind häufiger und schneller als beim Paraguay, weil sie nicht von dem Austreten eines Sees abhangen. Man hält das Wasser für sehr gut, obgleich man häufig versteinerte Baumstämme und Knochen darin findet.

Ungeachtet seiner großen Wassermasse, ist dieser Strom nicht in seinem ganzen Laufe schiffbar, weil er durch Katarakte und Klippen unterbrochen wird. Einer dieser Wasserfälle ist ein wenig nördlich vom Riete oder Athemby, der sich mit dem Paraná unter 20° 35′ der

Breite vereinigt. Aber ich will nur von andern Katarakten reden, die ich genauer kenne. Der erste ist der Fall Canendiyu, von einem Kaziken so genannt, welcher zur Zeit der spanischen Eroberung hier wohnte. Der Katarakt Guayra (nach der benachbarten gleichnamigen Landschaft genannt) ist nicht weit vom Wendekreise des Steinbocks unter 24° 4′ 27″ der Breite. Ein furchtbarer Wasserfall! Der Parana, welcher hier bei mittlerer Höhe sehr tief, und nach Messungen 2100 Toisen oder fast eine halbe Seemeile (lieue marine) breit ist, verengt sich plötzlich in ein einziges Bett von nur 30 Toisen und stürzt sich mit schrecklicher Wuth hinab. Es ist, als ob der gewaltige Strom die Erde bis in ihren Mittelpunkt erschüttern wollte. Das Wasser fällt nicht gerade und senkrecht hinab, sondern auf einer Abdachung, die einen Winkel von 50 Graden gegen den Horizont bildet, so daß die Höhe des Falls 52 pariser Fuß beträgt. Der Thau oder die Dünste, welche sich in dem Augenblicke erheben, wo das Wasser die innern Wände seines Felsenbettes schlägt, und einige Spitzen, die sich in diesem Bette befinden, sieht man in einer Entfernung von mehrern Stunden als Säulen empor steigen, und wenn man näher kommt, bilden sich in den Strahlen der Sonne mehrere prachtvolle Regenbogen, in welchen man eine zitternde Bewegung wahrnimmt. Die Dünste fallen rings umher in unaufhörlichem Sprühregen hinab. Man hört das Tosen des Wassersturzes auf sechs Stunden weit, und die benachbarten Felsen scheinen zu zittern.

Um zu dem Katarakte zu gelangen, muß man von dem Flecken Curuguaty bis zum Flusse Gatemy einen Weg von

dreißig Stunden durch eine Wüste machen. Ist man an jenem Flusse angelangt, so sucht man ein Paar große Baumstämme, die zu Kanots dienen können, für die Reisenden und ihr Gepäck. Man läßt, als Hüter der Pferde, einige wohl bewaffnete Männer am Ufer zurück, weil die anwohnenden wilden Indianer kein Quartier geben. Auf dem Gatemy schiffen die Reisenden funfzehn Meilen hinab, immer sorgfältig auf ihrer Hut gegen die Indianer, welche die dicht bewaldeten Ufer des Flusses bewohnen. Sie müssen ihre Kanots zuweilen über die zahllosen Klippen ziehen, und wol gar sie auf den Schultern forttragen. Endlich kommen sie zum Parana, und haben dann bis zu dem Katarakte noch einen Weg von drei Stunden, den sie zu Wasser oder zu Fuße längs dem waldigen Ufer machen können. Hier finden sie weder große noch kleine Vögel, aber zuweilen den Yaguarete, ein Raubthier, das furchtbarer ist, als Tieger und Löwen. Man kann vom hohen Ufer her den Katarakt bequem messen, und selbst, wenn man in den Wald geht, den untern Theil desselben übersehen; aber es regnet hier immer so heftig, daß man sich nur nackt nähern kann.

Ich habe nur von dem Theile des Wasserfalles gesprochen, wo der Sturz am gewaltigsten ist, den ein durch das Flußbett streichender Hügel, die Maracayu-Kette genannt, verursacht. Aber man kann und muß den ganzen Weg von drei und dreißig Stunden, den der Strom von dem Katarakte bis zur Mündung des Yguazu oder Curitiba (unter 25° 41′ der Breite nach Beobachtungen) zurück gelegt, als eine Fortsetzung desselben Falles betrachten; denn der Strom hat in dieser ganzen Ausdehnung

einen sehr beträchtlichen Fall und fließt zwischen steilen Felsenufern, die ein so enges Bett bilden, daß der Strom zwei Stunden unterhalb des Katarakts nur 47 Toisen breit ist. Seine Wellen wälzen sich wüthend hinab, und bilden eine Menge von Abgründen und furchtbaren Untiefen, welche jedes Fahrzeug, das sich in den Strom wagen wollte, schnell verschlingen würden.

Noch ein Paar Worte von zwei andern Katarakten, die man in diesen Gegenden findet. Der Fluß Yguazu, wovon oben die Rede war, hat eine Wassermasse, leicht so beträchtlich als zwei der größten europäischen Flusse zusammen. Zwei Stunden von seiner Vereinigung mit dem Parana hat er einen Katarakt. Die Länge desselben beträgt überhaupt 656½ Toisen, und die senkrechte Höhe 171 pariser Fuß; aber er theilt sich in drei Hauptfälle, die besondere Betten haben. Das Wasser stürzt sich senkrecht aus mehreren dieser Betten herab, und die größte Höhe des Sturzes ist 18 Fuß. — Der andere Katarakt ist in dem Flusse Aguaray, den man mit der Seine vergleichen kann. Er fällt in den Jesuy und mit diesem in den Paraguay. (Auf der großen Karte von de la Cruz fällt dieser Fluß in den Ypane; es ist ein Fehler, und über dieß ist der Name falsch geschrieben.) Dieser Wasserfall (nach Beobachtungen unter 23° 28′ der Breite) ist senkrecht, und hat 384 pariser Fuß Höhe.

Auf dem alten Kontinent mag man leicht eben so hohe oder noch höhere Wasserfälle finden, aber wenn man auf alle Umgebungen und Nebenumstände sieht, so wird man schwerlich Katarakte antreffen, welche den beschriebenen ähnlich sind. Man muß, wenn man Vergleichungen an-

stellen will, von Amerika ausgehen, denn in diesem Erdtheile zeigen sich die Berge, die Thäler, die Flüsse, die Wasserfälle, kurz alle Naturgegenstände, in so großen Verhältnissen, daß dieselbigen Gegenstände, wenn man sie etwa in Europa findet, nur verkleinerte Nachbildungen von jenen zu sein scheinen. Welche gewaltige Wasserfälle der Katarakt des Tequendama *) (vier Stunden ungefähr von der Stadt Santa Fé de Bogota) und der Niagarafall! **)

Die Felsen, welche diese Katarakte bilden, sind alle sehr hart. Der Parana hat sich durch solche Massen ein hundert Meilen (cent milles) langes Bett bis zu seiner Vereinigung mit dem Yguazu ***) gebrochen, der Niagara eines von sieben Meilen, und so mehr oder minder die andern Ströme. Die Felsen der Katarakte, welche ich beschrieben habe, scheinen mir Granit zu sein.

In dem Paranastrome findet sich unter 27° 27′ 20″ der Breite (nach Beobachtungen) und 59° der Länge, ein Riff, welches man die Kaskade oder den Sturz nennt, das aber bei großem Wasser den kleinen Schiffen und selbst Goeletten freie Fahrt läßt. (Der Parana ist von der Vereinigung mit dem Yguazu an völlig schiffbar.) Nicht weit

---

*) Seine senkrechte Höhe beträgt 681 pariser Fuß, und er theilt sich in drei Fälle, wie der Katarakt des Yguazu. Der Fluß ist etwa mit der Tiber oder dem Guadalquivir zu vergleichen.

**) S. Volney in s. Tableau du climat et du sol des Etats-unis d'Amérique. (à Paris 1806, 2 Bde. 8.) Bd. I., S. 106 ff.

***) Oben gab der Verf. den Weg, den der Fluß vom Katarakt bis zu der Mündung des Yguazu zurück legt, nur auf 33 lieues an.

von jenem Riff liegt der See Ybera. Er hat in Norden 30 Stunden Breite, parallel mit dem Parana, welchem er sich sehr nähert, ohne doch eine sichtbare Verbindung mit demselben zu haben. Er verlängert sich 30 Stunden nach Süden hin, wo er den so genannten Busen von Yuquicua bildet, und immer sich erweiternd, so wie er südlich sich ausdehnt, endlich den Fluß Miriñay bildet, der ansehnlich ist und in den Uruguay fällt. Von Yuquicua ziehen sich die Ufer des Ybera westwärts 30 Stunden hin, und es entspringen aus demselben 3 Flüsse, Santa Lucia, Corrientes und Bateles, die man nie durchwaten kann. Sie fallen in den Parana. In den See Ybera ergießt sich weder Fluß, noch Bach, noch Quelle. Er bleibt das ganze Jahr hindurch fast ohne alle Veränderung und ist zum großen Theile voll von Wasserpflanzen; selbst Bäume sieht man darin. Der See empfängt seinen Zufluß bloß vermittelst der Filtration des Wassers des Parana. Diese Filtration liefert nicht nur Wasser für die genannten vier großen Flüsse, sondern die ganze Wassermasse, welche auf einer Fläche, die man zum wenigsten zu 1000 geviertete Seemeilen anschlagen kann, verdunstet, und nach Halley's Beobachtungen täglich nicht unter 70,000 Tonnen beträgt. Hier muß man noch weit mehr annehmen, weil das Land wärmer als England ist.

Der Ybera bildet nur an einigen Stellen einen eigentlichen See. Wegen der Menge von Wasserpflanzen, die ihn größten Theils bedecken, ist es unmöglich, das Innere desselben (das fabelhafte Erzählungen in einigen historischen Handschriften der Jesuiten mit einer genau beschriebenen Zwergennazion bevölkern) zu Fuße, zu Pferde, oder in

Fahrzeugen zu untersuchen. Die Lage und Beschaffenheit des Landes deuten an, daß ehedem der Parana durch den See floß, und sich dann in die vier Flüsse theilte, die demselben entströmen, und ich glaube, er wird künftig sein ehemahliges Bett wieder suchen.

Der Uruguay entspringt unter 28° der Breite in den westlich liegenden Gebirgen, nicht weit von der Insel Sanft Katharina. Er richtet seinen Lauf Anfangs nach Abend, und empfängt so viele Gewässer und Bäche, daß er 25 Stunden von seinem Ursprunge, an der Stelle, wo der Weg von San-Pablo nach Viamon durch sein Bett gehet, schon ansehnlich genug ist, und hier der Fluß der Kanots heißt. Wenn man von Viamon weiter geht, findet man in einer Entfernung von 11 Stunden einen andern beträchtlichen Fluß, Namens Uruguay-Miry oder Rio de las Pelotas. Aus der Vereinigung dieses Flusses mit dem Kanotsflusse entstehet der Uruguay. Wenn dieser Fluß aus dem Gebirge kommt, wo er entspringt, fließt er lange durch ein baumloses, von Hügeln durchschnittenes, Gelände, dann aber tritt er in ansehnliche Wälder, und nimmt immer neue Bäche auf, bis zu seiner Vereinigung mit dem Uruguay-Pita. Auf meiner Karte sieht man seinen übrigen Lauf, bis er sich endlich mit dem Parana vereiniget, um den Plataström zu bilden. Die ältern Schriftsteller brauchen diesen Namen in einem viel weitern Umfange, weil sie ihn auch dem Parana und dem Paraguay beilegten.

Die Menge seines Wassers ist nicht viel unbeträchtlicher als die Wassermasse des Paraguay, aber da er weit östlicher fließt als dieser, als selbst der Parana, und der

Boden nach Morgen hin weit weniger horizontal ist, so ist er deßhalb weit reißender und schneller als die beiden andern Flüsse. Sein Wasser wird sehr geschätzt, besonders dasjenige, daß ihm der schwarze Fluß (rio negro) zuführt, obgleich Knochen und Baumstämme darin versteinern. Vom Ende des Juls bis zu Anfange des Novembers schwillt er gewöhnlich am höchsten an. Der Uruguay hat allein in dem Raume zwischen der Mündung des Pepiry und dem Plataströme mehr als 50 Riffe oder felsige Untiefen, aber ich kenne nur zwei, die man Kaskaden (saltos) nennen könnte. Die eine findet man unter 27° 9′ 29″ der Breite (nach Beobachtungen), die andere bei der Mündung des Flusses Mberuy. Dieser hat fünf pariser Fuß senkrechte Höhe, jener aber 29 Fuß. Die Schifffahrt ist immer ungehemmt vom Plataströme bis zum Riffe Salto Chico unter 31° 23′ 5″ beobachteter Breite. Bei hohem Wasserstande übersteigt man oft dieß Hinderniß und kommt bis zum Salto Grande unter 31° 12′, und von hier bis zu den Missions-Ansiedelungen kann man immer in Kanots oder platten Fahrzeugen schiffen.

Man wird sich wundern über die große Anzahl von Kaskaden und Riffen in den wenigen Flüssen, die ich beschrieben habe, und noch mehr, wenn man hört, daß man ähnliche in allen Bächen, in allen großen und kleinen Flüssen findet, welche sich in jene ergießen. Finden auch einige Ausnahmen Statt, so gibt es dagegen andere, wie z. B. der Tiete, worin gegen 14 solcher Riffe sind. Man kann vielleicht mit Grunde daraus schließen, daß die Felsenbänke wirklich horizontal sind, daß diese Felsen sehr hart und wie alle, die man in dem Lande findet, Urge-

stein sind. In der Regel findet man, wie ich bemerkt habe, nur nahe an dem Ursprunge der Flüsse und in den kleinsten Bächen Kiessand und Geschiebe. Ich schreibe dieß der geringen Senkung des Bodens zu, wodurch verhindert wird, daß das Wasser die Steine mit sich fortführt.

Die Häfen an der patagonischen Küste sind von mehreren Reisenden beschrieben worden, und man kennt sie aus Planen und Karten. Ich rede nur von den Häfen am Platafluſſe. Diesen Strom kann man einen Golf nennen, der durch die Vereinigung der Flüsse Paraná und Uruguay gebildet wird, die sich endlich ins Meer ergießen, und ihr süßes Wasser bis 25 oder 30 Stunden östlich von Buenos Ayres behalten. Man bemerkt hier nicht die an der patagonischen Küste so starke Ebbe und Fluth; und wenn sich das Wasser über seinen gewöhnlichen Stand erhebt, so kommt dieß nicht von dem Anschwellen der Flüsse her, sondern es ist die Wirkung der Ost- und Südostwinde, welche die Fluth zurück treiben, so daß sie oft bis zu 7 Fuß steigt. Die entgegen gesetzten Winde bewirken ein verhältnißmäßiges Fallen des Wassers. Als ich mich in Paraguay aufhielt, war ohne vorher gegangene Winde das Wasser so sehr gefallen, daß die Küste von Buenos Ayres auf drei Stunden weit aufgedeckt wurde; das Wasser behielt diesen Stand einen Tag lang, und stieg dann allmählich wieder zu seiner gewöhnlichen Höhe. Die Ursache dieser Erscheinung war ohne Zweifel das Zurücktreten des Meeres auf der östlichen Seite, aber wodurch dieß bewirkt ward, vermag ich nicht zu errathen.

Die Ufer des Platastroms sind zwar im allgemeinen niedrig, allein da er einen Busen bildet, der weit in das In-

nere des Landes sich erstreckt, so bietet er immer, besonders an der Südseite, Schutz gegen die Winde dar. Man sah mehrere Schiffe lange Zeit, ohne Schaden zu leiden, zu Amardero, drei Stunden nördlich von Buenos Ayres, vor Anker liegen, eines unter andern, das neun Jahre hier lag. Auf der Karte sind einige Bänke angegeben; es sind bloß Sandbänke, selbst diejenige, welche man den Engländer nennt, und ehedem für einen Felsen hielt.

Außer diesen gibt es am Plataströme noch mehrere Häfen, wovon die vornehmsten auf der Nordküste Colonia del Sacramento, Montevidéo und Maldonádo; und auf der Südküste die Bai von Barragan und der Bach Buenos-Ayres. Dieser ist, wie sein Name sagt, ein langer schmaler Bach, der aus dem innern Lande kommt, und Sicherheit und alle mögliche Bequemlichkeit zur Ausladung der Waren und selbst zum Kielholen der Schiffe darbietet. Aber er ist nur für Schiffe von Mittelgröße tief genug, und was noch unangenehmer ist, der Wind muß das Wasser über seinen gewöhnlichen Stand auftreiben, wenn es diesen Schiffen möglich werden soll, über die Bank zu kommen, die sich vor der Mündung hinzieht.

Der Hafen der Bai von Barragan liegt ebenfalls auf der Südseite, zehn Stunden von dem vorigen. Hier lagen die königlichen Schiffe und Fregatten, ehe Montevidéo bevölkert war. Ein sicherer Hafen; guter Ankergrund. Er wird von dem Bache Santiago, der aus dem Binnenlande kommt, gebildet. Die Einfahrt ist enge, und obgleich der innere Umfang ziemlich groß ist, so können doch ausgerüstete Fregatten nur in dem Fahrwasser

Anker werfen, weil hier allein hinreichende Tiefe, nämlich $2\frac{1}{2}$ Klaftern, sich findet.

Der Hafen Colonia ist klein, und sehr wenig gegen die heftigsten und gefährlichsten Winde, nämlich die aus Südwest und Südost wehenden, gesichert, obgleich die kleine Insel Sankt Gabriel und einige andere noch kleinere, so wie eine Sandbank vor der Einfahrt, ihn einiger Maßen schützen. Dieser Hafen hat 6 bis 7 Klaftern Tiefe.

Der Hafen Montevideo wird von Tage zu Tage seichter, und man muß fürchten, daß er bald ganz unbrauchbar werde. Er ist über dieß beharrlichen Winden ausgesetzt, welche das Meer anschwellen, die Schiffe nöthigen, ihre Anker zu schleppen, die Kabeltaue in Unordnung bringen, die Fahrzeuge gegen einander werfen, und und sie zuweilen sogar an die Küste treiben, denn der Grund ist ein weicher Schlamm, wo die Anker nicht haften und Taue und Holz faulen. Man kann auch nicht so schnell, als man wünscht, aus dem Hafen kommen, und obgleich er Wasser genug für Fregatten und selbst für große Schiffe hat, so müssen diese doch in einiger Entfernung vom Hafen Anker werfen.

Der Hafen von Maldonádo ist sehr groß. Der Ankergrund ist vortrefflich, und er hat Wasser genug für die größten Schiffe. Da er eine doppelte Einfahrt hat, so kann man bei jedem Winde herein und heraus kommen, und da die Strömung immer durch die östliche Einfahrt geht, so ist sie stets dem Winde entgegen, ausgenommen dem Westwinde. Aber der Hafen ist nicht in seinem ganzen Umfange gesichert, sondern bloß an der Seite, die unter dem Winde der Insel Gorriti liegt.

Viertes Kapitel.

Naturerzeugnisse und Anbau des Landes.

Dem Plane gemäß, welcher bei diesem Auszuge befolgt wird, will der Uebersetzer in diesem Abschnitte aufhören, den Verfasser selber reden zu lassen, und aus den Nachrichten, die Azara gesammelt hat, nur die merkwürdigsten ausheben, welche Züge zu dem Gemählde des Naturreichthums der beschriebenen Landstriche enthalten.

I. Salze und Mineralien. In den Gegenden, die auf der östlichen Seite des Paraguay und des Paraná liegen, haben alle Bäche und Seen, nach des Verfassers Beobachtungen, ~~heißes~~ Wasser. Nördlich vom Platastrome, oder in den Ebenen von Montevideo und Maldonado suchen die Herden begierig trockene Knochen. Je weiter sie nordwärts kommen, essen sie eine Erde, Barrero genannt, welche ein salziger Thon ist und in den Gräben gefunden wird. Mangelt es dem Viehe daran, — wie in den östlichen Bezirken von Paraguay und den Missionen am Uruguay der Fall ist, — so geht es unfehlbar binnen vier Monathen zu Grunde. Die Herden suchen diese salzige Thonerde mit großer Begierde, und wenn sie dieselbe, hätten sie auch nur vier Wochen diese Erfrischung entbehrt, endlich finden, würde man sie selbst mit Schlägen nicht davon vertreiben können. Die Thiere fressen zuweilen so

viel davon, daß sie an Unverdaulichkeit sterben. Auch von den Vögeln und den vierfüßigen Thieren, die von Pflanzen leben, behauptet man dasselbe; Azara wenigstens fand in dem Magen des Anta *) eine große Menge dieser Salzerde. Er schließt aus diesen Thatsachen, daß die Weiden in jenen Gegenden das Vieh nicht ernähren könnten, ohne Beihülfe des Salzes und der salzigen Erde, und daß die Süßigkeit der Pflanzen von dem Distrikte der Missionen bis zum Platastrome immer abnimmt. In Brasilien würde man, bei allem Ueberflusse an Weiden, das Vieh ohne Salz nicht aufziehen können, und da man keines im Lande hat, sondern es aus Europa zieht, so steht es in hohem Preise, weil es für Rechnung des Königs verkauft wird.

Der Mensch aber scheint eine Ausnahme zu machen, denn es ist, nach des Verfassers Behauptung, gewiß, daß es in diesen salzarmen Gegenden indianische Völkerschaften gab, die hauptsächlich von Pflanzenkost lebten, und vor Ankunft der Europäer den Gebrauch des Salzes nicht kannten, und noch jetzt gibt es solche. Vielleicht aber ersetzen sie das Salz durch Fische und wilden Honig, vielleicht auch aßen sie salzige Erde, wenn sie dieselbe fanden, oder machten es, wie noch heute zu Tage die Völkerschaften Abaya und Guana es machen. Sie verbrennen nämlich Pflanzen, und bereiten aus der Asche und den Kohlen derselben Kugeln, welche sie statt des Salzes an die Speisen thun, weil die Asche salzig ist.

*) Die Portugiesen in Brasilien nennen so den Tapir.

Ganz anders verhält es sich in ganz Chaco, oder in den westlich von den Flüssen Paraguay und Parana liegenden Gegenden, und in den Landstrichen, welche sich vom Platastrome an nach Süden ausdehnen. In diesem ganzen Landstriche sind zur Sommerszeit, oder wenn selten Regen fällt, alle Bäche, alle Seen, alle Brunnen salzig; denn Regengüsse vermindern nothwendig die Salzigkeit. Auch das Wasser der Flüsse, wie z. B. des Pilcomayo und des Vermejo, hat bei niedrigem Stande einen Salzgeschmack, obgleich sie in ihrem Laufe nie unterbrochen werden. Nicht alle Gewässer aber haben gleichen Salzgehalt, und das Salz ist nicht überall von gleicher Beschaffenheit. Das Fort Melincue, unter 33° 44′ südlicher Breite, ist fast ganz von Lagunen umgeben, welche bei seltenem Regen austrocknen. Als Azara im Mai dahin kam, fand er hier auf einer Fläche von fast einer Stunde vier Finger hoch Epsomersalz. Hundert und dreißig Stunden von Buenos Ayres, in der Richtung von West-Südwest, findet man einen See, der zu jeder Zeit treffliches Kochsalz enthält. Man holt jährlich ein Mahl davon, weil man es in Buenos Ayres dem europäischen vorziehet, da es nicht den bittern Nachgeschmack hat, der diesem eigen ist. In vielen andern Seen wird durch die Sonnenwärme Salz von gleicher Beschaffenheit krystallisirt. Azara glaubt, daß diese Gegenden auch Salpeter enthalten, ehemahls wenigstens gewann man denselben, zur Verfertigung des Pulvers. In Paraguay sammelt man den weißen Anflug, den man zur Zeit der Dürre in einigen Thälern findet; man löset denselben auf, und läßt die Salzlake sieden, um die Krystallisazion zu bewirken.

Da die örtliche Beschaffenheit die Vermuthung erzeugt, daß der Salzgehalt des Bodens eine Wirkung des Meeres oder der Flüsse sei, so könnte man auf den Gedanken kommen, diese Eigenschaft rühre von den Salzen her, welche die Regenwasser von der Andeskette abspülen. Azara aber glaubt, daß auf dem salzhaltigen Boden, weil derselbe fast horizontal ist, und dem Wasser keinen Abfluß gestattet, dieses verdunstet, und die Salztheile zurück läßt, welche nicht verdunsten können. In den Gegenden, wo der Boden keine Salzigkeit enthält, ist dieß nicht der Fall, weil er genug Senkung hat, um den Abfluß des Wassers zu gestatten.

In einem ebenen Lande, wo es nur wenige Anhöhen gibt, darf man keine Metalle suchen. Bei Maldonado finden sich Goldkörner in dem Sande des Baches San-Francisco, aber in so geringer Menge, daß der Versuch, sie zu gewinnen, die Kosten nicht einbringen würde. In der Ansiedelung San Carlos, in dem Missionsgebiete, findet man, obgleich sehr selten, etwas Kupfererz, aber keine Gänge und Adern. Wahrscheinlich gibt es Gold und Edelsteine aller Art in der Bergkette, welche von den Eroberern des Landes Santa Ana genannt wurde, jetzt aber San Fernando heißt, und nahe am Paraguay in der Provinz Chiquitos liegt. Dasselbe möchte von allen Bergen dieser Landschaft und der Provinz Moxos gelten.

Azara erwähnt eines seltenen Naturerzeugnisses, das sich 70 Meilen von Santiago del Estero *) findet, eines

*) Diese Stadt liegt unter 17° 47′ 42″ südlicher Breite.

großen Eisenblockes. Don Michael Rubin de Celis und Peter Cerviño sahen denselben im Jahre 1783. Die Masse ist dehnbar unter dem Hammer, und widersteht der Feile nicht, ist aber äußerst hart. Sie enthält viel Zink. Die Länge des Blockes beträgt 13 Palmo's *), die Breite 8, die Höhe 6, und der Inhalt 6.4 Kubikpalmo's. Er liegt auf einem thonigen, von Steinen ganz entblößten, Boden, und ist gar nicht in denselben eingesenkt. Rubin de Celis hat im 78. Bande der philosophical transactions eine Nachricht von diesem Blocke, vielleicht bloß nach dem Gedächtnisse, gegeben, worin er denn demselben einen vulkanischen Ursprung zuschreibt. Azara bestreitet diese Meinung. Das Eisen sei nicht bröcklig, sondern hämmerbar, sagt er, und enthalte durchaus keine vulkanischen Bestandtheile, die ganze unermeßliche Ebene von Chaco habe gar keinen Vulkan, der nächste sei vielleicht 300 Stunden entfernt, und wenn man auch annehmen wolle, daß der Block aus einem Vulkan in jene Gegend geschleudert sei, so würde er nicht frei auf der Oberfläche des Bodens liegen. Eben so wenig könne ein Fluß ihn auf diese Stelle getragen haben, da es in ganz Süd-Amerika keine Eisenmine gebe. Der Verfasser weiß den Ursprung des Blokkes nicht zu erklären, und hält ihn für ein primitives Erzeugniß, so alt wie die Welt. **)

---

*) Der Palmo hat 9 kastilische Zolle, deren 7 so viel als 6 pariser sind.

**) Es gibt noch zwei ähnliche Erzeugnisse; das eine der ungeheure Block von hämmerbarem Eisen, den Pallas in Sibirien auf einem Berge in der Nähe des Flusses Jenisei

II. Gewächse. Länder, wie der Verfasser sie beschreibt, größten Theils unangebauete Ebenen, wo der Boden fast überall von gleicher Beschaffenheit ist, können keine große Mannigfaltigkeit in ihren Pflanzenerzeugnissen darbieten, denn die einzige sichtbare Ursache, welche eine Verschiedenheit in der Vegetazion hervor bringen könnte, wäre die von den Breitengraden abhängige Temperatur, und die größere oder geringere Feuchtigkeit, die größere oder geringere Leichtigkeit des Abflusses der Gewässer. Azara, der kein Botaniker ist, und selber nur oberflächliche Notizen ankündigt, bemerkte in den Ebenen stets eine große Gleichheit in der Vegetazion. Er sah auf den Weidegründen dieselben Pflanzen zwei bis drei Fuß, und nicht viel Mannigfaltigkeit in den Arten, aber der Boden war so dicht bewachsen, daß man nirgends als auf den betretenen Pfaden oder in einigen vom Wasser ausgespülten Gräben die nackte Erde sah. An der Grenze von Brasilien, unter 30° 30′ Breite, wo das Land von Anhöhen durchschnitten ist, findet man viele anders wo nicht vorkommende Pflanzen, von sonderbarem Ansehen, weil ihre Blätter, ihre Blumen, und ihre Stängel mit Rauhreif bedeckt zu sein scheinen.

In den Niederungen, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, findet man die am häufigsten vorkommen-

---

fand; er wog 1680 Pfund. Der andere ward zu Aken nicht weit von Magdeburg unter der Erde gefunden. Er hatte die Eigenschaften des besten englischen Stahls. Siehe Chladni über den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlichen Eisenmassen. Riga 1794. 8.

den Pflanzen von höherem Wuchse. — In einigen Lagunen oder überschwemmten Landstrichen des nördlichen Paraguay gibt es eine Art von wildem Reiß, dessen sich die nicht angesiedelten Indianer als Nahrungsmittel bedienen. Da vom Platastrome an nach Mittag hin der Boden sehr salzig ist, so findet man in den niedrigen Gegenden viele Pflanzen von salzigem Geschmacke, und über den 40. Breitengrad hinaus scheinen alle Pflanzen in diesem Falle zu sein; ein Zeichen, daß solcher Boden zum Getreidebaue nicht tauglich sein würde.

Wenn die Pflanzen ihren völligen Wachsthum erreicht haben, und hart geworden sind, zündet man sie an, damit sie von neuem ausschlagen und dem Viehe ein zarteres Futter liefern. Dies Verfahren aber vermindert vielleicht die Zahl der Pflanzenarten, weil die Samenkörner verbrannt werden, und das Feuer die zarten Gewächse zerstört. Wenn man das Feuer nicht mit Vorsicht anlegt, verbreitet sich der Brand, bis Bäche oder Pfade ihn aufhalten. Azara machte südwärts von Buenos Ayres über 100 Meilen in einer Ebene, welche man auf ein Mahl angezündet hatte, und wo die Pflanzen von neuem aufzukeimen anfingen. Zwar hemmen auch die Wälder die Verbreitung des Brandes, weil sie zu dicht und zu grün sind, als daß sie vom Feuer könnten ergriffen werden, aber der Saum derselben wird doch ausgetrocknet, so daß bei einem neuen Brande das Feuer auch weiter um sich greifen kann. Eine große Menge von Insekten, Gewürmen, und kleinen vierfüßigen Thieren geht bei solchen Gelegenheiten unter, und selbst Pferde kommen um, weil

sie nicht, wie die Ochsen den Muth, haben, durch das Feuer zu gehen.

Nur von solchen Gegenden aber gilt das oben gesagte, wo es weder Menschen noch Herden oder doch nur wenige gibt, oder die erst neu bevölkert sind. Auf den Weiden hingegen, welche seit langer Zeit Hirten und Herden zu Wohnplätzen dienen, bemerkte Azara, daß der mit hohen Kräutern bedeckten Stellen immer weniger werden, und statt ihrer ein kurzer Rasen und eine Art kriechender sehr dichter kleinblätteriger Distel den Boden bedecken. Wo Wollenvieh weidet, verschwinden die hohen Kräuter am schnellsten.

Vom Platastrome bis zur magellanischen Meerenge gibt es keine Bäume, selbst Gebüsche nur äußerst selten. In einigen Landstrichen, die nahe an den Grenzen der spanischen Besitzungen liegen, findet man einige Viznagas (eine Art großer wilder Möhren) und Disteln, die man einsammelt, um sie zur Feuerung zu brauchen. (Allein da dies Hülfsmittel nicht hinreicht, so verbrennt man auch Knochen und Thiertalg. Selbst in Buenos Ayres, und in Montevideo bedient man sich der letztern Dinge, besonders in Oefen.)

In Chaco gibt es ziemlich viel Holz. An den Ufern der Bäche sind die Wälder sehr dicht, mitten im Lande aber lichter. Unter den Bäumen, welche hier häufig wachsen, ist einer unter dem Namen Algarrobo (eine Art Johannisbrotbaum oder ceratonia) zu bemerken, dessen Frucht eine große schwärzliche Hülse ist, welche gestoßen so gut als Galläpfel zur Tinte gebraucht werden kann,

und wol auch als Farbestoff dienen könnte. Die Frucht einer andern Algarroboart gleicht einer Bohnenschote. Sie dient den Armen als Nahrungsmittel, und gibt gestoßen und mit Wasser verdünnt, nach vorher gegangener Gährung ein angenehmes, aber berauschendes, Getränk.

Vom Platastrome bis zum Missionsgebiete findet man nur an den Ufern der Bäche und Flüsse Wälder, welche aber, so wie die Bevölkerung zunimmt, zerstört werden. In den Jesuiten-Missionen und weiter nördlich gibt es schon große Wälder, nicht bloß an den Ufern, sondern überall, wo der Boden uneben wird. Sie sind so dicht mit Farrenkraut bewachsen, daß man kaum hindurch kommen kann. Der Boden ist so hoch mit Laub bedeckt, daß die herrab fallenden Samenkörner selten in die Erde kommen. Die Bäume vermehren sich daher nur durch die aufsprossenden Schößlinge. Azara fand in diesen Wäldern zuweilen einen Strauch, den man Aki-Cumbary nennt. Er ist dem Pfefferbaume gleich, aber die gelbe runde, dem schwarzen Pfeffer ähnliche, Frucht ist so ätzend, daß der Saft derselben die Haut verbrennt und auflöset. Man findet in dieser Pflanze gewöhnlich einen kleinen Wurm, welcher dieselbige Wirkung auf die Haut macht.

Es gibt in diesen Wäldern eine solche Mannigfaltigkeit von Baumarten, daß man zuweilen, um ein Dutzend Bäume von derselbigen Art zu finden, eine große Strecke durchwandern muß. Anders aber ist es in den Pomeranzenwäldern. Da der Schatten dieser Bäume, oder der Saft der verfaulten Pomeranzen, keinen andern Baum, ja überhaupt keine andere Pflanze, aufkommen

läßt, so bleiben jene, wenn die früher vorhandenen Gewächse durch Alter oder Zufall eingehen, allein übrig, ohne Baumschwamm oder Schmarotzerpflanzen zu dulden. Die Pomeranzenwälder sind, wie Azara glaubt, erst nach der Eroberung entstanden, denn man findet sie gewöhnlich nur in den Gegenden, welche ehedem bevölkert waren, oder noch bewohnt sind. Man sieht in diesen dichten Wäldern eine große Menge junger Pomeranzenbäume, und hier und da einige alte Bäume derjenigen Art, welche vor Entstehung der neuen Ansiedler den Boden bedeckte. Die Pomeranzen sind sauer, es gibt zwar auch säuerlich süße, aber alle haben eine grobe Haut. Wahrscheinlich ist der Mangel freier Luft und der Kultur Schuld daran.

Die Bäume in Paraguay haben weit festeres, dauerhafteres, und spröderes Holz als die europäischen. Schiffe, welche von paraguayischem Holze gebauet sind, dauern drei Mahl so lange als andere. Das paraguayische Holz ist auch nicht so brennbar als das europäische. Das Holz des Tartare-Baums gibt keine Flamme, verbrennt fast, ohne Kohlen zu geben, und läßt einen äußerst widrigen Geruch zurück. Die Kunsttischler könnten dieses Holz mit Vortheil brauchen, es ist sehr fest, gelblich und sehr sanft. Man braucht es besonders zu den Schiffen. Der Yberaro- oder Lapacho-Baum ist vorzüglich zu Brettern, Balken, Rammen, Speichen, brauchbar. Er liefert auch ein sehr dauerhaftes Schiffbauholz. Das rothe Holz des Arundey-Pata kann nur, so lange es grün ist, verarbeitet werden, weil es, wenn es trocken ist, die Werkzeuge stumpf macht. Es ver-

dirbt fast gar nicht in der Erde. Dasselbe gilt vom Espinillo-holz, das die beste Feuerung gibt, da es so wohl naß als trocken äußerst leicht brennt, und ein sehr lebhaftes Feuer gibt. Das Holz des Urundey-Jray wird zu kostbarem Hausgeräthe gebraucht. Kein Holz hat schönere lebhaftere Adern, obgleich die Farbe mit der Zeit dunkeler wird; aber man könnte sie durch einen Firniß erhalten. Dieser Baum ist sehr hoch, dick und äußerst hart. Er hat einen gefährlichen Feind in einem fingerdicken Wurme, so daß man selten Bretter von mehr als anderthalb Fuß Breite erhält. Dieser Baum, so wie andere, welche feine Hölzer liefern, findet sich in den Wäldern unter denjenigen, welche wir in Europa Ahorn oder Platanen nennen. Mit Glück hat man diese von dem alten Kontinent in die neue Welt verpflanzt, und wahrscheinlich würden auch andere hier eben so gut gedeihen.

Der Curiy findet sich in weit ausgedehnten Wäldern, nicht weit von den Ufern des Parana und des Uruguay, und wird von einigen Fichte genannt. Er ist indeß länger und dicker als die nordische Fichte, aber eben so schlank. Sein Holz soll der Fichte sehr ähnlich sein, die Nadeln aber sind weit breiter und kürzer als an der gewöhnlichen Fichte, und laufen lanzenförmig zu. Die Aeste kommen stufenartig und in ziemlicher Entfernung von einander aus dem Stamme; sie sind horizontal und nicht sehr dick. Die Frucht ist ein abgerundeter Kegel fast von der Größe eines Kinderkopfs, und die Schuppen sind nicht so ausgezeichnet, als an dem gewöhnlichen Fichtenapfel. Wenn sie reif ist, öffnet sie sich von selbst, und es bleibt nur der innere Kern, der fingersdick ist. Die

Samenkörner sind sehr lang, und an der stärksten Stelle, nämlich einem der beiden Enden, so dick wie ein Daumen; geröstet schmecken sie weit besser als Kastanien. Die Indianer lieben sie sehr, und Azara glaubt, daß sie Mehl und Brot daraus machen. Die Jesuiten haben einige Samenkörner in ihrem Missionsgebiete gesäet, aus welchen schon große Bäume geworden sind. Azara räth, die Bäume zu Mastbäumen zu brauchen, überzeugt, daß der Versuch gut ausfallen würde. Auch, meint er, sollte man den Baum nach Europa verpflanzen, und er hatte in dieser Absicht zwölf Samenkapseln mitgenommen, welche ihm aber von den Portugiesen mit vielen andern Sämereien genommen wurden.

Der Ybaro, ein großer wild wachsender Baum, trägt eine Menge runder Früchte, deren Kerne die Kinder zum Spielen brauchen. Auch macht man große Rosenkranzkörner davon, weil sie braun und hellglänzend sind. Zwischen dem Kerne und der äußern Haut findet sich ein gallertartiges Mark, dessen man sich statt der Seife zum Waschen bedient, indem man es auf der Wäsche zerdrückt. Wahrscheinlich aber ist es kein vorzügliches Ersatzmittel, da man in Paraguay, obgleich der Baum sehr häufig ist, keinen Gebrauch davon macht. Die Jesuiten pflanzten in der Ansiedlung Los Apostolos eine lange Reihe von diesen Bäumen, damit die Indianerinnen im Vorübergehen einige Früchte abpflückten, um sich des Seifenmarks zu bedienen. — Die Blätter des Ombu-Baumes, der so dick, so belaubt, und so groß ist wie der Nußbaum, dessen Holz aber zu gar nichts, auch nicht einmahl zur Feuerung, brauchbar ist, heilen alle Arten von Wunden.

Zuweilen sieht man aus dem Gezweige eines Baumes von dem höchsten Wuchse, oder auf einem Pfosten, selbst auf einem Pfahle einen andern Baum von gleicher Höhe empor steigen, dessen Wurzeln Anfangs getrennt und gerade auf die Erde herab laufen, bis sie sich endlich so fest vereinigen, daß sie den Baum oder den Pfahl, auf welchem sie entstanden sind, für immer umfassen und bedecken. Da aber die obern Zweige des untern Baumes frei und einzeln stehen bleiben, bis sie verdorren, so sieht man mit Ueberraschung auf einem Stamme die Zweige und Blätter verschiedener Baumarten sich erheben. Wenn sich eine Schmarotzerpflanze in der Nähe eines Felsens befindet, so umschlingt sie denselben von allen Seiten, und während der Stamm unten oft nur drei Zoll dick ist, wird der Felsen in einem Umfange von mehr als drei Fuß bedeckt. Diese Schlingpflanze — man nennt sie Higueron — würde auf öffentlichen Spaziergängen sich gut ausnehmen.

Obgleich die Kaktusarten, deren Stamm, Zweige, und Blätter die Gestalt einer Rakette haben, unter allen Bäumen am wenigsten dem Auge gefallen, sagt Azara, so fand ich doch Bäume aus dieser Familie von vollkommen schönem Wuchse. Ihr Stamm war 20 bis 24 Fuß hoch, rund, wie auf der Drechselbank gedreht, und ohne Blätter bis zum Gipfel, welcher sich mit seinen laubigen Zweigen wie eine Sphäre ausbreitet. Die Früchte waren, wie man sie bei allen Kaktusarten findet, aber so wie die Blätter kleiner als gewöhnlich. Azara fand zwei solcher Bäume in der Ansiedlung von Attira, welche eine Stunde von einander entfernt mitten unter andern

Bäumen standen, und rings umher war kein ähnlicher zu finden.

Sehr häufig findet man in den Wäldern von Paraguay einen Baum von Mittelgröße, der sehr grün und dichtlaubig ist. Man nennt ihn Waldlilie. Er ist ganz mit Blumen von vier Blättern bedeckt, deren Menge und schöne Violettfarbe, die mit der Zeit blässer wird, einen reitzenden Anblick darbietet Man könnte den Baum in Gärten ziehen, und wie Buchsbaum und Myrten beschneiden. Azara hatte Versuche damit gemacht.

Sehr häufig findet man an den Ufern der zahlreichen Bäche mächtiges Schilfrohr so dick wie ein Schenkel, hohl und äußerst hart, das zu Gerüsten und sonst vielfältig gebraucht wird. Die Jesuiten bedienten sich dieses auswendig mit Rindleder überzogenen Rohres zu Kanonen in dem Kriege, den sie 1752 gegen Spanien und Portugal führten. Dieses Rohr wächst wie anderes Schilfrohr, aber höher als alle andern Bäume. Es braucht sieben Jahre, sagt man, ehe es völlig ausgewachsen ist und trocken wird. — Eine andere Art von Schilfrohr, Taqua-Py genannt, dessen feste Theile nur aus der dünnen Rinde bestehen, hat sehr lange Röhren, welche zwischen jedem Knoten anderthalb bis zwei Fuß haben. Die Reisenden brauchen dieses Rohr zu Lichtformen, indem sie den Talg der getödteten Thiere hinein gießen.

Der Baum, welcher das Paraguaykraut*) hervor bringt, wächst unter andern Bäumen wild am

*) Es scheint nach Molina's Angaben (Saggio sulla storia

Ufer aller Bäche und Flüsse, welche sich in den Parana und Uruguay ergießen, so wie an den Ufern der Gewässer, die östlich vom 24° 30′ nach Norden hinauf in den Paraguay fallen. Azara sah solche von der Größe eines mehr als mittelmäßigen Pomeranzenbaums. In den Gegenden aber, wo man die Blätter sammelt, ist der Baum nur ein Strauch. Man pflückt ihn alle zwei oder drei Jahre ab, und nie eher, weil man glaubt, daß die Blätter erst in dieser Zwischenzeit wieder zu ihrer Vollkommenheit gelangen. Sie fallen im Winter nicht ab. Der Stamm ist so dick wie ein Schenkel, die Rinde glatt und weißlich, die Zweige richten sich, wie bei dem Lorber, himmelwärts, und der ganze Strauch ist sehr zweigreich und laubig. Die Blätter sind elliptisch, und laufen nach der Spitze hin ein wenig breiter aus. Sie sind 4 bis 5 Zoll lang, und halb so breit, dick, glänzend, und gekerbt, und auf der obern Seite von einem dunkleren Grün als auf der untern. Die Blüthen stehen in Dolden, jede von 30 bis 40, zusammen, haben vier Blätter und eben so viele Blumengriffel, die zwischen denselben stehen. Die Samenkörner sind sehr glatt, röthlich-violett, den Pfefferkörnern ähnlich. Um das Paraguaykraut zum Gebrauch zu bereiten, werden die Blätter leicht gedörrt, indem man den Zweig selbst durch die Flamme zieht. Als-

---

naturale del Chili — Bologna 1782. S. 163) die ploralea glandulosa Linn. zu sein, die man in Brasilien eulen nennt. Man findet in diesen Gegenden eine Art, die zu gleichem Gebrauche dient, und von Molina unter dem Namen ploralea lutea beschrieben wird.

dann röstet man sie, zerbricht sie ein wenig und bewahrt sie in Gefäßen auf, wo man sie stark pressen kann, denn gleich nach der ersten Zubereitung haben sie keinen angenehmen Geschmack. Der Gebrauch dieses Krautes ist allgemein in diesen Gegenden, und selbst in Chili, in Peru und in Quito. Die Spanier erhielten denselben von den Guarany-Indianern, und das Bedürfniß hat sich so sehr vermehrt, daß statt 12,500 Zentner, die im Jahre 1726 gesammelt wurden, jetzt 50,000 gewonnen werden. Man thut so viel, als man zwischen zwei Fingern halten kann, in eine Tasse (oder eine kleine Kalebasse, Maté genannt) und gießt sehr heißes Wasser darauf. Der Aufguß wird sogleich genossen, und vermittelst eines Röhrchens, das unten kleine Löcher hat, damit die Blätter zurück bleiben, eingeschlürft. Manche thun Zucker hinzu. Jeder Bewohner des Landes braucht täglich zwei Loth. Ein Arbeiter kann an einem Tage wenigstens einen Zentner sammeln und bereiten, zuweilen noch mehr. Die Jesuiten pflanzten in ihren Ansiedelungen selbst die Bäume, welche dieses Theekraut geben, um bequemer und zu rechter Zeit die Blätter sammeln zu können. Niemand hat dieß Verfahren, so nützlich es ist, nachgeahmt. Die Jesuiten machten das Kraut kleiner, und suchten die darunter befindlichen Holzstückchen sorgfältig heraus, und nannten daher ihr Kraut Caa-Miri. Aber auf die Beschaffenheit des Krauts hat dies keinen Einfluß, und manche ziehen die weniger zerbrochenen Blätter vor. Die Hauptsache ist, daß man die Blätter zu einer Zeit pflückt, wo sie nicht feucht sind, und sie gut dörret und röstet. Man theilt das Kraut — ohne auf die Beimischung von Holz-

stückchen oder auf die größere oder geringere Zertheilung der Blätter zu sehen — in zwei Klassen, wovon man die eine ausgesuchtes oder süßes, die andere starkes nennt. Ein Theil des ersten wird in Paraguay verzehrt, und die Provinz Rio de la Plata braucht gegen 5000 Zentner davon. Das andere aber ist nur zur Ausfuhr bestimmt, nämlich 1000 Zentner für Potosi und das Uebrige für Peru, Chili und Quito.

Die Rinde des Cebils und des Curupay dient statt des Sumachs zum Gärben, und man behauptet, daß man Zeit dadurch erspare. — Eine Abkochung von der Rinde des Catigua gibt ein sehr schönes Roth auf Leinwand und Leder. Färbestoff liefern auch mehrere andere Pflanzen, z. B. die Fruchtkörner des Urucu, die Späne des wilden Maulbeerbaumes Palo-Mora.

Der Palo-Santo, ein großer Baum, der im nördlichen Theile von Paraguay und von dem Missionsgebiete wächst, hat ein sehr hartes und wohlriechendes Holz, an dessen Spänen man ein Harz von trefflichem Wohlgeruche gewinnt, wenn sie in Wasser gesotten werden. — Ziemlich häufig ist der Weihrauchbaum, aus dessen Rinde, wenn man Einschnitte macht, ein Harz rinnt, das die Farbe und den Geruch des Weihrauchs hat, und das man statt des letztern in den Kirchen braucht.

Der Harz des Mangapsy, den man nur am Ufer des Gatemy unter dem 23. oder 24. Breitengrade findet, ist das bekannte elastische Gummi, oder Federharz.*)

*) Dieser Baum ward zuerst von Aublet beschrieben, aber nicht eher genau bekannt, bis der französische Botaniker

Im Lande braucht man es nur zu Spielbällen für Kinder, und als Licht zum Leuchten bei nächtlichem Aufenthalt in Einöden. Man macht zu diesem Zwecke ein Kugel von dem Harze, die man in das Wasser wirft, nachdem man auf der oben schwimmenden Seite sie in eine Spitze, einem Dochte ähnlich, zusammen drückt, die man alsdann anzündet. Die Kugel brennt die ganze Nacht hindurch, und oft sogar bis sie gänzlich verzehrt ist. Wenn man einen Einschnitt in den Baum macht, entfließt in kurzer Zeit eine große Menge sehr flüssigen Harzes, daß man gewöhnlich auf einem, über die Erde gebreiteten, Leder auffängt. Bald nachher gerinnt das Harz, und wenn man etwas davon wegnimmt, rollt sich das Uebrige wie ein Riemen ab. Durch einen leisen Druck bildet man das Harz zu Kugeln.

In den Jesuiten-Missionen, besonders in denjenigen, die am Uruguay liegen, findet man häufig den Aguaraibay, einen großen Baum, dessen Stamm zuweilen so dick als der Umfang eines Menschen ist. Seine Zweige stehen zerstreuet, und die Blätter, die im Winter nicht abfallen, sind noch heller als Weidenlaub, an-

---

Richard die Blüthen desselben beschrieben hätte. Der botanische Name hevea guianensis ist nicht ganz passend, weil der Baum auch anders wo als in Guiana wächst. Die Maina-Indianer am Amazonenflusse nennen ihn Caoutschuck. Im nördlichen Quito heißt er bei den Eingeborenen Hhve. La Condamine hat in den Mémoires de l'académie des sciences für 1751 S. 319 eine treffliche Abhandlung darüber geliefert.

derthalb Zoll lang, drei Linien breit, spitzig und gekerbt, und zwei stehen an einander mit einem dritten am Ende. Wenn man sie reibt, geben sie eine klebrichte Feuchtigkeit von sich, die wie Terpenthin riecht. Die Blüthen sind weiß, stehen doldenförmig neben einander, sind klein, und ihre Samenkörner umschließt eine kleine Hülse. Die Blätter werden immer, besonders aber in der Blüthezeit, abgepflückt. Man läßt sie in Wasser oder Wein kochen, um das Harz heraus zu ziehen, nimmt alsdann die Blätter heraus, und siedet das Uebrige bis zur Dicke eines Syrupps. Dieß ist der Aguraybay- oder Missionsbalsam. Funfzig Arroben *) Blätter geben eine Arrobe Balsam. Jede indianische Ansiedelung, wo dieser Baum wächst, muß jährlich wenigstens zwei Pfund liefern, die für die königliche Apotheke zu Madrid bestimmt sind. In Amerika hält man diesen Balsam für eine wahre Panacee, wie schon der Name curalo todo (Universalarzenei) beweiset. Man braucht ihn mit Erfolg bei Wunden. In die Magengegend eingerieben, soll er Magenschwäche, in die Schläfe und den Scheitel gerieben, katarrhalischen Kopfschmerz heilen. Auf gleiche Weise braucht man ihn gegen Koliken und Seitenstechen. Morgens mit etwas Zucker genommen, soll er Blutspeien und Durchfall heilen u. s. w. Der Jesuit Siegmund Asperger, ein Ungar, der vierzig Jahre als Arzt und Botaniker in Paraguay lebte, und nach der Vertreibung des Ordens in einem Alter von 112 Jahren starb, war

*) Eine Arrobe ist 25 Pfund.

der Entdecker dieses Balsams. Er hinterließ eine handschriftliche Sammlung von Rezepten, wozu bloß einheimische Kräuter gebraucht werden. Einige Curandéros (Heiler, wie man die Empiriker, oder, um mit Reil zu reden, die ärztlichen Routiniers, nennt) in Paraguay besitzen Abschriften von diesem Nachlasse.

Azara sagt, er hätte stets einer zu guten Gesundheit genossen, um sich viel um Heilmittel zu bekümmern. Von Hörensagen weiß er indeß, daß die Gegenden, welche er bereisete, mehrere Arzeneipflanzen hervor bringen. Darunter nennt er besonders eine, die man Laxier-Pinien nennt. Dies Mittel ist sehr wirksam, und macht zuweilen in weniger als einer Viertelstunde heftiges Erbrechen, wenn man die Hälfte der Frucht gegessen hat, die nicht so groß als eine gewöhnliche Mandel ist. Man behauptet, die Seite des Samenkorns, welche den Keim enthält, errege Erbrechen, die andere aber eine Ausleerung des Darmkanals, und wenn man die ganze Frucht äße, so erfolgten beide Wirkungen zugleich. Azara ging eines Tages mit der Gemahlinn und der Tochter des Gouverneurs von Paraguay unter einem der Bäume, welche diese Frucht tragen, und erzählte ihnen, was man von der Wirkung derselben behauptete. Die neugierigen oder ungläubigen Damen wollten auf der Stelle den Versuch machen. Jede aß eine ganze Frucht, und sie fanden den Geschmack sehr angenehm. Aber kaum waren 20 Minuten vorüber, als sie beide auf eine überraschende Weise fühlten, daß die Sage in jeder Rücksicht gegründet war. Uebrigens hat der Genuß der Frucht keine nachtheiligen Folgen, und man braucht nur ein wenig Wein zu trinken,

um die Wirkung der Ausleerung des Darmkanals zu hemmen.

Die Schlingpflanzen, Lianen, sonst auch Hipos genannt, haben sich in den Wäldern außerordentlich vermehrt. Sie umwinden die größten Bäume von oben bis unten, und schlingen sich von einem zum andern. Zuweilen sind sie in Spirallinien so fest um den Stamm gewunden, daß sie ganz mit ihm verwachsen zu sein scheinen. Auch gibt es eine große Menge von Schmarotzerpflanzen, die man Luftblumen nennt, weil sie auf den Stämmen und Zweigen der Bäume entstehen und fortleben. Einige sind ausgezeichnet durch sonderbare Gestalt, oder durch Schönheit der Blumen, andere durch den lieblichsten Wohlgeruch. In Buenos Ayres siehet man sie auf den Balkonen.

Eine Schmarotzerpflanze, Guenbe genannt, treibt aus den höchsten Aesten der höchsten Bäume hervor, wenn das Innere derselben zu faulen anfängt. Der Stamm dieser Pflanze ist armsdick, und drei bis fünf Fuß hoch. Einige der untern Blätter fallen jährlich trocken herab. Ihr Stängel ist sehr lang; sie haben ein äußerst glänzendes Grün, sind über zwei Fuß lang, einen Fuß breit, und haben sehr tiefe Einschnitte, welche ihnen das Ansehen einer Hand mit ausgestreckten Fingern geben. Diese Pflanze bringt eine Aehre hervor, völlig dem Maiskolben ähnlich. Die Körner derselben sind von süßlichem Geschmacke, und werden ziemlich häufig gegessen. Von der Höhe des Baumes, wo die Pflanze ihren Standort hat, wirft sie ihre geraden knotenlosen

fingerdicken Wurzeln herab, welche sich in die Erde senken, zuweilen den Stamm rings umschlingend, zuweilen senkrecht herab fallend. Man schneidet sie vermittelst eines Messers ab, das man an ein Rohr bindet. Ihre feine Rinde, die sich sehr leicht ablöset, wird zu Tauen und Strickwerk benutzt, das man bei der Schifffahrt in Paraguay braucht. Die Bereitungsart ist sehr einfach und leicht, da man die Rinde, wenn sie trocken ist, nur einzuweichen braucht. Diese Stricke sind sehr wohlfeil und faulen nie im Wasser, aber man muß sie, da sie nicht so stark als hanfene sind, dicker machen. Sie leiden freilich sehr durch Reibung, und wenn sie einige Brühe bekommen, ist ihnen Trockenheit sehr nachtheilig. Man hat indeß diese Stricke auf den spanischen Fregatten in den neuesten Zeiten mit Vortheil gebraucht. Die Rinde dieser Pflanze, die dunkel violett ist, wird auch zu bunten Feldern in den vom Schilf geflochtenen Matten und Körben gebraucht.

Die unter den allgemeinen Namen Pitas a Cardas und Caraguatas (Aloe-Arten) begriffenen Pflanzen finden sich sehr häufig in den beschriebenen Gegenden. Einige derselben sind Schmarotzerpflanzen, die auf Bäumen oder auch auf der Erde wachsen. Alle enthalten eine mehr oder minder große Menge eines krystallhellen sehr frischen Wassers, das oft dem Reisenden, den Durst zu löschen, willkommen ist. Eine dieser Pflanzenarten, und zwar die gewöhnlichste, findet man äußerst häufig am Saume der Wälder, aber auch in offenen Gegenden. Sie hat dicke breite Blätter, wie die Ananas, aber sie sind ein wenig länger und stacheliger an den Rändern.

Die Fasern sind weit feiner, als man sie bei der spanischen Pita findet; allein man benutzt sie gar nicht. Der Schößling der Pflanze, welcher Früchte trägt, hat Blätter von schöner Perlmutterfarbe, während alle übrigen die Farbe der Ananasblätter behalten. Dieser Fruchtschößling treibt ungefähr zwei Fuß hoch empor, ist dick und ganz bedeckt mit kleinen Blüthen, wovon jede eine Dattel hervor bringt, die einen Zoll dick und zwei Zoll lang ist. Wenn die Frucht reif ist, hat sie eine schöne Orangenfarbe und wird gegessen. Die andere Pita-Art heißt Ybira. Ihre Frucht gleicht sehr der Ananas, ist aber nichts werth. Diese Pflanze, deren Blätter nicht sehr stachelig, drei bis fünf Fuß lang, höchstens zwei Zoll breit und gar nicht dick sind, wächst nur im Innern der Wälder von Paraguay. Man reißt oder schneidet die Blätter ab, welche man wie den Hanf faulen läßt, und ziehet alsdann leicht mit den Fingern die Haut ab, welche sie auf beiden Seiten bedeckt, so daß nichts als die Fasern übrig bleibt, die man Caraguata nennt. Ohne weitere Zubereitung ziehet man nun Fäden heraus, die man zur Verfertigung der Schuhe braucht. Wenn man die Fasern vorher mit einem, aus sechs bis acht Nägeln bestehenden, Kamme ein wenig gekräuselt hat, braucht man sie lieber als den Hanf zum Kalfatern der Schiffe, weil diese Art von Werg nie schlecht wird, und im Wasser nicht fault. Der Caraguata gleicht in Ansehung der Feinheit und der Farbe ganz dem Hanfe, und ohne Zweifel könnte man ihn zu Segeln, zu Takelwerke, zu Tauen, und anderem Strickwerke brauchen. Azara's Freund, Don Josef de Bustamante y Guerra, ließ ein Stück Seil von der Dicke

eines Daumens aus Caraguata machen, und als er es mit einem gleich dicken Stücke von Hanf verglich, fand er jenes weit stärker. Solche Stricke, glaubt Azara, möchten schwerlich Theer annehmen, aber da sie fester als hanfene sind und nicht faulen, brauchen sie nicht getheert zu werden. Auch scheint es ihm, daß sie nicht geschmeidig sein würden, um zu feinerem Strickwerke zu dienen, aber zu Tauen könnte man keinen bessern Stoff nehmen.

III. Pflanzenkultur. Es läßt sich aus glaubwürdigen Nachrichten beweisen, daß Paraguay ehemahls Getreide nach Buenos Ayres ausgeführt hat; jetzt aber findet gerade das Gegentheil Statt, denn in Paraguay bringt der Boden höchstens das vierte Korn. Das Getreide ist ausgeartet, weil man nicht sorgt, sich neues Saatkorn zu verschaffen, und so gibt manche Ernte nur kleine dunkle Körner, die gar nicht brauchbar sind. Ließe man sich Korn zur Saat von Buenos Ayres kommen, so würde man eine reichlichere Ernte und besseres Getreide erhalten, aber nie würde der Ertrag sehr groß sein, weil das Klima schon ein wenig zu heiß für den Weitzen ist.

In Montevideo erhält man in mittleren Jahren, Jahr aus, Jahr ein, das zwölfte Korn, in Buenos Ayres das sechzehnte, das ist, doppelt so viel als in Spanien. Azara erklärt diese Verschiedenheit. Die Körner sind in Montevideo und Buenos Ayres fast nur halb so klein als in Spanien; wenn man also in Süd-Amerika einen Scheffel aussäet, erhält man doppelt so viel Pflanzen als in Spanien, und wenn diese auch nur eben so viele Aehren tragen, liefert doch jede mehr Körner, nach der all-

gemeinen Regel, daß die Fruchtbarkeit der Körner mit ihrer Größe im umgekehrten Verhältnisse stehe. Diese kleinen Körner aber geben treffliches Brot. Das Getreide (Weitzen), welches in einem Umkreise von zehn Stunden um Buenos Ayres, besonders an der Küste San Isidro, und an dem Busen Moron wächst, ist von vorzüglicher Güte und sehr mehlreich.

Da auf der Nordküste des Plataströmes, oder in den Ebenen von Montevideo, wo der größte Theil der Einwohner sich mit der Viehzucht, mit der Bereitung der Häute und des gesalzenen Fleisches, beschäftigt, säet man nicht so viel Getreide, als man bedarf, und holt das fehlende von Buenos Ayres und der südlichen Küste. Man rechnet die gewöhnliche Ernte dieser letztern Gegenden auf 100,000 Fanegua's, die 219,300 kastilische Fanegua's ausmachen. In Buenos Ayres werden alljährlich 70 000 Fanegua's (amerikanische) verzehrt, und das Uebrige wird nach der Havaña, nach Paraguay, nach Brasilien und der Moritz-Insel ausgeführt. Die Hirten essen kein Brot, sondern leben bloß von Fleisch. Dasselbe gilt von den Hirten in den Jesuiten Missionen und in Paraguay, die Ackerbauer aber bereiten dort Brot aus Mais und Manioc oder Cassava.

Die Gegend nördlich vom 24. Grade südlicher Breite ist zu heiß, um Weitzen hervor bringen zu können. Ein günstigeres Klima würde diese Pflanze am südlichen Ufer des Plataströmes finden, aber vom 40. Breitengrade bis zur magellanischen Meerenge möchte der Boden, weil er zu salzig ist, auch nicht dazu taugen.

Im Jahre 1602 gab es in der Gegend von Assumcion, der Hauptstadt von Paraguay, gegen 2 Millionen Fuß Rebenland, und man führte Wein nach Buenos Ayres aus. Jetzt aber findet man in der ganzen Gegend, welche Azara beschreibt, nur noch einige Weinspaliere. In den fünf letzten Friedensjahren lieferte die Stadt Mendoza jährlich nach Buenos Ayres und Montevideo 3313 Tonnen Wein, und Santiago jährlich 7942 Tonnen Weinbranntwein. Das Uebrige ging nach Spanien. Wahrscheinlich aber ward den Einwohnern der Weinbau verleidet, weil die Trauben den Verheerungen der Ameisen, Schmetterlinge, Wespen, und der außerordentlich vervielfältigten vierfüßigen Thiere zu sehr ausgesetzt waren. Sobald die Herden sich vermehrt hatten, ward es den Einwohnern leicht, sich durch Tausch gegen ihre Häute und ihren Talg geistige Getränke zu verschaffen. Dies ist auch ihrer natürlichen Trägheit willkommener, die so eingewurzelt ist, daß man keine Feldarbeiter und Schnitter finden kann. Die Regierung muß das Getreide oft mit Gewalt mähen lassen. Die Spanier haben über dieß angefangen, die Neger und Indianer nachzuahmen, welche lieber Branntwein als Wein trinken.

Nördlich vom 29. Breitengrade wurde Tobak erbauet, und dieser Anbau brachte dem Staatsschatze, durch verschiedene Abgaben, jährlich 60,000 harte Piaster (Pesos Duros) ein, ohne daß die Finanzbeamten willkürliche Erhöhungen einführten. Der Tobakshandel war überall frei. Im Jahre 1779 aber wurde eine Regie angeordnet, welche dem Schatze wenig oder nichts einträgt. Man braucht dazu eine Menge von Leuten, die man anders be-

schäftigen könnte; die Regierung wird mit Reklamazionen, mit Rechnungen, mit Papierhaufen, belästigt, die Kaufleute und Reisenden müssen sich unzählige Förmlichkeiten gefallen lassen; kurz, es würde besser gewesen sein, wenn man nie an diese Einrichtung gedacht hätte. Der erbauete Tobak scheint von gutem Geschmacke, aber nicht sehr stark, zu sein. Man hatte den Plan, aus dieser Kolonie die 20,000 Zentner zu ziehen, welche die spanischen Bureaux brauchen, aber man berechnete nicht, auf wie viele Arme man zählen konnte: man bedachte nicht, daß die Arbeiter, da sie keine Sklaven sind, höhern Lohn verlangen würden; man vergaß, daß man in dem Augenblicke, wo man anfängt, den Verkauf einer Pflanze einem Monopol zu unterwerfen, der Grund zur Vernachlässigung des Anbaues derselben legt. Als der Tobakshandel frei war, führte man über 15.000 Zentner jährlich aus und jetzt kann man nicht auf 5000 rechnen.

In Paraguay und den Jesuiten-Missionen bauet man das Zukkerrohr und die Baumwollenstaude, obgleich durch die ersten Fröste die Ernte sehr leidet. Nie ist der Ertrag sehr bedeutend. Man hat keine Maschinen, die Gewinnung des Zuckers im Großen zu treiben. Ungeachtet der unvollkommenen Zubereitung ist der Zucker sehr gut, und es wird ein kleiner Theil des Ertrags nach Buenos Ayres ausgeführt. Die Umgegend dieser Stadt erzeugt keinen Zucker, und was Paraguay nicht liefern kann, ziehet man aus Havaña und Brasilien. Die Bewohner von Paraguay finden es vortheilhafter, aus ihrem Zuckerrohre Melasse und Branntwein zu bereiten, deren Absatz bedeutend ist. Auch führt man ein wenig

Baumwolle nach Buenos Ayres und Montevideo aus. Der größte Theil dieses Erzeugnisses aber bleibt in der Gegend, wo es gewonnen wird, und man verfertigt daraus ein grobes Zeug, das kaum zu Hemden für Sklaven und Arme brauchbar ist. Das Spinnen und Weben wird sehr unvollkommen getrieben, kaum kennt man Spinnrad und Rocken, und die gewöhnlichsten Weberwerkzeuge. Auch kostet es viele Zeit und Mühe, die Baumwolle von den Samenkörnern zu befreien, und sie zu fachen. Jene Arbeit wird zwischen zwei Walzen verrichtet, diese vermittelst eines Fachbogens.

Die Mandioca (Manioc — Iatropha Manihot Linn., französisch medecinier à cassave) gedeihet sehr gut in Paraguay und den Jesuiten-Missionen. Man hat zwei Arten. Die Pflanze hat eine Menge sehr langer Wurzeln. Der ausgepreßte Saft derselben ist tödlich für Schweine, und nicht weniger die ausgedrückte Wurzel selbst. Auch Menschen soll sie schädlich sein. Man erbauet sie, aber nicht häufig, wegen des trefflichen Stärkemehls, das man aus dem Niederschlage jenes Saftes gewinnt Die Portugiesen (in Süd-Amerika) essen kein anderes Brot als diese Wurzel selbst, welche sie reiben, auspressen, und alsdann rösten. Die Mandioca-Art, welche am häufigsten gebauet wird, hat weiße oder weißgelbe Wurzeln, die man auf verschiedene Weise zubereitet, ohne sie zu reiben und auszudrücken. Diese Wurzel ist eines der wohlthätigsten Erzeugnisse. Azara glaubt, daß man sie nach Süd-Spanien und nach der Insel Mallorka verpflanzen könne. Sie reicht hin, den Armen zu ernähren. Sie verlangt ein sehr mildes Klima, und über dem

29. Breitengrade nach Süden hin findet man sie so wenig als Tobak, Baumwolle und Zucker.

Der Mais gedeihet sehr gut in allen von Azara bereiseten Gegenden. In Paraguay sah er vier Arten, die bloß durch Farbe (roth oder violett) ausgezeichneten Spielarten ungerechnet. Der Abaty-Ty (weißer Mais) unterscheidet sich von den übrigen Arten bloß dadurch, daß die Körner weiß und sehr zart sind. Man ißt sie, ein wenig geröstet, wie Brot, weil sie sich leicht zwischen den Zähnen zermalmen und kauen lassen. — Der Abaty-Tupy ist von jener Maisart nur darin unterschieden, daß die Körner weit glänzender, gelblich, und zu hart sind, um sich wie jene essen zu lassen. Man stößt sie gewöhnlich in einem hölzernen Mörser mit einer hölzernen Keule, so daß sie nur die äußere Haut verlieren und die Körner, wenigstens größten Theils, ganz bleiben. In dieser Gestalt thut man sie in den Topf und kocht sie wie Erbsen oder Bohnen. Man macht auch ein so beliebtes Ragout daraus, Mapamorra genannt. — Azara hatte nicht oft Gelegenheit, die dritte Maisart zu sehen, welche Abaty-Guaicuru heißt, und er vermuthet bloß, daß man sie für vorzüglicher als die andern halte. Zwar ist die Aehre derselben den übrigen ganz ähnlich, und sie hat dieselbige Hülle, aber jedes Samenkorn ist besonders in kleinere Blätter eingehüllt, die den großen gleichen, welche die ganze Aehre einwickeln. Die vierte Art, deren Namen Azara nicht angeben konnte, hat einen dünnern Halm als die übrigen Arten, der aber nicht eine Aehre oder einen Kolben, sondern wie die Hirse einen aus mehreren Zweigen bestehenden Büschel trägt, wovon jeder Körner enthält,

die völlig den Maiskörnern gleichen, aber kleiner sind. Wenn man diese Aehrenbüschel in Fett oder Oehl kochen läßt, springen alle Körner auf, ohne heraus zu fallen. Die Körner sind von sehr gutem Geschmacke. *)

Ueberall, in den von Azara beschriebenen Gegenden, findet man mehrere Arten von guten süßen Bataten (convulvulus batatas Linn.). Die Art, welche man Abayibacue nennt, hat etwa die Dicke einer Wade und die Länge eines Beines. Die Haut ist röthlich, das Fleisch weißlich, und von vortrefflichem Geschmacke. Die Verpflanzung aller Arten nach Europa würde möglich und sogar vortheilhaft sein **), wie Azara meint, und er glaubt dasselbe von einigen sehr wohlschmeckenden Kürbißarten (Calebassen) und einer Menge vortrefflicher Bohnenarten.

---

*) Die Botaniker unterscheiden nur eine Art in der Maisgattung (Zea Mais Linn.), und tadeln Tournefort, der zu viele Arten annimmt. Man findet indeß allerdings viele Spielarten (Varietäten) des Maises, die sich in Europa auf zwei zurück führen lassen, welche vielleicht den Rang von allen Arten verdienten. Die eine ist der frühe Mais, den man in den Gegenden von Mailand und Turin bauet; die andere der späte, welcher im mittäglichen Frankreich angebauet wird. Nach allen Untersuchungen stammt diese Pflanze aus der neuen Welt, und war vor dem funfzehnten Jahrhunderte in keinem Theile des alten Kontinents bekannt. (Walkenaer.)

**) Walkenaer glaubt, daß man dieß Gewächs in Spanien anbaue, aber, wie er anführt, sind alle Versuche, es im mittäglichen Frankreich einheimisch zu machen, bis jetzt wenig gelungen.

Mandel- und Pflaumenbäume wachsen zwar sehr schnell, und tragen viele Blüthen, aber nie eine einzige Frucht. Eben so ist es in Paraguay mit dem Pfirsichbaume. In der Provinz Rio de la Plata aber trägt dieser Baum viele Früchte, die man zu sehr rühmt. Seit einiger Zeit hat man vier bis fünf in Europa unbekannte Pfirsicharten nach Buenos Ayres gebracht, die aus Chili und andern Gegenden Amerika's kommen. Es wäre nützlich, dieselben nach Europa zu verpflanzen, weil gute Arten darunter sind. Seit einigen Jahren kennt man die so genannten Damaszener-Aprikosen, welche ziemlich gut sind. Man fand in einer Kiste mit Gartensämereien, die aus Italien kamen, zwei Kerne dieser Frucht, die man, ohne sie zu kennen, säete. — Die Birnen sind nicht viel werth und die Kirschen taugen gar nichts. In Paraguay findet man diese nicht. Pomeranzen und ähnliche Früchte sind vom 30. Breitengrade nordwärts häufig und sehr gut, obgleich man die Bäume nicht pfropft. Nach Süden hin werden die Früchte schlechter und die Bäume sind minder zahlreich und kleiner. Die Pacoba oder der Paradiesfeigenbaum von verschiedenen Arten vermehrt sich leicht in Paraguay bis zum 20. Breitengrade hin, aber er bringt wenig Früchte, weil er gegen die Kälte empfindlich ist und leicht erfrieret. Dasselbe ist der Fall mit der Ananas, die man indeß weiter südlich findet. In Montevideo sind die Aepfel gut, in Buenos Ayres besser, in Paraguay aber tragen die Aepfelbäume keine Früchte. Feigen, Quitten und Granatäpfel gibt es überall, aber sie sind mittelmäßig und in Paraguay sogar schlecht. In diesem Lande findet man auch keine Olivenbäume, in Buenos Ayres aber ge-

deihen sie so gut und besser noch als in Spanien, und bringen jährlich Früchte. Die Melonen sind in der Provinz Rio de la Plata höchstens erträglich, aber in den nördlichen Gegenden taugen sie gar nichts. Die Wassermelone, die in einigen Gegenden — bloß wegen des Einflusses der Lokalität — besser als in andern ist, hat doppelt so viele Samenkörner als in Spanien, und in der Gegend von Assumcion mehr Kerne als Fleisch. Die Erdbeeren, welche es nur in der Provinz Rio de la Plata gibt, sind unschmackhaft. Hanf und Flachs gedeihen in dieser Gegend gut, aber man säet sie nur wegen des Samens. Gemüse gedeihen mehr oder minder nach Verhältniß der Breitengrade; in den Missionsgebieten aber und in Paraguay säet man nicht viel. Der Reiß wird auf trokkenem Boden erbauet und hinreichend für das einheimische Bedürfniß geerntet.

In den nördlichen Gegenden könnte man den Indigo bauen, der dort wild wächst, und sehr gewöhnlich ist. Auch Seide könnte man gewinnen, wenn man den Seidenwurm einführte, weil der Maulbeerbaum einheimisch ist. Dasselbe gilt vom Kaffee und Cacao; aber die allgemeine Trägheit, der hohe Preis des Arbeitslohns, die Neigung zu Zerstörung und Verschwendung, welche die Einwohner auszeichnet, ihre geringen Bedürfnisse, ihr Mangel an Ehrgeiz, ihr verächtliches Herabsehen auf alle Art von Arbeit, der Mangel an Unterricht, das geringe Ansehen der Gouverneure, die unglaubliche Unvollkommenheit der Werkzeuge, alles dieß macht jede Verbesserung unmöglich. In Paraguay und den Missionen hat man keine andere Hacke, als große Knochen von Pferden oder

Kühen, die an einen Stiel befestiget werden. Der Pflug bestehet in einem zugespitzten ~~Staken~~, den jeder auf seine Weise zurichtet. Eben so unvollkommen sind die übrigen Werkzeuge des Ackerbaues, so wie man es überhaupt bei allen andern Gewerben findet.

IV. Insekten. Nur Bemerkungen über einige Arten will der Verfasser geben, weil er, wie er sagt, nicht gelesen hat, was über diesen Gegenstand geschrieben, und weil die Geschäfte, welche er auf seinen Reisen zu besorgen hatte, ihn von sorgfältiger Beobachtung abhielten. — Es gibt in Paraguay gegen sieben Arten von Bienen, wovon die größte doppelt so groß als die spanische, und die kleinste nicht ein Viertel so groß als die gewöhnliche Fliege ist. Keine derselben sticht *); und alle machen Wachs und Honig. Der Honig, welchen Azara sah, hatte die Konsistenz eines dicken Zuckersyrups. Der Honig, welchen die große Art hervor bringt, ist nicht so gut als bei den übrigen, da derselbe oft nach den Blumenblättern schmeckt, welche die Biene mitnimmt, und wovon sie zuweilen unter den Honig mischt. Der Honig einer andern Art, Cubatatu genannt, verursacht heftiges Kopfweh,

*) Wahrscheinlich — bemerkt Walkenaer dagegen — stechen sie nur schwach, denn alle Bienen ohne Ausnahme haben einen Stachel. Die Bienen der neuen Welt scheinen aber allerdings einen Stachel zu haben, der wenig empfindlich ist, oder den sie wenig brauchen. Auch Pison spricht von einer ziemlich großen Biene, Namens Eiricu, die guten Honig macht, und nicht sticht.

und ist so berauschend als Branntwein. Noch eine andere Art bringt einen Honig hervor, welcher Zuckungen und heftige Schmerzen erregt. Die Landleute wissen diese beiden schädlichen Arten gut zu unterscheiden, und essen den Honig derselben nicht, obgleich er gut schmeckt. Es gibt eine Bienenart, welche den Honig nicht in Zellen, sondern in kleine runde Gefäße von Wachs absetzt, die etwa sechs Linien im Durchmesser haben. Azara sah einen Bienenkorb der Art, der von Tucuman nach Buenos Ayres — eine Strecke von mehr als zwei hundert Stunden — gebracht war. Vielleicht könnte man diese Bienenart nach Europa bringen, wenn man sie einschiffte zu der Zeit, wo ihr Honigvorrath reichlich ist. Der Honig ist eines der Hauptnahrungsmittel der Indianer, die in Wäldern leben. Sie verdünnen denselben mit Wasser und lassen ihn gähren, um sich ein berauschendes Getränk zu verschaffen. Das Wachs, welches Azara sah, war von dunkeler Farbe, und weißer als das europäische. Man braucht es nur für die Kirchen auf dem Lande und in den Missionen. Die Kunst, es zu bleichen, ist nicht bekannt. Das Wachs der großen Bienenart, wovon die Bewohner von Santiago del Estero jährlich 14,000 Pfund auf den Bäumen in Chaco sammeln, ist weißer und so fest, daß man die Hälfte Talg hinzu thun kann. *)

*) Latreille hat zuerst unterscheidende Merkmahle zwischen den verschiedenen Bienenarten, so wohl der alten als der neuen Welt, angegeben. Man lese seine Abhandlung in den Annales du Muséum. Band IV, S. 383, und Band V, S. 161.

Azara fand elf Wespenarten, und glaubt, sie noch nicht alle zu kennen. Sie stechen empfindlich. Die gemeine Wespe, die orangenfarbig und größer als die spanische ist, bauet ihre Zellen gerade so wie diese, obgleich größer. Sie macht dieselben von halb verfaultem trocknen Holze, dessen Oberfläche sie Morgens, wenn es der Thau ein wenig erweicht hat, abnagt, und wovon sie mit der Zeit kleine Kugeln bildet. Nur zwei Arten von Wespen gibt es, die ihr Nest durch eine Art von Stängel anfangen, den sie an einen Balken heften, der aus dem Dache hervor steht oder an einen Felsen, so daß es immer gegen den Regen geschützt ist. So bald das Werk angefangen ist, wird es beständig von einer Wespe bewacht, und kaum sind fünf oder sechs Zellen fertig, so legt das Weibchen die Eier hinein. Sie essen saftige Früchte. Wenn die jungen Insekten im Stande sind, auszufliegen und sich zu vermehren, wird das Wespennest durch den Anbau neuer Zellen vergrößert, welche von den jungen bevölkert werden. Dieß dauert, bis das Nest etwa die Größe einer Schüssel hat. Alsdann ziehen einige Paare weg, um sich in einiger Entfernung nieder zu lassen. In jedem Wespennester ist wenigstens die Hälfte der Bewohner zur Bewaffnung bestimmt.

Eine andere kleinere Art scheint sich noch sorgfältiger als jene gegen die Witterung zu schützen. Sie begnügt sich nicht, das Nest unter den Vorsprüngen des Daches anzubringen, sondern sie kommt sogar unter die Decke der Stuben, wenn das Dach ihr eine Oeffnung läßt. Sie hängt das Nest an einen Balken oder einen Dachsparren. Es hat die Gestalt einer Mütze, die unten zuweilen zwei Palmen, und oben 1½ im Durchmesser hat. Das Insekt

fügt die Strahlen, welche die an einander hangenden Zellen bilden, nach und nach horizontal hinzu; sie enthalten keinen Honig. Diese Strahlen sind vollkommen an die äußere Rinde, welche alle bedeckt, geheftet. Der Umfang derselben nimmt mit der anwachsenden Familie sehr schnell zu. Ein großes Nest dieser Art enthält mehr Zellen, als 400 Nester der andern Arten. Azara fand eine Wespenart, deren Nester unter vorspringenden Felsen, aber nie in Häusern, sich fanden. Zwei andere Arten von Wespen hängen ihre Nester an den Zweigen eines kleinen Baumes und an irgend einen großen Strohbüschel im Felde auf.

Alle diese Wespenarten leben gesellig; aber vier andere Arten gibt es, welche nicht so wohl in der Gestalt als in ihren übrigen Eigenschaften sich auszeichnen. Sie wohnen in den Häusern und Wohnstuben, sie leben einsam, und Azara hat nie gefunden, daß sie mit andern Individuen ihrer Gattung in geselliger Verbindung waren. Er sah nie zwei derselben zusammen in einem Hause oder auch nur in einem und demselben Gemache. Die eine dieser Arten ist eine schwarze Wespe mit einigen hochgelben Streifen, deren Leib gleichsam durch einen langen sehr feinen Gürtel getheilt ist. *) Sie macht ihr Nest stets in den Stuben und bringt die Nacht draußen zu. Sie bringt eine kleine Keule von der Größe einer Erbse mit, welche sie oben an der Einfassung einer Thür oder eines Fensters,

*) Nach allem, was der Verf. von der Gestalt und der Lebensweise dieser vier Wespenarten sagt, gehören sie, nach Walkenaer's Bemerkung, zu der Gattung Sphex und Pompilius im Systeme des Fabricius.

oder auch auf einem Balken, oder einem Dachsparren, ausbreitet. Darauf fügt sie andere Keulchen hinzu, bis eine Röhre von etwa anderthalb Zollen entsteht, die inwendig mit einer Art von Stuck überzogen ist, und legt ihr Ei auf den Boden. Sie bringt vom Felde mehrere Spinnen, welche sie mit ihrem Stachel getödtet hat, und füllt mit demselben die Röhre, welche sie alsdann mit Mörtel verschließt. Sie macht darauf eine andere Röhre daneben, eine andere darüber, und so weiter bis vier oder fünf. Während sie die letzte vollendet, ist die kleine Wespe im Stande, auszufliegen. Die Mutter, scheint es, hört sie, öffnet ihr die Röhre, und die junge fliegt sogleich fort, um nie wieder zu kommen. Zuweilen legt die Mutter noch andere Eier in dieselbe Röhre. In Paraguay hatte Azara im Sommer stets eine von diesen Wespen in seiner Wohnstube, welche er bei solcher Arbeit beobachtete. Sie stechen wie die vorher beschriebenen und die nachfolgenden. *)

Die zweite Art ist orangengelb, die größte von allen und noch ein Mahl so groß als die spanische Wespe. Sie sucht in den Landhäusern den Fußboden der Gänge oder andere gegen den Regen geschützte Oerter, wo sie Staub

*) Im VI. Bde. der mémoires de la société Américaine findet man interessante Nachrichten über zwei Wespenarten, welche den von Azara hier beschriebenen ähnlich sind. Die eine ist Sphex caerulea alis fuscis Linn. oder die Ichneumon-Wespe mit vergoldeten Flügeln von de Geer; die andere Sphex nigra abdomine petiolato atro, alis subviolaceis Linn.

und nicht sehr harte Erde findet. Hier gräbt sie schnell ein rundes Loch, und schafft mit dem Maule die kleinen Steine auf die Seite. Mitten in dieser großen Höhlung gräbt sie einen kleinen Kanal, fliegt dann in's Freie und holt sich eine Spinne herbei, welche sie mit ihrem Stachel getödtet hat, und welche größer als eine Haselnuß ist. Azara traf eine solche Wespe mit ihrer Spinne an, und folgte ihr bis zu der Stelle, wo sie dieselbe ablegte, die 163 Schritte entfernt war, ohne den Weg zu rechnen, den sie schon gemacht haben konnte. Der Weg war ganz mit Gras bewachsen, an einigen Stellen so hoch, daß die Wespe dieses Hinderniß nicht übersteigen konnte, weil sich die Spinne in den Halmen verwickelte; aber nach einem kleinen Umwege kam sie gerade auf ihr Nest. Sie legte die Spinne in den erwähnten kleinen Kanal, so daß diese nicht den Boden desselben berührte, sondern an den Wänden hängen blieb. Alsbald legte sie das Ei darunter und bedeckte alles mit etwas Staub und Erde, so daß der Boden ganz eben blieb. Die junge Wespe frißt die Spinne, und wenn sie dieselbe ganz aufgezehrt hat, ist sie im Stande, den Staub, welcher sie einen Zoll hoch bedeckt, wegzuschaffen und davon zu fliegen, ohne ihre Mutter gesehen zu haben. Diese Wespenart ist gar nicht häufig.

Gewöhnlicher ist die dritte Art, welche von Mittelgröße und gelblich ist. Sie macht in Mauern von Lehm, die gegen den Regen geschützt sind, mit dem Munde kleine Röhren, in welche sie ihr Ei nieder legt. Sie nährt die junge Wespe mit grünen Würmern, welche sie vorher mit ihrem Stachel tödtet, und durch die Mündung

in die Röhre bringt. Man findet oft mehrere solcher Röhren neben einander. Die Wespe weiß Lehmmauern, selbst wenn sie mit Kalk überzogen sind, von steinernen zu unterscheiden, denn immer bringt sie ihre Löcher in jenen an, und macht bei diesen auch nicht ein Mahl einen Versuch.

Die vierte Art macht drei oder vier kleine Behältnisse von Mörtel, die eine vollkommen sphärische Gestalt haben, ausgenommen an der Seite, welche an die gegen den Regen geschützten Fenster geheftet ist. Sie nährt ihr junges mit demselbigen Wurme, den die vorher gehende Wespenart dazu braucht, und läßt denselben von oben herein durch eine Oeffnung, die völlig einem Trichter ähnlich ist. Es ist sehr sonderbar, daß diese vier Wespenarten ungesellig leben, und daß man nie zwei zusammen sieht. Sie haben nur zu der Zeit, wo sie ihre Jungen hervor bringen, einen bestimmten Wohnplatz, und man weiß nicht, wie sie befruchtet werden.

Da Paraguay und die Provinz Rio de la Plata keine kalten Länder sind, so sind die dort befindlichen Ameisen während des ganzen Jahres im Freien und arbeiten, und wahrscheinlich dauert ihre Legezeit länger als in Europa. Aus demselbigen Grunde gibt es mannigfaltigere Arten, und jede dieser Arten hat eine größere Anzahl von Ameisenhaufen, welche vielleicht hundert Mahl mehr Individuen enthalten. Dieß scheint auch daraus zu erhellen, daß zwei Gattungen von vierfüßigen Thieren sich nur von Ameisen nähren. Wahrscheinlich ist es, daß

diese Insekten abnehmen, je mehr man sich der magellanischen Meerenge nähert, und im Gegentheile sich vermehren, je weiter man von Paraguay nach der nördlichen Hämisphäre kommt.

Die in Paraguay Araraa genannte Ameise hat sich außerordentlich vermehrt, denn man findet sie nicht nur in allen großen Waldbäumen, sondern auch in den kleinen, wenn sie dürr sind und die Rinde zerrissen ist. Auch in gefälltem Holze findet man sie, und da auf dem Lande die Wände der Häuser aus eingerammten Pfählen bestehen, deren Zwischenräume mit leicht abfallendem Thone gefüllt sind, so gehen die Ameisen stets durch die Oeffnungen. Sie sind so groß, als die größten in Spanien. Ihre Farbe ist dunkelbraun, und wird am hintern Theile ein wenig heller. Sie laufen sehr schnell, und bleiben zuweilen stehen, als wollten sie beobachten, ob ein Ueberfall zu fürchten sei, oder als gingen sie auf Kundschaft aus. Sie laufen über Baumstämme, Zweige, Mauern, und steigen zur Erde herab, aber Azara bemerkte nie, daß sie einsammelten, und er glaubt, daß sie an dem Orte selbst, wo sie's finden, ihr Bedürfniß aufzehren. Was sie im Felde essen, weiß er nicht, da sie weder Körner noch Blätter fressen; in den Häusern aber sah er sie nur Zucker essen, welchem sie einen üblen Geruch und Geschmack mittheilen. Sie wohnen bloß in Ritzen. Sie ziehen nicht in Reihen wie andere. Azara sah keine geflügelte. Wahrscheinlich besorgt jedes Paar seine Jungen. *) Um die

*) Ameisen leben gesellig, und bestehen aus dreierlei Individuen, männlichen und weiblichen, die Flügel haben, und

Wohnungen von diesen Ameisen zu befreien, hat man wol große rothe Ameisen in die Häuser gebracht, welche sich mit jenen lebhaft stritten; aber da die Araraa's zahlreicher waren, so vereinigten sich ihrer mehrere gegen eine einzige rothe Ameise, bis es ihnen gelang, auf diese einen Tropfen von einer Feuchtigkeit fallen zu lassen, die schnell tödlich war.

Eine der kleinsten Ameisen bewohnt nicht wie die Araraa's die Mauern der Häuser, sondern dringt in das Innere der Wohnungen. Man findet sie zwar gewöhnlich auf dem Lande, aber auch in großen Städten, und so viel man weiß, haben sie keine feste Wohnung. Sie sammeln Vorräthe ein. Wenn eine von ihren Schildwachen ihnen anzeigt, daß sie Fleisch und besonders Zukker und Konfekt — ihre Lieblingsnahrung — gefunden hat, so ziehen sie in Haufen dahin. In manchen Häusern ist es unmöglich, Zucker und Syrupp gegen sie zu verwahren. Man legt deßhalb gewöhnlich den Zucker auf einen Tisch, dessen Füße man in ein mit Wasser gefülltes Gefäß stellt. Zuweilen hilft dieß, aber Azara sah, daß die Ameisen, sich an einander hängend, eine fingerbreite Brücke bildeten, über welche die andern zogen. Hängt man den Tisch oder das Brett, worauf der Zucker steht, auf, so laufen die Ameisen die Wände hinan zu der Decke, bis sie das Seil erreichen, an welchem sie bis zu

---

geschlechtslosen ohne Flügel. Die Weibchen bleiben nur bis zur Legezeit, und wenn diese vorüber ist, werden sie vertrieben. Die Männchen kommen nicht in den Haufen, sondern halten sich um denselben auf.

dem Zucker hinab steigen. Wenn man die Zuckervorräthe in eine entfernte Kammer bringt, so sind sie gesichert weil es lange währt, ehe die Ameisen sie entdecken, aber wenn man aus Versehen eines dieser Insekten hinein kommen läßt, so gibt es sogleich den übrigen Nachricht, und alle ziehen sich hinein.

Die stinkende Ameise — Tahy-re — hat keine bekannte Wohnung, und man weiß nicht, wovon sie sich nähret, weil man sie nur, wenn sie ausgeht, sieht. In Paraguay geschieht dieß immer Nachts zwei Tage vor einem bedeutenden Witterungswechsel. Sie verbreiten sich so sehr, daß sie Boden, Wände, und Decke auch der größten Stube bedecken, und sie verzehren in einem Augenblicke alle Spinnen, Grillen, Käfer und andere Insekten, die sie finden. Wenn diese Ameisen eine Maus antreffen, so läuft diese wie toll umher, und wenn sie nicht aus der Stube kommen kann, so ist sie bald ganz mit Ameisen bedeckt, welche sie stechen, beißen und auffressen. Auch mit den Vipern sollen sie's so machen. Selbst Menschen zwingen sie, aus dem Bette und der Kammer zu laufen. Zum Glück vergehen Monathe und oft Jahre, ohne daß man sie sieht. Wenn man ein angezündetes Papier auf die Erde wirft, so vertreibt man sie bald aus der Stube. Azara hat nicht bemerkt, daß diese Ameisen Vorräthe sammeln. Sie sind schwarz, von der gewöhnlichen Gestalt, und von Mittelgröße.

Eine andere Art, von schwärzlicher Farbe und von mittlerer Größe, ist so weich, daß man sie leicht zerdrückt. Sie wohnt nur auf Bäumen, besonders auf Reben, de-

ren Früchte sie nicht frißt, sondern nur mit ihren Exkrementen beschmutzt. Die größte Ameise von allen ist mehr als drei Mahl größer als die spanische, aber gar nicht häufig anzutreffen. Sie ist schwarz mit lebhaft rothen Flecken.

In den Niederungen, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, sieht man kegelförmige Haufen harter Erde, die etwa drei Fuß hoch sind und sehr nahe beisammen stehen. Diese Hügel gehören einer kleinen schwärzlichen Ameise, die wahrscheinlich nie aus ihrer Wohnung geht, um Vegetabilien und andere Nahrungsmittel zu suchen. Zur Zeit der Ueberschwemmung verlassen sie alle ihren Haufen, und sammeln sich in Gestalt eines rundlichen Knauels, von einem Fuß im Durchmesser und vier Finger Höhe. So halten sie sich, so lange die Ueberschwemmung dauert, über dem Wasserstrome. Eine Seite des Knauels ist an ein Stückchen Holz oder an ein Pflanzentheilchen geheftet. Wenn das Wasser sich verlaufen hat, kehren sie in ihre Wohnungen zurück. Azara sah oft, wie diese Ameisen, um von einer Pflanze zur andern zu kommen, eine Brücke von eines Fingers Breite und zwei Palmen Länge bildeten, die keine andere Stützpunkte als an den beiden Enden hatte.

Eine andere kleinere röthliche Ameise macht ihre Wohnung, die anderthalb Fuß im Durchmesser hat und halb so hoch ist, von der Erde, welche sie ausgräbt. Um mehrere Haufen zu bilden, zieht Nachts eine Kolonie aus, welche einen unterirdischen Weg anlegt, aber so nahe unter der Oberfläche der Erde, daß man oft die eingefallene

Decke desselben sieht. Wenn man den Ameisenhaufen stört, so werden die geflügelten Ameisen so betäubt, daß sie sich nicht zu verbergen wissen, und den Puppen gar keine Hülfe leisten, während die übrigen keinen Augenblick verlieren, den Puppen beizustehen, die Verheerung wieder gut zu machen, und selbst den Feind anzugreifen. Auch bemerkt man bei solchen Gelegenheiten, daß die geflügelten Ameisen gar kein Ansehen haben. Wenn die Puppen schon ausgebildet sind, holen die Ameisen aus ihrem Neste kleine Erdschollen hervor, und machen daraus eine Rinde, welche von den Strahlen der Sonne durchdrungen oder wenigstens erwärmt werden kann. Sie stellen unter diese Häufchen die Puppen (Chrysaliden), um sie durch die Wärme beleben zu lassen, und damit die Erde sie nicht zerdrücke, stützen sie dieselbe druch passende Säulen. Wenn man des Morgens sieht, daß die Ameisen auf diese Art ihre Puppen ausgestellt haben, darf man für diesen Tag keinen Regen fürchten, selbst wenn der Himmel sich umzogen hätte, da die Ameise die Witterungsveränderung wenigstens einen Tag vorher weiß.

Die Ameisenart, welche man Cupiy nennt, ist sehr zahlreich, von weißlicher Farbe und ziemlich groß. Wenn sie ihre Wohnung in Bäumen, die dick, alt und dürr sind, anlegt, so macht sie in dem Stamme oder auch einem großen Aste ihr Nest, das aus einer rundlichen Erhöhung besteht, die zuweilen zwei Fuß im Durchmesser hat, und aus einer Menge von Lagerstätten zusammen gesetzt ist, welche durch viele niedrige breite überfirnißte Wege getheilt sind. Das Ganze ist aus der Substanz des Stammes gemacht. Jene Wege laufen in verschiedene Gale-

rieen aus, von der Größe eines Federkiels, die mit einem Leim gewölbt sind, den die Ameise zu bereiten versteht. So fahren sie fort, bis der Baum ganz ausgehöhlt ist, und umfällt. Wenn sie in den Häusern sich niederläßt, dringt sie durch die Lehmwände, und befestigt ihr Nest an irgend einem Balken. Sie zerstört alles Holz im Hause, und es ist unmöglich, sie zu vertreiben, oder gänzlich auszurotten. Im Thonboden bildet sie ihre Wohnung aus Thone in Gestalt einer Kuppel, die etwa zwei Fuß im Durchmesser hat. Auf Hügeln sind ihre Wohnungen kegelförmig, von drei Fuß im Durchmesser und zuweilen gegen fünf Fuß hoch. *)

Der Cupiy frißt Holz oder Erde, je nach dem er auf Bäumen oder in der Erde seine Wohnung gewählt hat. Azara behauptet, daß diejenigen, welche geflügelt sind, sechs Flügel haben **), und von schwarzer Farbe sind. Azara sah einst Schwärme solcher geflügelten Cupiy's durch eine Spalte aus einem großen Ameisenhügel kommen. Zu einer andern Zeit sah er das Dach eines kleinen Hauses mit einer beinahe zwei Zoll dicken Rinde bedeckt, welche von den über einander sitzenden Ameisen gebildet wurde. Dieser Ausflug der geflügelten Individuen geht im-

*) Diese Insekten scheinen Termiten zu sein, die man gewöhnlich weiße Ameisen nennt.

**) Alle bekannte Insekten haben nie mehr als 4 Flügel, ausgenommen einige wenige Phalänen, deren Männchen 6 Flügel zu haben scheinen, bemerkt dagegen Walkenaer, und er vermuthet hier einen Irrthum in der Beobachtung.

mer vor einem bedeutenden Witterungswechsel her. Azara sah, daß sie sich sogleich in der Luft begatteten.

Eine andere röthliche große Ameise bildet von der ausgegrabenen Erde Kugelsegmente. Man sieht auf der Oberfläche eine Menge Oeffnungen, auf welche sehr reinliche, zwei Zoll breite, Wege auslaufen, die sich in gerader Linie auf wenigstens drei hundert Schritte erstrecken. Auf jedem dieser Wege zieht ein Haufen aus, um sich kleine Blätterstücke zu holen. Die Wege sind divergent, wie die Radien eines Kreises, und da gerade so viele Haufen ausziehen, als es Oeffnungen und Wege gibt, so sind wahrscheinlich mehrere Schwärme in jedem Haufen. Diese Ameisen höhlen die Erde sehr tief aus. Als einst eines von Azara's Maulthieren über einen, vom Regen erweichten, Ameisenhaufen ging, versank es so tief, daß der Reisende in einer Entfernung von zwanzig Schritten nur den Kopf desselben sah, obgleich das Thier aufrecht stand. Die Bewohner von Santa Fe fangen die geflügelten Ameisen, deren sehr fetten Hintertheil sie in Pflaumenkuchen essen, oder geröstet in Syrupp legen.

Die Wanze kannten die wilden Indianer nicht, und die Spanier in der Hauptstadt von Paraguay lernten sie erst 1769 kennen, wo sie, wie man glaubt, mit dem Gepäcke eines Gouverneurs eingebracht wurde.

Flöhe sieht man nur im Winter in Paraguay. In Buenos Ayres sind sie während des ganzen Jahres sehr häufig, aber seltener im Sommer.

Die Nigua's, die in den wärmern Gegenden von Amerika so bekannt sind, finden sich auch in Paraguay, aber nicht mehr jenseits des 29. Grades südl. Breite.

Die Kinchuca ist den Reisenden sehr lästig; man findet sie besonders zwischen Mendoza und Buenos Ayres. Ihr Leib ist eirund und sehr platt, und schwillt, wenn sie Blut gesogen hat, bis zur Größe einer Weinbeere an. So bald sie das Blut verdauet hat, gibt sie es von sich. Dieses Insekt *) verläßt nur des Nachts seine Wohnungen. Man findet es in allen Ebenen der angezeigten Gegend. Wenn man es zerdrückt, gibt es einen starken Wanzengeruch von sich. Einst wurden während des Januars die Häuser in Buenos Ayres von einer solchen Menge dieser Insekten angefallen, daß man Morgens, wenn man die Fenster öffnete, die Balkone damit bedeckt fand. Viele derselben schleichen sich in die Gemächer, und wurden besonders den Weibern sehr lästig, weil sie sich unter den Röcken einnisteten.

Unter den Spinnen — wovon es alle in Spanien bekannte Arten gibt — findet man eine mit langen Zähnen, die haarig ist und deren Biß Beulen und Zuckungen bewirkt, ohne doch tödtlich zu sein. Eine andere Art macht runde Cocons, die einen Zoll im Durchmesser haben, und orangenfarbig sind. Man spinnt dieselben, weil die Farbe sich hält. Eine Spinnenart in Paraguay lebt gesellig; mehr als hundert Individuen wohnen zusammen und spinnen ein Gewebe von der Größe eines Hutes.

---

*) Ohne Zweifel zu der Familie cimex gehörig.

Die Fliege, welche Würmer auf dem Leibe lebendiger Thiere erzeugt, ist so häufig in Paraguay, daß man jede Woche einige Mahle den neugebornen Kälbern und Füllen die Würmer wegnehmen muß; sie würden sonst zu Grunde gehen, weil die Würmer ihnen den Nabel abfressen. Die Hunde werden eben so sehr von ihnen geplagt. Wenn sie sich um läufische Hündinnen gezankt und gebissen haben, so legt die Fliege sogleich ihre Würmer in die Wunden. Jene Fliegen haben einen äußerst feinen Geruch. So bald man eine Wunde, wie klein sie auch sein mag, erhalten hat, hört man sie gleich umher schwirren, und wenn man sich gegen sie sichern will, darf man bei Tage nur an einem dunkeln Orte schlafen, weil die Dunkelheit sie vertreibt.

Schmetterlinge findet man von allen Arten, und sehr schöne, große, kleine und mittlere. Eine Art von Nachtfaltern legt ihre mit einer Art von Geifer umwickelten Würmer auf die Haut der nackt schlafenden Menschen. Die kleinen Würmer kriechen unmerklich unter die Haut, und die Stelle schwillt schmerzhaft auf. Die Landleute speien gekaueten Tobak auf die Geschwulst, drücken dieselbe zwischen den Fingern, und es kommen fünf bis sechs haarige Würmer hervor, die von dunkler Farbe und etwa einen halben Zoll lang sind.

Es gibt viele Arten von Heuschrekken, von welchen eine alles frißt, selbst Leinwand, Tuch, Seide, und alle Arten von Pflanzen, ausgenommen Melonen und Pomeranzen. Dieses Insekt kommt im Oktober nach Paraguay in so zahlreichen Schwärmen, daß Azara einst

einen derselben für eine Wolke hielt, und zwei Stunden verflossen, ehe er vorüber gezogen war. Die Heuschrekken thun keinen sehr großen Schaden. Zwar fallen sie auf die Erde nieder und verzehren alles, aber da die Kultur sehr eingeschränkt ist, so kann man diese Insekten mit Baumzweigen verscheuchen. Wenn der Heuschreckenschwarm die Gegend wieder verläßt, so weiß man zum voraus, daß man im folgenden Jahre keine Heuschrecken haben, oder doch nur einzelne Schwärme sehen wird. Verweilt aber ein Schwarm auf einem harten Boden, so gräbt die Heuschrecke mit dem hintern Theile ihres Leibes Löcher in die Erde, die 40 bis 60 Eier enthalten können. Aus diesen Eiern kommen im Dezember kleine schwärzliche Heuschrecken, welche sich in dichte Schwärme sammeln, die sich ausdehnen, so wie die Insekten größer werden. Alsdann verändern sie ihre Farbe, und ihre Haut wird grünlich mit schwarzen Flecken. Sie fressen Tag und Nacht alles auf. Am Ende des Februars verschwindet die schwarze Farbe, sie werden dunkelbraun, und ihre Flügel stärker, obgleich sie noch nicht fliegen. In dieser Zeit bedecken sie oft große Strecken Landes. Sie verzehren fortwährend alles, bis sie Kraft genug haben, um auf die Bäume und Sträuche fliegen zu können, die sie ganz bedecken. Hier sitzen sie wie unbeweglich, oft acht Tage lang, ohne zu essen. Endlich, wenn sie eine günstige, besonders eine mondhelle, Nacht finden, ziehen sie fort, ohne daß man weiß, wohin. Im Oktober kommen sie zurück, und wiederholen, was ein Jahr früher geschah.

V. Kröten, Nattern, Vipern, Eidechsen. Azara hörte nur einen einzigen Frosch quaken, in einem

kleinen Teiche in der Stadt Assumzion, und vermuthete daher, daß man deren anders wo nicht findet. Im allgemeinen unterscheidet man nicht Frösche und Kröten, und belegt mit dem letzten Namen alle Thiere dieser Familie. In Chaco gibt es Kröten, die mehrere Pfund schwer sind. In allen Seen und überschwemmten Gegenden hört man oft einen starken kläglichen Schrei, dem Geschrei eines sehr kleinen Kindes ähnlich, den eine kleine Kröte, die nicht einen Zoll lang ist, ausstößt. Eine andere Kröte, welche weißlich und so groß als ein europäischer Frosch ist, und noch leichter hüpft, findet sich weder in dem Wasser noch auf dem Lande, sondern nur auf Baumzweigen, in dem Innern der Maisblätter, zwischen dem Strohe, womit die ländlichen Wohnungen gedeckt sind, und unter den Ziegeln. Sie steigen leicht, entweder springend oder an Baumrinden oder hervor stehenden Steinen der Mauern sich anhaltend, empor. Ihr Geschrei besteht aus einem einzigen Tone, der bei dem Männchen und Weibchen ein wenig verschieden ist.

In Paraguay begreift man unter dem Namen Boy alle Arten von Vipern oder Nattern. Diese Thiere sind bekanntlich sehr empfindlich gegen die Kälte, welche sie gänzlich betäubt. Wenn aber der Nordwind — in jenen Gegenden ein warmer Wind — schwüles Wetter macht, sind sie leicht, munter und gefährlicher als je. Keine derselben steigt auf Bäume, ausgenommen der Curiyu, der aber nicht über die niedrigsten Zweige hinaus kommt. Nie fand Azara diese Thiere im Innern der Wälder. Sie wohnen gewöhnlich in den Ebenen, wo sie die niedrigsten Gegenden vorziehen, weil sie sich hier im hohen Grase

verbergen können, und solche Thiere finden, welche ihnen zur Nahrung dienen. Sie fressen Eier, Vögel, Mäuse, Kröten, Fische, Grillen, und verzehren sich auch einander selbst. Um ihre Beute zu erhaschen, wenden sie bloß Geschicklichkeit und List an. Sie nähern sich allmählich, weil sie nie springen, und wenn ihr Gegner stark genug ist, sich zu vertheidigen, wickeln sie sich um ihn, und drücken ihn so lange, bis er müde ist. Kaum hat irgend ein Thier so viele Feinde als die Vipern und Nattern in jenen Gegenden; sie werden unablässig verfolgt von allen Arten von Adlern, Falken, Reihern, Störchen, durch die in den Ebenen so häufigen Brände, und haben keine andere Vertheidigungsmittel, als zu beißen und sich in Mäuselöcher oder hohem Grase zu verbergen.

Nattern und Vipern sind sich zwar in der Gestalt ähnlich, aber darin unterschieden, daß jene nicht beißen, oder daß ihr Biß keine anderen Wirkungen hat, als eine gewöhnliche Wunde, die Vipern hingegen ein mehr oder minder wirksames Gift bei sich haben, das gewöhnlich tödlich ist, und zuweilen schon nach wenigen Stunden wirkt. — Der Curiyu ist eine sehr große Natter von gräßlichem Ansehen, die auf der Erde, nicht aber im Wasser, schwerfällig ist, und nicht beißt. Sie lebt von Fischen, und vielleicht zuweilen auch von Ottern u. s. w. Wenn sie satt ist, steigt sie gewöhnlich auf einen kleinen Baum, wo sie sich an einen Zweig hängt, um in der Sonne zu schlafen. Die größte, welche Azara sah, war zehn und einen halben Fuß lang und ungefähr so dick wie ein Bein in der Gegend der Wade. Sie war schwarz und weißgelb gefleckt. In den Erzählungen der Eroberer Amerika's

findet man große Uebertreibungen in Ansehung dieser Thiere und eine Menge von Fabeln. Ein spanischer Gouverneur berichtete, einige dieser Rattern wären so groß, daß sie nicht nur einen Menschen, einen Hirsch mit seinem Geweihe, sondern selbst eine Kuh verschlingen könnten, und ihre Beute von fern durch die Kraft ihres Athems anzögen. — Die Indianer tödten die Rattern und essen sie. — Die so genannte zweiköpfige Viper hat keinen Schwanz, wie alle übrigen Arten, sondern ihr Leib endigt wie abgeschnitten, ohne daß der Durchmesser desselben kleiner wird. Daher der Name, der ihr aber nicht zukommt, weil sie keineswegs zwei Köpfe hat. Sie ist ungefähr einen Fuß lang, von glänzender Silberfarbe, einen Zoll dick, und hat ein ziemlich spitziges Maul. Sie lebt immer unter der Erde, wo sie in langen tiefen Gängen wohnt. — Die größte und die gewöhnlichste von allen Arten ist die Racanina. Sie ist 5 bis 6 Fuß lang, so dick wie die Handwurzel und von hellbrauner Farbe. Sie ist so gewandt, daß sie zuweilen aufspringt, und galoppirenden Reitern in die Beine beißt. Ihr Biß ist am wenigsten giftig und heilt leicht. — Die Quiririo, von den Spaniern Kreuzviper genannt, weil sie eine Art von schwarzem Kreuze auf der Stirn hat, ist ungefähr zwei Fuß lang und schön schwarz gefleckt. Sie ist sehr häufig in Paraguay und schleicht sich zuweilen in die Wohnungen, sogar in die Betten, wie Azara selber erfuhr. Ihr Biß ist so giftig, daß man nicht leicht davon genesel. Die schönste von allen Vipern ist die Boy-chumbe, d. i., Gürtel-Viper, von den Spaniern Korallen-Viper genannt. Azara sah sie nur nördlich vom 29 Grade.

Sie ist sehr schwerfällig. Ihr ganzer Leib, den Kopf eingeschlossen, ist durch drei Streifen, einen weißgelben, einen schwarzen und einen rothen, abwechselnd getheilt bis hinab zum Schwanze. Die Farben sind äußerst lebhaft und glänzend.

Keine dieser Vipern fällt den Menschen an, und sie beißen nur, um sich zu vertheidigen, nämlich wenn man sie angreift, oder wenn sie sich fürchten. Oft schlichen sich die Vipern unter die Kuhhäute, worauf Azara und sein Gefolge schlief, ohne jemanden Schaden zu thun. Zuweilen fühlten die Reisenden, daß die Thiere über ihre Beine und ihren Leib krochen. In solchen Fällen hat man nichts zu befürchten, wenn man sich nur ruhig hält. Die Wirksamkeit des Giftes der Vipern hängt sehr von der Hitze und der Jahreszeit ab; denn bei kaltem Wetter beißen diese Thiere kaum, und ihr Biß ist gefahrlos. Eben so viel hängt hier von dem Grade der Reitzung des Thieres, so wie desjenigen ab, der den Biß erhält. Pferde und Hunde schwellen sogleich an und sterben nach drei bis vier Stunden. Manche behaupten, der Vipernbiß sei fast nie tödtlich bei Leuten, die sehr an der Lustseuche leiden.

Das Verwahrungsmittel, welches Azara gegen die Vipern brauchte, bestand bloß darin, daß er stets gute Stiefeln trug, denn die Vipern beißen zwar durch das Leder, aber ihr Gift kann die Haut nicht berühren. Er ging auf Triften so wenig als möglich zu Fuße, und wenn er sich verweilen mußte, um zu essen oder zu schlafen, ließ er immer alle seine Pferde zusammen holen, und durch sie den Boden stampfen, um die Vipern zu

vertreiben. Man kennt kein spezifisches Mittel gegen den Vipernbiß. Zuweilen läßt man die Verwundeten Oehl trinken, und Azara rettete durch dieses Mittel einige von seinen Leuten. Andere legen eine durchgeschnittene heiße Zwiebel auf die Wunde. Wer aber auch geheilt wird, bleibt zuweilen halb toll oder blödsinnig.

Die größte Eidechse, Yacare oder Cayman genannt, findet man nur bis zum 31. Grade südl. Breite. Sie ist fast in allen Seen, und selbst in Flüssen, die nicht zu reißend sind. Oft sieht man nur ihre Augen aus dem Wasser hervor blicken. Gegen Mittag aber kommt sie hervor, um auf dem Ufer zu schlafen, aber bei dem geringsten Geräusche stürzt sie sich wieder ins Wasser. Ihre Länge beträgt überhaupt acht Fuß, wovon die Hälfte der Schwanz ausmacht. Die Gestalt dieses Schwanzes ist wunderbar. Die hintere Hälfte desselben ist dreieckig und prismatisch und ganz mit ährenförmigen Schuppen bedeckt. Der Kopf ist oben platt und lang, und das Maul so weit gespalten, daß vom Winkel des Rachens bis zur Spitze der Schnautze 14 Zoll sind. Das Thier hat keine Schneidezähne. Die untere Kinnlade hat an der Spitze zwei Haken, einen Zoll lang, die aus zwei in der obern Kinnlade befindlichen Löchern oben hervor stehen, wenn der Rachen geschlossen ist. Der obere Theil seines Körpers ist mit einer dunkelfarbigen Haut bedeckt, unter welcher Schuppen liegen, die gegen Flintenkugeln undurchdringlich sind. Auf gleiche Weise ist der untere Theil des Leibes geschützt, so daß man es nicht anders tödten kann, als wenn man es in die sehr kleinen Augen trifft, oder in die Seiten. Es legt gegen 60 Eier, die

so groß wie Gänseeier, weiß und hartschalig sind. Das Thier gräbt sie in den Sand, wo die Sonnenwärme sie ausbrütet. Die Eier und das weiße sehr gute Fleisch des Yacare sind Lieblingsspeisen der Indianer. Die Nähe des Yacare verräth ein Bisamgeruch, den er aushaucht. Er entfernt sich nicht vom Wasser und hat einen so schwerfälligen Gang, daß man ihn auf dem Lande nicht fürchtet. Was mehrere Reiseberichte und Beschreibungen von Amerika, z. B. der Jesuit Gumilla in seiner Beschreibung von Orinoko — wo der Verfasser, wie A. glaubt, nie gewesen ist — von den Krokodillen oder Caymans erzählen, der Menschen und vierfüßige Thiere zu Lande verfolgen und verschlingen und den Magen voll Kieselsteine haben soll, bedarf vieler Einschränkungen, um der Wahrheit treu zu sein. Azara vermuthet, daß es der Yacare ist, von welchem sie reden wollen.

Es gibt in Paraguay ein Chamäleon, das nicht wie die Eidechsen flieht, wenn man sich ihm nähert, sondern mit offenem Rachen den Nahenden erwartet, indem es seine Haut, besonders an der untern Kinnlade, aufschwellt. Der Kopf ist kürzer wie bei den Eidechsen, von welchen es sich auch dadurch unterscheidet, daß die Zunge nicht gespalten, sondern rund und dick ist und mit ihrer Breite den ganzen Rachen ausfüllt. Es legt sieben weiße Eier. Es ist $8\frac{4}{6}$ Zoll lang, wovon $5\frac{1}{2}$ Zoll auf den Schwanz kommen. Auf dem Nacken sieht man zwei dunkelgelbe Streifen, die auf dem Rückgrathe bis zum Schwanze hinab laufen und auf beiden Seiten einen hellern breitern Streif haben. Man findet in denselbigen

Gegenden ein anderes Chamäleon, das ebenfalls seinen Angreifer mit offenem Rachen und aufgeblasener Haut erwartet. Es lebt auf Bäumen, wo es, auf die Spitze seines Schwanzes sich stützend, von Zweige zu Zweige springt. Es ist 13½ Zoll lang, wovon der Schwanz 8¾ hat.

V. Vierfüßige Thiere und Raubvögel.

Der Tapir oder Mborebi ist eins der größten Thiere in Amerika. Es ist 73 Zoll lang mit Inbegriff des 3½ Zoll langen Schwanzes, und 42 Zoll hoch von den Füßen bis zu den Schultern. Es ist von dunkler Bleifarbe, aber unter dem Kopfe und dem Halse und an den Spitzen der Ohren weißlich. Alle seine Haare sind kurz. Die weiblichen Individuen sind 5 Zoll länger, und ihre Farbe ist heller. Ihr Junges — sie werfen jedes Mahl nur eins — ist von gleicher Farbe mit weißen Flecken an den vier Pfoten, mit weißgelben Streifen, die am Leibe hinab laufen. Diese Auszeichnung verliert sich nach sieben Monathen. Der Hals ist lang, dicker als der Kopf, und ist in seiner ganzen Länge mit einem gekrümmten Rande bedeckt, welcher bei der Schulter anfängt, bis zu den Ohren hinauf steigt, wo er über zwei Zoll hat, dann bis zu den Augen hinab geht, und ganz mit einer rauhen anderthalb Zoll langen Mähne bewachsen ist. Der obere Theil der Schnautze steht dritthalb Zoll vor, aber das Thier kann sie nach Belieben doppelt so lang ausdehnen und wieder zusammen ziehen und verkürzen, so daß ihm die Schnautze ist, was dem Elephanten sein Rüssel. Die Zähne kündigen kein fleischfressendes Thier an. Der Kopf ist auf den Seiten sehr zusammen gedrückt. Die Zehen

sind dick und kurz, es sind hinten und vorn vier, aber die äußerste Zehe der Vorderpfoden reicht nicht auf die Erde. Das Fleisch ist eßbar. Kein Thier ist leichter zu zähmen, aber während es im freien Zustande nur von Vegetabilien lebt, frißt es, wenn es gezähmt ist, alles, was es findet, selbst Leinwand. Es schwimmt sehr gut. Es aeht nur bei Nacht aus, und verbirgt sich bei Tage in den Wäldern.

Die ganze Familie der Schweine begreift man unter dem Namen der Tayazu's oder Cure's. Nördlich von la Plata gibt es zwei wilde Arten, die sich wenig von dem gemeinen Schweine unterscheiden. Kopf, Hals, Leib, und Ohren sind kürzer bei den amerikanischen Schweinen; sie haben keine Schwänze, und die obere Klaue an den Hinterfüßen fehlt. Auch unterscheiden sie sich dadurch, daß sie auf dem Rücken über den Hinterbacken einen Schlitz haben, aus welchem immer eine Feuchtigkeit, der geronnenen Milch ähnlich, schwitzt *). Jung eingefangen, lassen sie sich leicht zähmen. Ihr Fleisch ist gut. Sie werfen jedes Mahl nur zwei Junge. Die große Art, Tañicati genannt, ist etwa 40 Zoll lang und ganz schwarz, ausgenommen die untere Kinnlade und die beiden Lefzen, welche weiß sind. Die Borsten sind platt. Die kleine Art, Taytetu genannt, ist um 5 Zoll kürzer; ihre Borsten sind rundlicher, kürzer und dichter. Ihre Farbe ist grau, weil jede Borste schwarz und weiß gestreift ist. Diese Thiere stoßen keinen Schrei aus, selbst wenn man ihnen das Herz mit Messerstichen durchbohrt.

*) Auch stehen ihre Spitzzähne nicht gekrümmt hervor.

Es gibt vier Arten von Hirschen in Paraguay, die man unter dem allgemeinen Namen Guazu's begreift. Die größte Art, der Guazu-Puou, ist 62½ Zoll lang ohne den Schwanz. Die weiblichen Individuen sind ein wenig kleiner und haben, wie in der ganzen Familie, keine Geweihe. Die Geweihe sind 14½ Zoll hoch bei erwachsenen Thieren. Die Farbe ihrer Haut ist rothbraun; ausgenommen unter dem Kopfe, innerhalb der Ohren, auf dem Magen und zwischen den Hinterbeinen, wo sie weißlich ist. Der Guazu-ti ist nur 45 Zoll lang. Der untere Theil des Leibes, des Kopfes und des Schwanzes, das Innere der Ohren und der hintere Theil der Lenden sind sehr weiß; die übrigen Haare aber an der Spitze röthlichbraun, und unten dunkel bleifarbig. Der Guazu-Pita, ungefähr von gleicher Größe, hat eine lebhafte gelbrothe Farbe, ausgenommen den Vordertheil des Kopfes, der dunkelroth ist, und die Lippen, den Hintertheil des Kopfes, des Schwanzes und des Bauches, die weiß sind. Die kleinste Art ist der Guazu-Bira, von einer bläulich braunen Farbe. Die erste dieser vier Hirscharten bewohnt nur überschwemmte Gegenden, die breite, kahle, offene Ebenen, die beiden andern aber leben im Dickicht der Wälder.

Es gibt zwei einsam lebende, träge, schwerfällige Thiere, die nicht halb so schnell als der Mensch laufen, die nicht fliehen, sondern ihren Feind auf dem Hintern sitzend erwarten, um ihn mit ihren Krallen, ihren einzigen Vertheidigungswaffen, zu umfassen und zu erdrücken. Sie werfen nur ein Junges, das die Mutter auf dem Rücken trägt. Sie nähren sich bloß von Ameisen, und um diese zu fangen, machen sie ein Loch in den Ameisenhau-

fen, und strecken schnell ihre Zunge über die heraus eilenden Insekten, die darauf kleben bleiben. Die kleinere Art, welche auf die Bäume steigt und sich mit dem Schwanze fest hält, frißt auch Honig und Bienen. Sonderbar ist die Gestalt dieser Thiere. Leib, Schwanz, und Hals sind sehr dick, die Ohren sehr klein und rund, das Auge ist klein, der Kopf wie eine Trompete gestaltet, lang, wollicht, und nicht dicker als der Hals. Das Maul besteht bloß in einem kleinen Spalt, und hat gar keine Zähne. Die Zunge ist biegsam, nicht ganz rund, fleischig, und kann einen Fuß lang ausgestreckt werden. Die Vordertatzen brauchen sie fast gar nicht beim Gehen, indem sie sich auf den harten fleischigen Theil oder die hintere Klaue stützen, welche größer ist, als die drei andern. Die Hinterfüße haben fünf Klauen. Die größte dieser beiden Arten, Nurumi oder Tamandua ist $53\frac{1}{2}$ Zoll lang ohne den Schwanz, der $28\frac{1}{2}$ Zoll hat, ungerechnet den 11 Zoll langen Haarbüschel am Ende. Der ganze Schwanz ist mit sehr langen Haaren, wovon manche bis zu 18 Zoll haben, bedeckt. Die herrschende Hautfarbe ist ein schmutziges Weiß mit schwarzen und weißen Streifen, die sich von den Lenden nach dem Vordertheile des Leibes ziehen. Von den Ohren läuft eine Mähne zu dem Rücken hinab. Die andere Art, der Caguare ist über 25 Zoll lang, ohne den Schwanz, der $16\frac{1}{2}$ Zoll hat. Der Schwanz ist kegelförmig, hat keine langen Haare, und am Ende gar keine, weil das Thier denselben braucht, sich an den Bäumen fest zu halten. Es hat einen starken Bisamgeruch. Der Leib ist wollicht. Kopf, Hals, und Brust sind von weißgelber Farbe, die sich bis zu den Lenden zieht, wo sie durch

zwei von den Schultern aus laufende schwarze Streifen abgeschnitten wird. Die Füße und der Schwanz sind gelblich.

Die Familie der Katzen ist die zahlreichste in den Gegenden, welche Azara beschreibt. Unter den 9 Arten, die er kennt, gibt es drei große und starke. Die übrigen sind leicht zähmbar, weit schöner als die gemeine Katze, und würden nützlicher gegen Mäuse sein. Uebrigens sind sie in ihrer Gestalt und ihren Gewohnheiten ganz den Katzen gleich.

Die Yaguarete, den die Spanier Tieger nennen, weicht in Ansehung der Farbe nicht von dem Panther ab; aber er ist 55¼ Zoll lang ohne den Schwanz, der gegen 24 Zoll hat, die Haare ungerechnet. Es ist unmöglich, ihn zu zähmen. *) Er ist vielleicht raubgieriger und stärker als der Löwe; denn er tödtet nicht nur jedes andere Thier, sondern er vermag selbst ein Pferd, einen Stier, ungetheilt bis in den Wald zu schleppen, wo er sie verzehren will. Azara sah einen Yaguarete, mit seinem Raube beladen, durch einen sehr großen Fluß schwimmen. Er springt auf ein Pferd oder einen Stier, setzt eine Kralle seinem Gegner in den Nacken, greift mit der andern die Schnautze, und dreht ihm in einem Augenblicke den Hals

*) Der Yaguarete in der Menagerie des Museums der Naturgeschichte zu Paris, sagt Walkenaer, ist sehr sanft, und läßt sich gern von denjenigen liebkosen, die sich seinem Behältnisse nähern. Allerdings aber können bei den Individuen derselbigen Gattung verschiedene Gewohnheiten herrschen.

um. Er tödtet nur so lange, als sein Freßbedürfniß ihn treibt, und wenn er einmahl satt ist, läßt er jedes Thier ungestört vorüber gehen. Er ist gewandt im Laufen, er lebt einsam, und fischt bei Nacht, aber nur in stehenden Gewässern oder Seen. Durch seinen Speichel und Geifer, den er in das Wasser fallen läßt, zieht er die Fische an, welche er mit einem Schlage seiner Tatzen aus dem Wasser wirft. Er bringt den Tag in dem Innern der Wälder, oder in dem dichten Grase zu, das man auf überschwemmten Stellen findet. Er fürchtet niemand, und wie viele Menschen ihm auch entgegen gehen mögen, er nähert sich ihnen, ergreift einen und fängt an, ihn zu fressen, ohne sich die Mühe zu geben, ihn vorher zu tödten. So macht er's auch mit den Hunden und kleinen Thieren. Wenn er frische Luft genießen will, steigt er auf dicke, ein wenig gegen die Erde geneigte, Bäume, aber erst, wenn er durch das Gebell vieler ihn verfolgenden Hunde betäubt ist, kann man ihn in der Nähe schießen. Man braucht mehr als hundert Hunde, um ihn so weit zu bringen.

Der Chibi-Guazu, der zu derselben Familie gehört, und 34 Zoll ist, ohne den etwa 13 Zoll langen Schwanz zu rechnen, lebt paarweise, und verbirgt sich bei Tage. Er tödtet alle Vögel und alle Hunde, die kleiner als er sind. Wenn er das Fleisch von Katzen ißt, bekommt er die Krätze, und der Genuß von Kröten und Schlangen, die er gleichfalls frißt, verursacht ihm tödliches Erbrechen. Wenn man ihn einsperrt, macht er seinen Unrath stets in das Trinkgeschirr. Er wirft zwei Junge, die sich leicht zähmen lassen, aber alles zahme Federvieh tödten.

Azara fand drei Thiere, welche die Gestalt des Marders und des Iltis haben, aber größer und stärker sind. Sie essen Insekten, kleine Eidechsen, Vipern, Mäuse, Vögel u. s. w. Sie graben Löcher in die Erde, worin sie wohnen und ihre Jungen aufziehen. Das größte dieser Thiere, welches Azara den großen Huron (große Frette) nennt, hat ohne den 13 Zoll langen Schwanz 22 Zoll Länge. Wenn man es reizt, verbreitet es einen sehr starken, höchst lästigen Bisamgeruch, der sich erst nach vier Stunden verliert. Dieselbige Erscheinung findet man bei dem kleinen Huron. Der Yaguare, den die Spanier Zorillo nennen, eine andere Art von Frett, flieht nicht und scheint auf niemand zu achten, aber wenn er merkt, daß er verfolgt wird, zieht er sich zusammen, bläset sich auf, schlägt den Schwanz über den Rücken und wirft, ohne zu fehlen, auf jeden, der sich ihm eine Klafter weit nähert, eine phosphorische Feuchtigkeit, von so verpestendem Geruche, daß Menschen und Hunde zurück weichen, ohne dem Thiere nahen zu können. Man muß die Kleider, wenn ein einziger Tropfen darauf fällt, wegwerfen, weil der Gestank, welcher nicht aus dem Zeuge gebracht werden kann, wenn man es auch zwanzig Mahl seifen wollte, in dem ganzen Hause sich verbreiten würde. Azara empfand diesen widrigen Geruch oft in der Entfernung von mehr als einer Stunde. Diese sonderbare Feuchtigkeit ist, wie man sagt, in einem Beutel enthalten, der sich neben dem Harnwege befindet, und soll zu gleicher Zeit mit dem Harne abgehen. — Auch bei den sechs Arten von Philandern, welche es in den von Azara beschriebenen Gegenden gibt, findet man eine ähnliche Art, sich zu ver-

theidigen; sie werfen ihren Urin und ihre Exkremente aus, die einen höchst widrigen Geruch verbreiten.

Azara lernte acht Arten von Tatus, einer durch ihre Gestalt ausgezeichneten Gattung, kennen. Bei allen ist die Haut unter dem Kopfe und unter dem ganzen Leibe mit schuppigen Warzen besetzt, aus welchen lange Borsten hervor stehen. Die Tatzen allein sind mit knochenartigen harten Schuppen und mit einer firnißähnlichen Haut überzogen. Der obere Theil des Leibes, die Seiten, und der Schwanz sind von ähnlichen Schuppen bedeckt, ausgenommen den Hals bei allen Gattungen und den Schwanz bei einer einzigen, wo man sie gar nicht findet. Die Schuppen, welche die Stirn überziehen, sind gar nicht biegsam und beweglich. Dasselbe ist der Fall mit den Schuppen auf dem Schulterblatte und dem Kreuze, aber die auf dem Rumpfe befindlichen Schuppen sind reihenweise gelegt und durch eine Haut getrennt, welche dem Tatu gestattet, den Körper nach Belieben zu verlängern und zu verkürzen. Auch die Schuppen des Schwanzes sind nicht ganz unbeweglich. Die Tatus sind stark, und graben sich, wie das Kaninchen, mit Leichtigkeit Löcher in die Erde, wo sie sich verbergen. Die Bewohner des Landes stellen ihnen sehr nach, weil das Fleisch der meisten Arten sehr gut schmeckt. Der große Tatu — Riesentatu — ist 38½ Zoll lang ohne den 18½ Zoll langen Schwanz, und so stark, daß er mit Leichtigkeit einen Menschen auf dem Rücken trägt. Die Tatus haben kein Skrotum, und unter allen Thieren in Verhältniß zu ihrem Körper die größte Ruthe.

Azara beobachtet drei Arten von Affen. Der Caraya wohnt nur in großen Wäldern. Es leben ihrer vier bis zehn zusammen, welche von einem männlichen Individuum regiert werden, das sich stets auf die höchste Stelle setzt. Sie gehen von einem Baume zum andern, ohne zu springen oder sich zu schaukeln, sondern ganz bedächtig und langsam, weil sie schwerfällig, traurig und ernsthaft sind. Jedes Männchen hat drei bis vier Weibchen. Wenn man sich ihnen nähert, lassen sie vor Furcht ihren Unrath fallen. Die Indianer und Portugiesen essen das Fleisch dieser Affen. Man hört das Geschrei der Caraya's mehr als eine Meile weit, es ist stark, kläglich und widrig. Das männliche Thier ist 21¼ Zoll lang, ohne den Schwanz zu rechnen, der nicht kürzer ist. — Der Cay, welcher gleichfalls in Wäldern wohnt, ist ganz das Gegentheil jenes ernsten Affen, leicht, lebhaft, und unaufhörlich in Bewegung. Er lebt paarweise und in Familien, und springt leicht von Baume zu Baume. Er hält sich mit dem Schwanze. Er ist zwar dem Sapajon, oder dem Buffonschen Sajou ähnlich, aber doch eine verschiedene Art. Die dritte Affenart, der Miriquina, welcher auch auf Bäumen lebt, aber sich nicht mit dem Schwanze fest hält, hat ein schwerfälliges plumpes dummes Ansehen. Man findet ihm in Chaco, und westlich dem Paraguay-Strome.

Viele, sagt Azara, scheinen zu glauben, daß auf dem Kontinente von Amerika die Größe der Thiere abnehmen, und daß hier überhaupt nicht Thiere von solchem Wuchse, als man auf dem alten Kontinente findet, erzeugt werden können. Allein der beschriebene Yaguarete ist nicht

nur der stärkste unter dem ganzen Katzengeschlechte, sondern er steht auch keinem andern Thiere an Größe nach. Die drei Hirscharten sind eben so groß als die europäischen Rehe. Wenn auch die Affen in Amerika den afrikanischen nicht gleich kommen, so sind dagegen die Fretten und Marder größer als in Afrika. Die Otter ist nicht kleiner als die europäische, die Vizcacha so groß als das Murmelthier, die Stiere in Montevideo so groß als in Salamanka u. s. w.

Vom 30. Breitengrade an nach Süden hin gibt es viele wild gewordene Pferde, die von den Individuen abstammen, welche die ersten Eroberer aus Europa brachten. Aber sie haben den schönen Wuchs, die Stärke, und Behendigkeit der andalusischen Rasse, wovon sie abstammen, verloren, wie es scheint. Azara glaubt, diese Ausartung sei darin gegründet, daß in Amerika die Auswahl der Beschäler nicht Statt findet. Diese Pferde leben in Herden von vielen Tausenden frei auf den Ebenen, und suchen vorzugsweise die Straßen und Wege auf, um sich ihrer Exkremente zu entladen, wovon man ganze Haufen findet. Sie sammeln sich in eine ununterbrochene Reihe, um im Galopp die zahmen Pferde anzufallen, so bald sie diese, selbst in der Entfernung von zwei Stunden, gewahr werden. Sie laufen an der Seite derselben, wiehern sie freundlich an, und nehmen sie am Ende für immer mit sich, ohne daß die andern den mindesten Widerwillen äußern. Sie fallen selbst Reiter an, aber sie begnügen sich damit, vor ihnen herzulaufen. Die Bewohner des Landes verfolgen diese Wildlinge lebhaft, um sie von ihren Gestüten abzuhalten, weil jene sonst die andern entführen

würden. Die wilden Pferde laufen blindlings voran, und wenn man sie zwingt, seitwärts von ihrem Wege abzuweichen, zerstoßen sie sich zuweilen den Kopf an dem ersten Karren, den sie finden. In dürren Jahren, wo das Wasser südlich von Buenos Ayres äußerst selten ist, laufen alle wie toll fort, um einen Sumpf oder See zu suchen; sie stürzen sich in den Schlamm, und diejenigen, welche zuerst gekommen sind, werden von den nächstfolgenden zertreten und zerstampft. Azara sah oft mehr als tausend todte Pferde, die auf diese Art umgekommen waren. Alle wilde Pferde sind kastanienbraun oder rothbraun, während man bei den zahmen allerlei Farben findet. Die zahmen Pferde haben sich gleichfalls sehr vermehrt. Der Preis eines gewöhnlichen, schon zugerittenen, Pferdes ist nur zwei Piaster, und oft noch weniger in Buenos Ayres. In Paraguay kostet eine Stute mit ihrem Füllen nur zwei Realen. Man mißhandelt diese Thiere sehr, und läßt sie oft drei bis vier Tage arbeiten, ohne ihnen zu essen und zu trinken zu geben, und nie stellt man sie unter Obdach. Um ein Gestüt anzulegen, wird zu 25 bis 30 Stuten ein Hengst gethan, um welche sich jene streiten, und den sie nachher friedlich theilen, wie die wilden Pferde. Jeder Hengst hält seine Stuten zusammen, geht immer um seine Herde, und vertheidigt sie mit Zähnen und Hufschlägen. Alle diese Herden laufen frei umher, ohne daß jemand dabei ist, um sie zu hüten und zu zähmen. Von Zeit zu Zeit führt man sie alle in einen großen Park, und nie läßt man sie aus dem Gebiete ihres Eigenthümers gehen. Da man selten Hengste reitet, so verschneidet man die Füllen am Ende des ersten oder zweiten Jahres, und

zähmet sie im dritten. Dieß besteht darin, daß man sie besteigt und so lange herum reitet, bis sie ermatten. So macht man es mehrere Tage. — In den Gegenden, welche Azara bereisete, macht man fast gar keinen Gebrauch von dem Esel.

Man findet große Herden von wilden und zahmen Kühen, die von den andalusischen nicht verschieden, und nur weniger wild sind. Jährlich werden nach Spanien gegen eine Million Häute ausgeführt. Man kann sagen, daß die Rinderherden alle Bedürfnisse der Bewohner des Landes genügend befriedigen. Die wilden Herden leben in Freiheit und vereinigen sich zuweilen mit den zahmen, die dann mit ihnen entlaufen, aber die wilden Kühe wissen sich dabei nicht so listig zu benehmen, als die Pferde. Die Farbe der zahmen Kühe ist sehr verschieden; die wilden aber sind auf dem obern Theile des Körpers braunroth und an den übrigen Theilen schwarz; eine dieser Farben ist immer mehr oder weniger vorherrschend. Im Jahre 1771 ward ein Stier ohne Hörner geboren, dessen Stamm sich sehr vermehrt hat. Alle von einem ungehörnten Stiere abstammende Individuen sind ohne Hörner, wenn es auch die Mutter nicht war, und wenn der Vater gehörnt ist, sind es seine Nachkommen auch, obgleich die Mutter keine Hörner hatte.

Die Schafe und Ziegen werden so groß als in Spanien und werfen drei Junge jährlich auf zwei Mahl. Sie haben keine andern Hirten als Hunde, die man oveseros nennt. Diese Hunde treiben Morgens die Herde vom Hofe, führen sie auf die Weide, begleiten sie den ganzen Tag, halten sie zusammen und vertheidigen sie gegen jeden Angriff.

Bei Sonnenuntergang führen sie die Herde nach Hause, wo sie die Nacht zubringen. Zu diesen Hütern wählt man nur Hunde starker Art. Man nimmt sie von der Mutter weg, ehe ihre Augen geöffnet sind, und läßt sie an verschiedenen Schafen saugen, die man mit Gewalt fest hält. Sie dürfen nie den Viehhof verlassen, bis sie erwachsen sind, dann läßt man sie mit der Herde ausgehen. Morgens gibt der Eigenthümer der Herde dem Hirtenhunde reichlich zu fressen und zu saufen, weil dieser, wenn ihn auf der Weide Hunger anwandelte, die Schafe gegen Mittag nach Hause treiben würde. Gewöhnlich hängt man dem Hunde ein Stück Fleisch um den Hals, aber es darf kein Schaffleisch sein, denn selbst vom wüthendsten Hunger geplagt, würde er dieß nicht anrühren. Die Hunde sind alle verschnittene männliche Thiere; denn sonst würden sie die Herde verlassen, um den Hündinnen nachzulaufen, und Hündinnen, wenn man sie zu Hüterinnen brauchen wollte, würden andere Hunde herbei locken.

Man findet Hunde, welche, obgleich sie in einem Hause auf dem Lande geboren sind, keine Anhänglichkeit an ihren Geburtsort noch an die Personen, welche sie erzogen haben, zeigen; sie laufen jedem Vorübergehenden zu, den sie eben so leicht verlassen, und gehen zuweilen zu den wilden Hunden, deren es südlich vom 30. Breitengrade eine ungeheure Menge gibt. Nie wird in Amerika ein Hund toll oder wasserscheu. Die wilden Hunde sind Abkömmlinge der von den Spaniern nach Amerika gebrachten Hunde. Sie bellen und heulen wie die zahmen Hunde, indem sie den Schwanz aufheben. Sie fliehen vor dem Menschen und leben gesellig. Mehrere fallen vereint

eine Stute oder eine Kuh an, um sie zu verjagen, während andere das Füllen, oder das Kalb tödten, und auf diese Weise richten sie großen Schaden unter den Herden an.

In der von Azara beschriebenen Gegend gibt es mehr Raubvögel als in den übrigen Theilen der Welt, denn man findet hier einen Raubvogel gegen neun andere Vögel, während auf dem alten Kontinente das Verhältniß wie eins zu funfzehn ist. Diese Raubvögel sind aber nicht so wild und gefräßig als anders wo, da die meißten sich mehr von Insekten, Fröschen, Kröten, Vipern, als von vierfüßigen Thieren und Vögeln nähren.

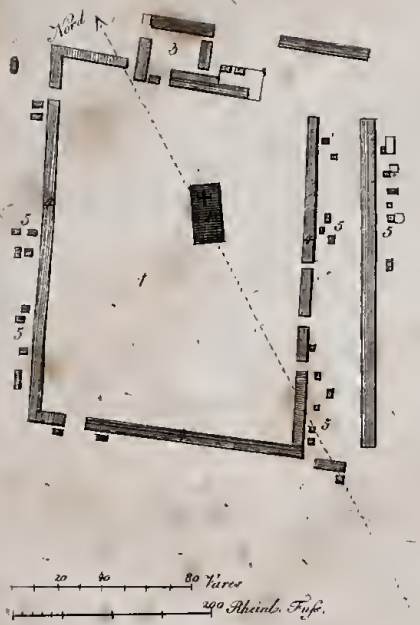
Diejenigen Vögel, welche in den dichtesten Wäldern wohnen, fliegen nur auf geringe Entfernung; ihre Flügel sind concav und schwach, ihr Gefieder ist lang und die Federn desselben stehen einzeln und sind nicht gut geordnet. Sie gehen nur hüpfend. Die Vögel hingegen, welche auf den Ebenen wohnen, laufen leicht, ihre Flügel sind stark und fest, ihr Gefieder ist kürzer, die Kiele sind runder und dichter besetzt, und sie fliegen weiter. Diejenigen, welche sich auf die höchsten Baumwipfel erheben, ohne sich in den niedrigen Zweigen zu verbergen, fliegen am schnellsten und zeichnen sich durch schöne Farben aus.

VI. Fischfang. In Paraguay kennt man nur das Fischen mit der Angel und nur die Payaguas-Indianer beschäftigen sich damit. Andere Indianer schießen die Fische auch mit Pfeilen. Die Spanier in diesen Gegenden lieben die Fische wenig und viele haben einen unüberwindlichen Abscheu dagegen. Wenn man zu Buenos-Ayres fischen will, reiten zwei Männer so weit in den Fluß, bis die Pferde schwimmen, und dann werfen sie das

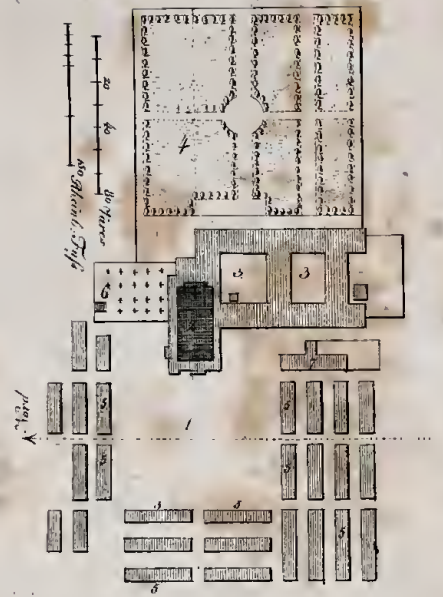
Netz aus. Im allgemeinen ist großer Ueberfluß an Fischen, aber sie sind mittelmäßig. Man findet weder Austern noch Muscheln, die in Chili so häufig sind.

Weder am Ufer der Bäche noch der Flüsse, selbst nicht in der Nähe derselben, sondern nur in entfernten Gegenden, welche das Wasser der ausgetretenen Flüsse nicht erreicht, leben die Krebse. Sie graben ein rundes Loch senkrecht in die thonige Erde, (nie aber in Sandboden,) erweitern es unten, um sich gemächlich zu bewegen und um eine hinlängliche Menge von Regenwasser sammeln zu können. Anderes Wasser kennen und suchen sie nicht. In jedem Loche lebt ein Paar. Sie gehen Nachts aus und werden oft die Beute verschiedener vierfüßigen Thiere, besonders des Aguara-Guazu (des Buffonschen Couguar,) eines Fuchses von der Stärke eines großen Hundes, der aber kein Fleisch verdauet. Azara fand diese Krebse im Geschmacke ganz den europäischen gleich. Im Lande aber genießt man sie nicht. In den Ebenen, wo Krebse leben, (man nennt solche Gegenden cangrejales,) ist es gefährlich, zu galoppiren, weil die Pferde auf zwölf Zoll in die Krebslöcher treten und dann stürzen.

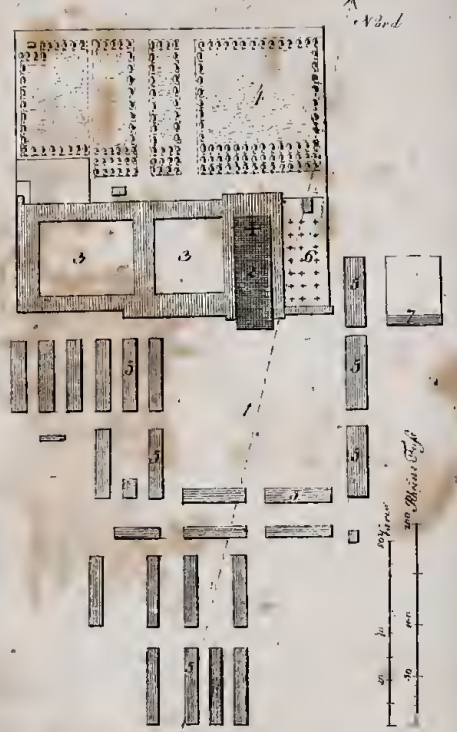
(Ende des ersten Theils.)



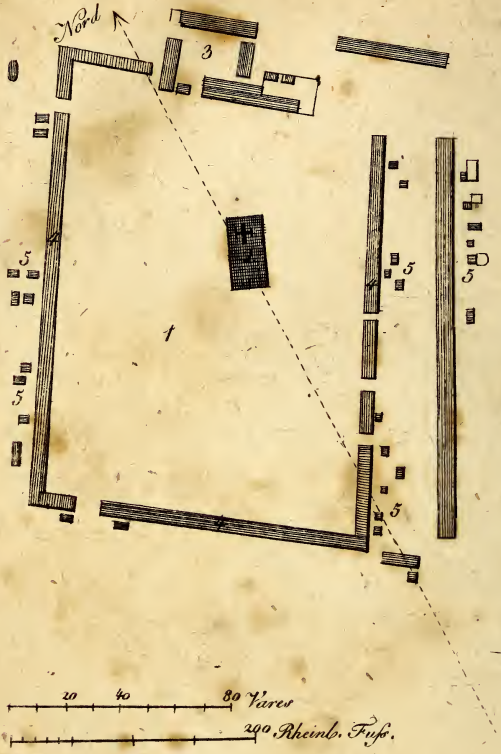
PLAN der REDUCTION ..... ATIRA
im Jahr 1538 angelegt
Bevölkerung 972 Seelen
1. Platz. 2. Kirche. 3. Gebäude der Verwaltungsbeamten, und der Pfarrer. 4. Häuser der Indianer. 5. Küchen.



PLAN der REDUCTION ..... CONCEPTION
im Jahr 1773 angelegt
Bevölkerung 4550 Seelen
1. Platz. 2. Kirche. 3. Collegium der Jesuiten. Noviciat. 4. Häuser der Indianer. 6. Kirchhof. 7. Hospital. Orden der Mildthätigkeit.



PLAN der REDUCTION ..... CANDELARIA
im Jahr 1627 angelegt
Bevölkerung 1500 Seelen
1. Platz. 2. Kirche. 3. Collegium der Jesuiten u. St. Barbara. 5. Häuser der Indianer. 6. Kirchhof. 7. Hospital der Mildthätigkeit



PLAN der REDUCTION..... ATIRA

im Jahr 1538 angelegt

Bevölkerung 972 Seelen

1, Platz. 2, Kirche. 3, Gebäude der Verwaltungsbeamten, und der Pfarrer. 4, Häuser der Indianer. 5, Küchen.

Reisen

in

Süd-Amerika

von

Felix von Azara.

Zweiter Band.

Verzeichniß der indianischen Stämme.

1. Charruas . . . . . S. 6
2. Yaros 21
3. Bohanes 21
4. Chanas 22
5. Minuanes 23
6. Pampas (Puelches) . . 25
7. Guaranys 37
8. Tupys 47
9. Guayanas 51
10. Nuara 52
11. Nalicuegas . . . 52
12. Guasarapo 53
13. Guatos 55
14. Aguitequedichagas 56
15. Ninaquiguilas . 57
16. Guanas 58
17. Mbayas 68
18. Payaguas 81
19. Guaicurus . . . 99
20. Lenguas 100
21. Machicuys 104
22. Enimagas . . . 105
23. Guentuse . . . 107
24. Tobas 108
25. Pitilagas . . . 108
26. Aguilot 109
27. Mocobys 109
28. Abipons 110
29. Vilelas u. Chumipys 112
30. Jarayes . . . . . 113.

Erstes Kapitel.

Von den wilden Indianern *).

Ein unbegreifliches Wesen ist vor allen besonders der wilde Mensch, der nicht schreibt, wenig spricht, sich in einer Sprache ausdrückt, welcher sehr viele Wörter und Ausdrücke fehlen, und nur das thut, was ihm sein beschränktes Bedürfniß gebietet; aber da der Mensch immer der vorzüglichste und interessanteste Gegenstand in der Beschreibung eines Landes ist, so muß ich hier meine Bemerkungen mittheilen, über eine große Anzahl freier Völkerschaften in Amerika, die weder der spanischen noch irgend einer andern Herrschaft je unterworfen waren.

Ich habe unter einigen dieser wilden Völker lange gelebt, kürzere Zeit unter andern. Ich werde aber auch

*). Es ist bekannt, daß man die Eingeborenen von Amerika, freilich ganz uneigentlich, Indianer nennt. Diese mißbräuchliche Benennung stammt von dem geographischen Irthume ab, welcher bei der Entdeckung von Amerika zu der Erwartung verleitete, auf dem Wege durch den westlichen Ocean nach Indien zu kommen. D. Uebers.

von denjenigen etwas sagen, die ich nicht gesehen habe, auf daß man mit Zuverlässigkeit wisse, welche existirt haben, und welche noch in dem von mir beschriebenen Landstriche existiren, und damit künftige Reisenden, Geographen, und Geschichtschreiber sie nicht mehr so ungeheuer vermehren, als es bisher geschehen ist. Die Eroberer und die Missionarien haben nie daran gedacht, eine genaue Beschreibung der verschiedenen indianischen Völkerschaften zu geben, sondern bloß ihre eigene Tapferkeit in ein glänzendes Licht zu stellen, ihre Thaten zu übertreiben. In dieser Absicht haben sie die Zahl der Indianer und der Völkerschaften außerordentlich vermehrt, und Menschenfresser daraus gemacht; aber sie thaten ihnen sehr unrecht, denn jetzt ißt keiner dieser Völkerschaften Menschenfleisch, und erinnert sich nicht, es je gegessen zu haben, obgleich alle noch so frei sind, als bei der ersten Ankunft der Spanier. Man hat auch behauptet, daß sie sich vergifteter Pfeile bedienten, und dieß ist eben so falsch. Die Priester haben die nicht minder unrichtige Behauptung hinzu gefügt, diese Völker hätten eine Religion. Ueberzeugt, daß Menschen unmöglich ohne eine Religion, eine gute oder eine schlechte, leben könnten, hielten sie die Figuren, welche auf den Pfeilen, Bogen, Stöcken, Töpferarbeiten der Indianer gezeichnet oder angegeben waren, für Götzenbilder, und verbrannten dieselben. Diese Völker bedienen sich noch jetzt dieser Figuren, aber nur zum Zeitvertreibe, denn sie haben keine Religion *).

*) Möglich, daß sie keine Idole haben, sagt Malkenaer, aber schwer ißt's zu glauben, daß sie nicht der Herrschaft

Ehe ich zur Beschreibung jeder Völkerschaft insbesondere übergehe, muß ich bestimmen, daß ich unter Völkerschaft (nation) jeden Verein von Indianern verstehe, welche sich selber als zu einer und derselbigen Völkerschaft gehörig betrachten, welche dieselbigen intellektuellen und physischen Eigenthümlichkeiten, dieselbigen Sitten, dieselbige Sprache haben. Es kommt nicht darauf an, ob sie aus vielen oder wenigen Individuen besteht, denn dies ist kein zum Nationalcharakter gehöriges Merkmahl. Auch muß ich bemerken, daß man, wenn ich die von diesen Nazionen bewohnten Oerter bestimme, nicht glauben müsse, diese Völkerschaften haben feste Wohnsitze, sondern der angegebene Ort ist gleichsam nur der Mittelpunkt der Gegend, welche sie bewohnen, denn alle sind wandernde Völker, die einen mehr, die anderen weniger, die sich auf ein gewisses Gebiet beschränken. Selten geschieht es, daß sie in die von einer andern Nazion bewohnte Gegend hinüber schweifen; sie sind im Gegentheile fast immer durch eine, zuweilen beträchtlich große, Wüste von einander getrennt.

Ferner bemerke ich zum voraus, daß, wenn ich die Sprachen zweier Nazionen für verschieden erkläre, diese Verschiedenheit wenigstens eben so bedeutend ist, als zwischen dem Englischen oder Deutschen und dem Spanischen,

---

gewisser abergläubigen mehr oder weniger vernünftigen oder unvernünftigen Ideen unterworfen seien. Wenn man nicht ganz genau die Sprache und die Sitten eines Volkes kennt, ist es sehr schwer zu bestimmen, worin die religiösen Ideen desselben bestehen.

so daß sich in beiden Sprachen, so viel ich habe beobachten können, keine ähnlichen Worte finden. Die Indianer reden gewöhnlich weit leiser als wir, ihre Blicke sind beim Reden nicht belebt, sie bewegen, um die Töne auszusprechen, ihre Lippen wenig, und haben viele Kehllaute und Nasentöne, und oft ist es uns Europäern unmöglich, ihre Worte und Töne durch unsre Buchstaben auszudrücken. Es ist also sehr schwer, solche Sprachen zu lernen, und auch nur in einer es bis zum Reden zu bringen. Ich habe wenigstens nur einen einzigen Spanier gefunden, der die Sprache der Mbayas redete, weil er zwanzig Jahre unter ihnen gelebt hatte, und Don Francisco Amanzio Gonzalez, welcher einige Indianer aus Chaco (Tschako) bei sich hatte, verstand ihre Sprachen ein wenig. Beide behaupten, und gewiß mit Recht, daß diese Sprachen sehr arm und einander gar nicht gleich sind.

I. Die Charruas *). Diese Indianer haben eine ganz eigene Sprache, welche von allen andern abweicht, und so kehllautig ist, daß unsere Buchstaben den Ton ihrer Sylben nicht ausdrücken können. Zur Zeit der

*) Ich schreibe die Völker- und Ortsnamen, wie das Original sie schreibt. Auf dem, nicht unter meinen Augen verfertigten, Nachstiche der Azaraschen Karte von Süd-Amerika hat man dieselbige Orthographie befolgt, was auch, um Verwirrungen zu vermeiden, am rathsamsten war. Ich erinnere also, daß Ch nach spanischer Aussprache Tsch lautet, X aber und J wie unser ch ausgesprochen werden. Das z lautet wie unser ß, und das ñ wie nj.

D. Ueb.

Eroberung war diese Völkerschaft wandernd und hatte ihre Sitze auf dem nördlichen Ufer des Plataströms, von Maldonado bis zum Flusse Uruguay, und sie dehnte sich, parallel mit jenem Ufer, höchstens in einer Strecke von dreißig Stunden gegen Norden aus. Westlich gränzte sie an die Völkerschaft Yaro, welche um die Mündung des San Salvador wohnte, und im Norden war sie durch eine große Wüste von einigen Dörfern der Guarany-Indianer getrennt.

Die Charruas tödteten Joann Diaz de Solis, den ersten Entdecker des Plataströms. Sein Tod war der Anfang eines blutigen Kriegs, der noch jetzt heftig fortdauert. Die Spanier suchten sich gleich Anfangs in dem Gebiete der Charruas festzusetzen, und in dieser Absicht errichteten sie einige Gebäude in Colonia del Sacramento, ein kleines Fort und nachher eine Stadt an der Mündung des San Juan, und eine andre beim Zusammenfluß des San Salvador und des Uruguay. Aber die Charruas zerstörten alles und duldeten keine Ansiedlung auf ihrem Gebiete, bis die Spanier, welche 1724 die Stadt Montevideo bauten, diese Wilden allmählig gegen Norden gedrängt und von der Küste vertrieben hatten. Aber dies gelang erst nach vielen blutigen Kämpfen.

Seit jener Zeit haben die Charruas zwei indianische Völkerschaften, die Yaros und die Bohanes angegriffen und auszerottet, aber sich fest mit den Minuanes verbündet, um sich gegenseitig wider die Spanier zu unterstützen. Als sich diese immer mehr in Montevideo vermehrten, gewannen sie durch Waffengewalt immer mehr Land gegen Norden, und fingen an, Weideplätze für ihre Herden zu

erwerben. Endlich gelang es ihnen, einen Theil der Charruas und Minuanes zu zwingen, sich mit den nördlichsten Wohnungen der Jesuiten-Missionen am Uruguay zu vereinigen, andre wurde genöthigt, in Buenos Ayres sich niederzulassen; und einige dahin gebracht, ruhig und unterwürfig in Cayasta bei der Stadt Santa Fe de la vera Cruz zu leben. Aber noch ist ein Theil dieser Völkerschaft übrig, welcher, obgleich wandernd, gewöhnlich auf dem östlichen Ufer des Uruguay wohnt, unter dem 31 oder 32 Grade der Breite. Diese Indianer setzen den Krieg gegen die Spanier erbittert und hartnäckig fort, ohne von Frieden etwas hören zu wollen, und greifen oft sogar die Portugiesen an.

Sie sind nicht viel größer als die Spanier, gewandt, schlank, wohlgebaut, und man findet nicht einen einzigen unter ihnen, der zu fett, zu mager, oder mißgestaltet wäre. Ihr Kopf ist gerade, die Stirn und das Gesicht offen, ein Zeichen ihres Stolzes, ihres wilden Sinnes. Ihre Hautfarbe nähert sich mehr dem Schwarzen als dem Weißen, fast ohne Mischung von Roth. Ihre Gesichtszüge sind sehr regelmäßig, obgleich ihre Nase ein wenig zu klein und zwischen den Augen eingedrückt zu sein scheint. Ihre Augen sind ziemlich klein, glänzend, immer schwarz, aber nie blau, und immer ganz geöffnet. Sie sehen gewiß noch ein Mahl so weit und scharf als die Europäer. Auch ihr Gehör ist weit schärfer als das unsrige. Ihre Zähne sind gut geordnet, sehr weiß, selbst im hohen Alter, und fallen nie von selbst aus. Ihre Augenbraunen sind dünn; sie haben keinen Bart, und wenig Haare unter den Achseln und über den Schamtheilen. Ihr Haupt-

haar ist dicht, sehr lang, glänzend, schwarz und nie blond. Es fällt nie aus, und wird gegen das achtzigste Lebensjahr nur zur Hälfte grau. Hände und Füße sind kleiner und besser gebildet als bei den Europäern, und der Busen der Weiber scheint mir nicht so voll zu sein, als bei andern indianischen Völkerschaften.

Sie schneiden ihre Haare nie ab. Die Weiber lassen dieselben herab fallen, die Männer aber binden sie auf, und die Erwachsenen stecken in den Wulst, der sie zusammen hält, weiße senkrecht gestellte Federn. Wenn sie sich einen Kamm verschaffen können, so bedienen sie sich desselben, gewöhnlich aber kämmen sie sich mit den Fingern. Sie haben sehr viel Ungeziefer auf dem Kopfe. Die Weiber suchen dasselbe mit Vergnügen auf, um sich den Genuß zu verschaffen, es zuvor an die Spitze der ausgestreckten Zunge zu halten und dann zu zerknicken und zu essen. Diese ekelhafte Gewohnheit herrscht unter allen Indianerinnen und selbst unter den Mulattinnen und den Armen in Paraguay. Eben so machen sie es mit den Flöhen. Die Weiber haben keinen Schmuck, noch andere Putzstücke, und die Männer bemahlen sich den Leib nicht. Allein an dem Tage, wo bei den Mädchen zum ersten Mahle die monathliche Reinigung sich zeigt, mahlt man ihnen auf das Gesicht drei blaue Streifen, welche senkrecht von der Stirne, wo die Haare anfangen, bis zur Nasenspitze herab laufen, und zwei andre Streifen, die quer über die Schläfe gehen. Da man die Haut aufritzet, so sind diese Streifen unvergänglich; ein unterscheidendes Zeichen des weiblichen Geschlechts. Die monathliche Reinigung dieser Weiber und aller Indianerinnen ist nicht

so stark als bei den Spanierinnen. Das männliche Geschlecht unterscheidet sich durch den Mundpflock (barbote). Wenige Tage nach der Geburt eines Knaben durchbohrt ihm die Mutter die untere Lippe am Zahnfleisch, und steckt durch das Loch den Mundpflock. Es ist ein Stückchen Holz vier bis fünf Zoll lang und hat zwei Linien im Durchmesser. In ihrem ganzen Leben nehmen sie denselben nicht heraus, selbst nicht wenn sie schlafen, es wäre denn, daß ein zerbrochener Pflock durch einen andern müßte ersetzt werden. Um das Herausfallen zu hindern, macht man denselben aus zwei Stücken, wovon das eine an dem einen Ende breit und platt ist, damit er nicht in das Loch trete, wo man ihn so legt, daß die breite Seite das Zahnfleisch berührt; das andre Stück tritt kaum aus der Lippe hervor, und ist durchbohrt, um das andre längere Stückchen, welches mit Gewalt hinein getrieben wird, daran befestigen zu können.

Ich weiß nicht, wie ihre frühern Wohnungen waren, als sie noch keine Kuhhäute, keine Pferdehäute hatten *). Ihre jetzigen Wohnungen sind leicht zu erbauen. Sie hauen von dem ersten besten Baume drei oder vier grüne Zweige, biegen sie und stecken die Enden in die Erde. Auf die drei oder vier Bogen, welche, ein wenig von einander entfernt, durch diese Zweige gebildet werden, wird eine Kuhhaut gelegt, und fertig ist ein Haus, groß

*) Rindvieh und Pferde sind erst durch die Europäer nach Amerika gebracht worden. Im Jahre 1550 pflügte man zum ersten Mahle im Thale Cusco.

genug für Mann, Frau und einige Kinder. Wird es zu klein, so bauet man ein anderes daneben. So macht es jede Familie. Man erräth leicht, daß sie hinein gehen müssen, wie die Kaninchen in ihre Löcher. Sie legen sich auf eine Haut und schlafen immer auf dem Rücken, wie alle wilde Indianer. Begreiflicher Weise haben sie weder Stühle, noch Bänke, noch Tische, und fast gar keinen Hausrath.

Eben so wenig kann ich von ihrer ehemahligen Kleidung sagen. Heute zu Tage tragen die Männer weder Mütze noch Hut, und gehen ganz nackt. Können sie sich einen Pontscho (Poncho) oder einen Hut verschaffen, so machen sie Gebrauch davon bei kaltem Wetter. Um sich gegen Kälte zu schützen, machen sich einige aus geschmeidigen Häuten, und selbst aus der Haut des Yaguarete ein sehr enges Wamms, ohne Kragen und Aermel, welches kaum die Schamtheile deckt, und dies auch nicht immer. Der Pontscho besteht aus einem Stücke sehr groben Wollenzeuges, ist sieben Palmen (oder 54 pariser Zolle) breit, zwölf Palmen lang, und hat einen Schlitz in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Die Weiber bedecken sich mit einem Poncho, oder einem Baumwollenhemde ohne Aermel, wenn der Vater oder der Mann sich eines verschaffen oder eines stehlen konnte. Nie aber waschen sie ihre Kleider so wenig als Hände, Gesicht und Leib, ausgenommen wenn sie in der heißen Jahreszeit sich baden. Man kann daher nichts unreinlicheres sehen, als diese Weiber, die sehr widrig riechen. Sie kehren nie ihre Wohnung, sie nähen und spinnen nicht, vielleicht weil

man in ihrem Lande weder Baumwolle erbaut, noch Schafe zieht.

Nie haben sie, wie ich glaube, Ackerbau getrieben, wenigstens thun sie es jetzt nicht, und sie nähren sich bloß von dem Fleische wilder Kühe, welche ihr Gebiet in Ueberfluß hat. Die Weiber besorgen die Küche, aber ihre ganze Kochkunst bereitet nichts als Braten ohne Salz. Sie stecken durch das Fleisch einen hölzernen Spieß, welchen sie neben einem Feuer in die Erde pflanzen, und nur ein Mahl wenden, um das Fleisch gleichförmig braten zu lassen. Es werden mehrere Spieße auf ein Mahl ans Feuer gebracht, und wenn einer abgegessen ist, kommt der andere an die Reihe. Wer Lust zu essen hat, holt sich, zu welcher Stunde es sei, einen Spieß, stellt ihn vor sich, und mit untergeschlagenen Beinen sitzend, ißt er was ihm beliebt, ohne jemanden vorher etwas zu sagen, ohne ein Wort zu sprechen, selbst wenn Mann, Frau und Kinder von einem Stücke essen. Sie trinken erst, wenn sie mit dem Essen fertig sind.

Sie kennen weder Musik, noch Tänze, noch Gesänge, noch musikalische Instrumente, noch Gesellschaften und Erholungsgespräche. Ihre Miene ist so ernst, daß man keine Spur von Leidenschaft bemerkt. Wenn sie lachen, öffnen sie nur ein wenig die Mundwinkel, aber nie lassen sie lautes Gelächter hören. Ihre Stimme ist nie stark und tönend, sie reden immer sehr leise, und lassen nie ein Geschrei, selbst wenn man sie tödtet, keinen lauten Klageton hören. Wenn sie mit jemanden, der zehn Schritte von ihnen ist, zu thun haben, so rufen sie ihn nicht, sondern gehen ihm lieber nach, bis sie ihn erreichen.

Sie ehren keine Gottheit, sie haben keine Religion. Man bemerkt bei ihnen keine Handlung, keinen Ausdruck, der mit Aeußerung von Achtung oder Höflichkeit in Verbindung stände. Sie haben keine Gesetze, keine verbindenden Gebräuche, keine Belohnungen, keine Züchtigungen, keinen Obern, dessen Befehlen sie folgen. Ehedem hatten sie Kaziken, die aber gewiß keine Obergewalt ausübten, und bei ihnen dieselbige Rolle spielten, welche sie bei andern Völkerschaften, deren ich nachher erwähnen will, haben. Alle sind einander gleich, keiner ist dem andern dienstbar, es wäre denn etwa eine alte Frau, welche, von allen Hülfsmitteln verlassen, sich in den Schutz einer Familie begibt, oder das Geschäft, die Todten zu begraben, übernimmt.

Die Familienhäupter versammeln sich bei Anbruch der Nacht, um diejenigen zu bestimmen, welche als Schildwachen gebraucht werden, und die Posten anzuweisen, die sie besetzen sollen. Sie sind so schlau und vorsichtig, daß sie dieses Sicherungsmittel nie vergessen. Hat einer von ihnen einen Entwurf zu Angriff oder Vertheidigung gemacht, so theilt er denselben dieser Versammlung mit, und führt aus, was gebilligt wird *). Alle sitzen rings umher auf den Fersen. Aber ungeachtet der allgemeinen Billigung, ist niemand verbunden, zu der Ausführung mitzuwirken, selbst nicht derjenige, von welchem der Vorschlag herrührt, und den Abwesenden wird keine Strafe aufgelegt. Streitigkeiten unter Einzelnen werden von den Parteien selber geschlichtet, und wenn

*) Also doch schon ein Anfang von gesellschaftlicher Verfassung.

sie nicht einig werden können, schlagen sie sich so lange mit Fäusten, bis der eine den Rücken wendet, und den andern allein läßt, ohne wieder von der Sache zu reden. Nie brauchen sie bei solchen Zweikämpfen Waffen, und ich habe nie gehört, daß jemand darin getödtet wäre, aber nicht selten wird Blut vergossen, weil sie sich auf die Nase schlagen, und zuweilen kostet es einem Kämpfer auch wol einen Zahn.

Sie haben Pferde und Gestüt. Die meisten besitzen Zäume, mit Eisen belegt, welche ihnen die Portugiesen, in Friedenszeiten, im Tauschhandel gegen Pferde geben. Gewöhnlich sitzen die Männer auf dem nackten Pferde, die Weiber aber auf einer Art von sehr einfacher Schabracke. Wer im Kriege seine Pferde einbüßt, darf nicht erwarten, von den Uebrigen andre geborgt zu erhalten. Ist nur noch ein Pferd übrig, so besteigt es der Mann, während seine Frau und seine Familie ihm zu Fuße folgen, und den Rest des Gepäckes tragen. Die meisten haben statt aller Waffen nur Lanzen von elf Fuß mit sehr langen Eisen, welche sie von den Portugiesen erhalten haben. Wer keine Lanze hat, bedient sich sehr kurzer Pfeile, die in einem, auf der Schulter hangenden, Köcher getragen werden.

Wenn sie auf eine kriegerische Unternehmung ausgehen, verbergen sie zuvor ihre Angehörigen in einem Walde, und senden zum wenigsten sechs Stunden weit wohlberittene Ausspäher voran. Diese gehen mit der größten Vorsicht zu Werke, und legen sich ausgestreckt auf ihre Pferde. Sie reiten langsam und lassen die Thiere von Zeit zu Zeit weiden; daher zäumen sie dieselben nicht, sondern legen bloß einen kleinen Riemen um die untere Kinnlade, an

welchen sie zwei andere binden, die ihnen statt Zügel dienen. Bei allen diesen Vorsichtsmaßregeln kommt ihnen noch der Vorzug zu gute, daß sie in diesen unermeßlichen Ebenen lange vorher sehen, ehe sie von ihren europäischen Feinden gesehen werden, weil ihr Gesicht weit schärfer ist als das unsrige. Wenn sie nahe genug, das heißt beinahe noch zwei Stunden weit sind, halten sie still, legen bei Sonnenuntergang ihren Pferden Schleifen um die Beine, und nähern sich zu Fuße, indem sie sich bücken und in den hohen Kräutern verbergen, bis sie das feindliche Lager oder die Lage des Hauses, welches sie angreifen wollen, die Stellung der Vorposten, der Schildwachen und der Reiterei erforscht haben. Auch wenn sie keine feindseligen Absichten haben, folgen ihre Ausspäher immer den spanischen Kriegsvölkern, welche durch ihr Gebiet ziehen, und der Befehlshaber, selbst wenn man keinen einzigen Indianer sähe, muß stets voraus setzen, daß man ihm auf den Fersen folgt; und daß unvermeidlich ein Angriff erfolgen werde, so bald er nicht die gehörige Vorsicht beobachtet. Daher muß er sich bei Tage ruhig halten, und nur Nachts marschieren.

Haben die Ausspäher Kundschaft eingezogen, so kehren sie mit verhängtem Zügel zurück, um den Ihrigen Nachricht zu geben, aber wenn man sie entdeckt hat, nehmen sie fliehend ihren Weg nicht nach der Seite, wo ihr Kriegshaufen sich aufhält, sondern gerade nach der entgegen gesetzten, und man darf nicht hoffen sie einzuholen, weil ihre Pferde den Vorzug großer Schnelligkeit haben. Glauben sie hingegen, einen Vortheil erhalten zu können, so vertheilen sie sich, nach eingegangenen Berichten, ge-

gen die Punkte, welche sie angreifen wollen, und rücken langsam voran. So bald sie nahe genug sind, erheben sie lautes Geschrei, schlagen sich wiederholt auf den Mund und blitzschnell über den Feind herfallend tödten sie alles, was ihnen in den Weg kommt, ohne jemanden zu schonen, als die Weiber und Kinder unter zwölf Jahren. Sie nehmen ihre Gefangenen mit, und lassen sie frei in ihrer Mitte leben. Die meisten verheirathen sich bei ihnen, und gewöhnen sich so sehr an die neue Lebensweise, daß sie selten zu ihren Landsleuten heimkehren mögen. Sie machen ihre kriegerischen Unternehmungen vor Tagesanbruche, aber auch an hellem Mittage greifen sie an, wenn sie merken, daß der feindliche Anführer Furcht hat, oder Unordnung unter seinem Haufen herrscht. Auch verstehen sie sich darauf, einen falschen Angriff zu machen, eine verstellte Flucht zu ergreifen, einen Hinterhalt zu legen, und man kann darauf rechnen, daß keiner von den Fliehenden ihnen entgeht, weil sie ihre schnellen Pferde mit großer Geschicklichkeit zu führen wissen. Zum Glücke begnügen sie sich, wie der Yaguarete, mit einem Siege und denken nicht daran, ihren Vortheil zu benutzen, sonst hätten die Spanier die Ebenen von Montevideo vielleicht nicht bevölkern können. Jeder behält die Beute, welche er selber gemacht hat.

Wenn man hört, daß die Charruas den Spaniern mehr Mühe gemacht, und sie zu blutigen Kämpfen gezwungen haben, als die Heere der Yncas und Montezuma's, so wird man diese Wilden ohne Zweifel für eine sehr zahlreiche Völkerschaft halten. Aber gewiß sind es nicht vier hundert streitbare Männer, welche so erbittert

gegen uns kämpfen. Um sie zu unterjochen, hat man oft mehr als tausend Veteranen, sowohl in Masse als in getheilten Haufen, gegen sie gesandt, um sie einzuschließen, und man hat ihnen furchtbare Streiche versetzt, aber sie sind immer noch unüberwunden und haben uns viele Menschen getödtet. Man hat gefunden, daß es, um ihren Angriffen zu widerstehen am besten ist, abzusteigen, sie in geschlossenen Reihen zu erwarten und einige Schüsse nach einander auf sie zu thun; dieß ist das einzige Mittel, ihnen Achtung gegen das Feuergewehr einzuflößen. Sie entfernen sich alsdann, nachdem sie, ohne sehr nahe zu kommen, ihre Pferde mehrmahls getummelt haben. Alles ist verloren, wenn man eine allgemeine Salve gibt.

Sie bleiben nie ehelos und verheirathen sich, sobald das Bedürfniß sie zu einer solchen Verbindung treibt. Von einer Ehe zwischen Geschwistern habe ich nie etwas gesehen oder gehört. Sie wußten mir, als ich sie darnach fragte, keinen Grund davon anzugeben, aber da kein Gesetz solche Verbindungen verbietet, so haben sie wahrscheinlich darum nicht statt, weil die Schwester, wenn sie älter ist, nicht wartet bis der Bruder das mannbare Alter erreicht hat, und der Bruder es im entgegengesetzten Falle eben so macht. Da sie von Natur wortkarg und ernst sind, und weder Luxus, noch Putz, noch Spiele, noch auch hierarchische Unterschiede kennen, so wird die wichtige Verbindung, welche die Natur so laut empfiehlt, die Ehe, von diesen Wilden mit eben so kaltblütiger Gleichgültigkeit geschlossen, als womit bei uns irgend eine Lustbarkeit angeordnet wird. Das Ganze besteht darin, die

Tochter von den Aeltern zu begehren und sie wegzuführen, wenn sie einwilligen. Die Tochter weigert sich nie, und nimmt den Ersten hin, der sich anbietet, selbst wenn er alt oder häßlich wäre.

So bald der Mann sich verheirathet hat, macht er eine besondre Familie aus, und arbeitet zur Ernährung der Seinigen, denn bis dahin hat er auf Kosten seiner Aeltern gelebt, ohne etwas zu thun, ohne in den Krieg oder in die Versammlungen zu gehen. Vielweiberei ist erlaubt, aber nie hat eine Frau mehr als einen Mann, und selbst wenn ein Mann mehre Weiber hat, verlassen sie ihn, wenn sie einen andern finden, dessen einzige Gattinnen sie werden sollen. Scheidung ist beiden Geschlechtern gestattet, aber selten trennen sich Eheleute, wenn sie schon Kinder haben. Der Ehebruch hat keine andern Folgen, als das der beleidigte Theil den beiden Schuldigen Faustschläge gibt, und dieß geschieht nur, wenn er sie auf der That ertappt. Sie geben ihren Kindern keinen Unterricht und keine Verbote, und diese haben keine Achtung gegen ihre Aeltern, dem allgemein geltenden Grundsatze gemäß, welcher jedem erlaubt zu thun, was ihm gut dünkt, ohne sich durch Rücksichten aufhalten zu lassen. Wenn die Kinder Waisen werden, sorgen Verwandte für sie.

Die Häupter der Familie, nie aber die Weiber und die Kinder, berauschen sich so oft sie können in Branntwein, und wo dieser fehlt, in Tschitscha (Chicha) einem gegohrnen Getränke aus Wasser und wildem Honig. Ich habe nicht bemerkt, daß sie der Lustseuche, oder irgend

einer besondern Krankheit unterworfen sind. Ihre Lebensdauer scheint länger zu sein als die unsrige. Sie haben indeß, da sie doch zuweilen krank sind ihre Aerzte. Diese haben nur ein einziges Heilmittel gegen alle Krankheiten, welches darin besteht, daß sie an der Magengegend des Kranken aus allen Kräften saugen, um das Uebel heraus zu ziehen, denn sie haben die Meinung, daß sie diese Kunst besitzen, herrschend zu machen gewußt, um sich Vergeltungen zu verschaffen.

So bald ein Indianer todt ist, wird der Leichnam an einen bestimmten Ort geschafft, — jetzt ist es kleiner Berg — und mit seinen Waffen, seinem Anzuge und allen seinen Geräthschaften begraben. Einige befehlen, auf ihrem Grabe ihr Lieblingspferd zu tödten, und ein Freund oder Verwandter erfüllt ihren Willen. Die Familie und die Verwandten beweinen den Verstorbenen sehr, und ihre Trauergebräuche sind äußerst sonderbar und grausam. Wenn der Verstorbene ein Gatte, ein Vater, ein erwachsener Bruder ist, so schneiden sich die Töchter und die schon verheiratheten Schwestern, so wie die Frau, ein Fingerglied ab für jeden Todten, indem sie bei dem kleinen Finger anfangen. Ueber dieß stoßen sie sich das Messer oder die Lanze des Verstorbenen durch die Arme, die Brust und die Seiten. Ich habe es selber gesehen. Auch bleiben sie zwei Monate einsam in ihren Hütten, wo sie nur weinen und wenig Nahrung zu sich nehmen. Ich habe keine erwachsene Frau ohne unverstümmelte Finger und ohne Narben von Lanzenstichen gesehen.

Der Mann legt nicht Trauer an für seine Frau, so wenig als der Vater für seine Kinder; allein wenn diese

bei des Vaters Tode erwachsen sind, verbergen sie sich zwei Tage lang, ganz nackt, in ihren Hütten, fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und sie dürfen nichts genießen als das Fleisch oder die Eier von Rebhühnern. Gegen Abend wenden sie sich an einen andern Indianer, welcher folgende Operation mit ihnen vornehmen muß. Er kneipt nämlich das Fleisch des Arms zusammen, und steckt ein Stück Rohr, beinahe 8 pariser Zoll lang, hindurch, so daß beide Enden hervorstehen. Das erste Stück wird bei der Handwurzel durchgestoßen, und die übrigen, jedes einen Zoll von dem andern entfernt, an der äußern Seite des Arms hinauf bis zur Schulter, und oft selbst noch hier. Diese Rohrstücke sind scharfe Splitter, zwei bis vier Linien breit und überall von gleicher Dicke. In diesem kläglichen schrecklichen Aufzuge, geht der Leidtragende aus seiner Hütte, und begibt sich allein, ganz nackt, in einen Wald oder auf eine Anhöhe, ohne den Yaguarete oder andre wilde Thiere zu fürchten, überzeugt, daß diese bei einem solchen Anblicke erschrocken fliehen werden. Er trägt in der Hand einen Stock mit einer eisernen Spitze, dessen er sich bedient, um mit Hülfe seiner Hände eine Grube auszuhöhlen, worin er sich bis an die Brust begräbt und die Nacht aufrecht stehend zubringt. Morgens steigt er hinaus, um sich in eine kleine Hütte zu begeben, welche denjenigen ähnlich ist, die ich oben beschrieben habe, und welche ausdrücklich für die Leidtragenden bestimmt ist. Hier nimmt er sich die Rohrstöcke aus dem Arme, legt sich nieder, um auszuruhen, und lebt zwei Tage ohne zu trinken und zu essen. An den folgenden Tagen bringen ihm die Kinder seines Stammes

Wasser und einige Rebhühner oder Rebhühnereier, aber nur in sehr geringer Menge. Sie stellen diese Nahrungsmittel so, daß er sie nehmen kann, und laufen fort, ohne ein Wort zu sagen. Dieß währt zehn bis zwölf Tage, nach deren Verlauf der Trauernde sich wieder zu den Uebrigen begibt. Niemand ist verbunden, diese Trauergebräuche zu beobachten, aber selten sagt sich jemand davon los, und wer sie nicht genau hält, wird für einen Schwächling gehalten; dieß ist seine einzige Strafe, und selbst diese Meinung ist ihm nicht nachtheilig.

2. Die Yaros. Zur Zeit der Eroberung wohnten diese Indianer auf dem östlichen Ufer des Uruguay, zwischen dem Rio Negro (schwarzen Flusse) und dem San Salvador. Gegend Abend gränzten sie an die Charruas, und gegen Mitternacht an die Bohanes und Chanas. Soviel ich habe erfahren können, war ihre Sprache sehr verschieden von allen andern, die Zahl ihrer Krieger nicht über hundert, ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen. Es mochte ihnen nicht an Muth fehlen, da sie eine beträchtliche Anzahl von Spaniern unter Juan Alvarez, der zuerst den Uruguay beschiffte, angriffen. Sie wurden endlich von den Charruas ausgerottet.

3. Die Bohánes bewohnten zur Zeit der Eroberung das Ufer des Uruguay, nördlich vom schwarzen Flusse, uud stießen südlich an die Gebiete der Yaros und Chanas. So viel ich in alten Handschriften gefunden habe, war ihre Sprache von allen übrigen verschieden, und das Volk selbst noch weniger zahlreich als die Yaros, mit welchen es gleiches Schicksal hatte.

4. Chanas. Als die Spanier zuerst in diesen Gegenden erschienen, wohnte diese Völkerschaft auf den Inseln des Uruguay, dem schwarzen Flusse gegenüber. Sie zogen von da auf das östliche Ufer des Uruguay, ein wenig südwärts vom Flusse San Salvador, als die Spanier die Stadt San Salvador verlassen hatten; späterhin aber gingen sie, gedrängt von benachbarten Indianerstämmen, wieder auf ihre Inseln. Sie bewohnten die jetzige Biscayer-Insel, bis sie endlich aus Furcht vor der Nachbarschaft der Charruas, welche schon die Yaros und Bohanes ausgerottet hatten, den Schutz der Spanier in Buenos Ayres suchten, und sie baten, sie zu vertheidigen und ihnen eine Ansiedlung anzuweisen. Der spanische Gouverneur bewilligte ihr Gesuch, und es ward die Ansiedlung gebildet, welche jetzt Santo-Domingo Soriano heißt. Da sie sich indeß sehr mit den Spaniern vermischt haben, so gelten jetzt fast alle dafür. Es gibt nur noch wenige von ihnen, unter andern einen Greis von mehr als hundert Jahren, dessen Vater und Großvater, seiner Erzählung nach, weit länger noch gelebt haben. Aus seinen Gesprächen, welche durch einige alte Denkschriften bestättigt werden, ergibt sich, daß die Sprache dieser Völkerschaft von den übrigen verschieden war, daß es etwa hundert Krieger in derselben gab, daß sie von Fischfang lebte, Kanots hatte, und in Wuchs und Wohlgestalt den Charruas gleich kam. Da diejenigen, welche heut zu tage noch existiren, in der Ansiedlung geboren sind, so wissen sie nichts mehr von den Sitten ihrer wilden Vorältern.

5. Minuanes. Eine Völkerschaft, die zur Zeit der Eroberung in den nördlichen Ebenen des Parana lebte. Sie entfernte sich nicht über 30 Stunden von demselben und breitete sich von Osten nach Westen aus, von der Vereinigung dieses Flusses mit dem Uruguay bis der Stadt Santa Fe gegenüber. Der Uruguay trennte sie von den oben genannten Völkerschaften; nördlich ward ihr Wohnplatz durch große Wüsten begränzt, und ihre südlichen Nachbarn waren verschiedene auf den Inseln des Parana lebende Stämme.

Als die Charruas anfingen sich gegen Norden zu ziehen, verbanden sie sich auf das genaueste mit den Minuanes. Beide Völkerschaften lebten einige Zeit mit einander, und kämpften vereint gegen die Spanier in Montevideo. Sie kamen über den Uruguay und gingen wieder zurück, und ihrer häufigen Trennungen ungeachtet, herrschte zwischen beiden Völkerschaften so innige Eintracht, daß die Spanier sie verwechselten und noch jetzt verwechseln, indem sie dieselben ohne Unterschied Charruas oder Minuanes nennen. Heute zu Tage sind sie wieder verbunden, und es ist daher nicht möglich, sie in Ansehung ihres jetzigen Zustandes und ihrer Kriegsführung zu unterscheiden. Alles was ich von den Charruas gesagt habe, gilt daher von beiden Völkerschaften. Der Jesuit Franz Garcia fing an, eine Ansiedlung von Minuanes, unter dem Namen Jesus Maria, am Ufer des Ybicui anzulegen, aber die meisten Indianer kehrten zu ihrer alten Lebensweise zurück und nur eine sehr kleine Anzahl derselben vereinigte sich mit der Guarany-Ansiedlung San Borja.

Die Minuanes sind jetzt weniger zahlreich als die Charruas, sie haben eine eigene Sprache, und ihr Wuchs ist nicht größer als bei den Spaniern. Ihre Weiber scheinen einen stärkern Busen zu haben, als die Weiber der Charruas. Ihr Körper ist weniger fleischig als bei diesen, ihr Gesicht trauriger und minder geistvoll, ihr Charakter weniger thätig und stolz, aber sie gleichen ihnen völlig in Ansehung der Farbe, der Gesichtszüge, der Augenbraunen, der Augen, des Gesichts und Gehörs, der Zähne, der Haare, der Bartlosigkeit, der Hände und Füße, des ernsten Wesens, des Tons der Stimme, der Unreinigkeit, des Mundpflocks, und der übrigen physischen Eigenthümlichkeiten und Sitten.

In einigen Rücksichten aber unterscheiden sie sich von den Charruas. Selten finden unter ihnen Ehescheidung und Vielweiberei statt. Die Aeltern sorgen für ihre Kinder nur so lange als sie an der Mutterbrust liegen; nachher werden sie einem verheiratheten nahen oder entfernten Verwandten überlassen, und nicht wieder zu den Aeltern genommen, noch als Kinder von ihnen behandelt. Die Kinder achten dagegen jene auf keine Weise, und tragen nicht Trauer bei dem Tode derselben, sondern nur wenn der Verwandte stirbt, der sie erzogen hat.

Den Mädchen werden zu der Zeit, wo sich die monathliche Reinigung zeigt, Streifen ins Gesicht gemahlt, eine Sitte, die sie von den Charruas entlehnt haben. Viele aber lassen die Querstreifen über die Schläfe weg. Manche Männer ahmen die Charruas nach, welche sich

den Leib nicht bemahlen, andere aber ziehen nach der alten Sitte drei unauslöschliche blaue Streifen von einer Backe zur andern mitten über die Nase weg, und einige färben bloß ihre Kinnbacken weiß. Sie heilen ihre Krankheiten durch Ansaugen der Magengegend, aber außer den Männern geben sich auch etwas bejahrte Weiber mit der Heilkunde ab. Zuweilen gelingt's diesen Weibern, unverheirathete Männer zu überreden, daß sie Gewalt über ihr Leben haben, sie flößen ihnen dadurch Furcht ein, und bekommen nicht selten einen Mann.

Bei dem Tode des Mannes schneidet sich die Frau außer einem Fingergliede auch die Spitzen der Haupthaare ab, und bedeckt mit den übrigen das Gesicht. Den Busen verhüllt sie mit einem Stücke Zeug oder Haut, oder mit ihren gewöhnlichen Kleidern, und so bleibt sie einige Tage in ihrer Hütte verborgen. Die erwachsenen Töchter machen es eben so bei dem Tode ihres Pflegevaters, nicht aber ihres leiblichen. Die erwachsenen Männer trauern wie bei den Charruas, aber nur halb so lange, und statt sich Rohrstücke durch den Arm zu stoßen, durchbohren sie sich die Beine und Schenkel von innen und von außen und den Arm bis zum Ellbogen, aber nicht die Schulter, mit einer großen Fischgräthe, die sie in's Fleisch stecken und auf der andern Seite heraus ziehen, wie eine Nähnadel, und zwar von Zoll zu Zoll.

6. Pampas. Diesen Namen geben die Spanier einer indianischen Völkerschaft, weil sie zwischen dem 36. und 39. Breitengrade in unermeßlichen Ebenen, welche sie Pampas nennen, herum wandert. Die ersten

Eroberer kannten sie unter dem Namen Querandis, und sie selber geben sich jetzt, wie es scheint, den Namen Puelches, aber auch noch andre Benennungen, weil jede Abtheilung der Völkerschaft ihre eigene hat. Bei der ersten Ankunft der Spanier wanderten sie am südlichen Ufer des La Plata umher, den Charruas gegenüber, ohne daß beide Völker in Verbindung waren, weil sie weder Barken noch Kanots hatten. Westlich gränzten sie an die Guaranys von Montegrande und des Thales Santiago, jetzt San Ysidro und las Conchas. Auf den andern Seiten hatten sie gar keinen nahen Nachbar.

Diese Völkerschaft machte den Gründern von Buenos Ayres mit seltener Kraft, Beharrlichkeit und Tapferkeit den Boden streitig. Nach bedeutenden Verluste verließen die Spanier den Ort, aber sie kamen zum zweiten Mahle wieder, um die Stadt zu erbauen, und weil sie damahls zahlreiche Reiterei hatten, so konnten die Pampas nicht widerstehen, und nahmen ihren Weg nach Süden zu der Gegend, wo sie jetzt wohnen. Sie lebten hier wie früher, von der Jagd der Tatus, der Hasen, der Hirsche und der Strauße, deren es hier sehr viele gibt; aber da sich die wilden Pferde bei ihnen sehr stark vermehrten, fingen sie an, das Fleisch dieser Thiere zu essen. Die wilden Kühe wurden erst nach den Pferden zahlreich in dieser Gegend, und den Pampas fiel es nicht ein, das Fleisch derselben zu essen, weil ihr Bedürfniß schon befriedigt war. Die Kühe vermehrten sich daher desto schneller, und breiteten sich bis zum schwarzen Flusse gegen den 41 Breitengrad aus, und nach Verhältniß westlich bis zu den Gränzen von Mendoza und zu dem Rücken der Cor-

dillere von Chili. Als die wilden Indianer in jenen Gegenden die Kühe ankommen sahen, fingen sie an, dieselben zu essen, und da der Thiere so viele waren, verkauften sie ihren Ueberfluß andern Indianern und selbst spanischen Beamten, welche diese Art von Handel trieben.

So verminderten sich diese Thiere in den westlichen Gegenden, und was übrig blieb, lief gegen Osten, wo es sich im Gebiete der Pampas sammelte. Daher kam es, daß mehre Völkerschaften von der Ostseite jener großen Cordillere und andre von der patagonischen Küste sich in den Gebieten niederließen, wo sie sich fanden. Sie machten Freundschaftsbündnisse mit den Pampas, die schon eine große Menge Reitpferde ~~halten~~, von welchen hatten die neuen Ankömmlinge eine bedeutende Anzahl erhielten, so wie von den Kühen, die sie an andre um jene Bergkette wohnende Völkerschaften und an die Spanier in Chili verkauften. So ward der Ueberrest des wilden Rindviehs zerstört. Freilich trugen auch die Bewohner von Mendoza und Buenos Ayres dazu bei, die viel davon zu ihrer Nahrung sowohl als zu Leder und Talg brauchten.

Als es nun den Pampas und andern mit ihnen verbündeten Völkerschaften an Vieh gebrach, das ihnen zum Theil zu ihrer Nahrung diente, und ihren einzigen Handelsartikel ausmachte, fingen sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts oder ein wenig früher schon an, das zahme Vieh zu stehlen, welches die Bewohner des Distrikts von Buenos Ayres auf ihren Weiden unterhielten. Dieß war der Ursprung eines blutigen Krieges, weil die

Indianer sich nicht begnügten, die Herden zu stehlen, sondern auch alle erwachsene Männer tödteten, nur die Weiber und die jungen Knaben schonend, welche sie mit sich nahmen, und so behandelten, wie es die Charruas in ähnlichen Fällen thun. Freilich verlangen sie einige Dienste von diesen Gefangenen, und brauchen sie als Sklaven oder Dienstboten, bis sie sich verheirathen, aber von diesem Augenblicke an sind sie so frei als die andern.

Im Laufe dieses Krieges haben sie viele Landhäuser verbrannt, und tausende von Spaniern getödtet. Sie haben oft das Land verheert, auf lange Zeit die Verbindung zwischen Buenos Ayres, Chili und Peru unterbrochen, und die Spanier gezwungen, die Gränze von Buenos Ayres durch elf Forts zu decken, die von siebenhundert Veteranen der Reiterei geschützt werden, ohne die Milizen zu rechnen. Aehnliche Ereignisse gab es in den Distrikten von Mendoza und Cordova. Zwar waren in diesem Kriege mehrere indianische Völkerschaften vereinigt, aber die Pampas machten die Mehrzahl derselben aus, und man kann ihnen allerdings Muth nicht absprechen. Folgender Zug gibt einen Beweis dafür. Man hatte in einer Schlacht fünf Pampas gefangen, die man auf ein mit 650 Mann besetztes Kriegsschiff von 74 Kanonen brachte, um sie nach Spanien zu schaffen. Nach einer Fahrt von fünf Tagen erlaubte ihnen der Kapitän, in dem Schiffe umher zu gehen, und von dem Augenblicke an faßten sie den Entschluß, sich des Schiffes durch Ermordung der Mannschaft zu bemächtigen. In dieser Absicht näherte sich einer von ihnen einem Schiffskorporal, und als er denselben nicht auf seiner Hut fand, nahm er ihm den

Säbel, und in einem Augenblicke tödtete er zwei Piloten und vierzehn Matrosen. Die vier andern Indianer fielen über die Waffen her, und als die Wache dieselben vertheidigte, stürzten sie sich ins Meer. Der fünfte folgte ihrem Beispiele, und alle ertranken.

Die Jesuiten fingen an, zwei Ansiedlungen von diesen Indianern zu bilden, die eine an dem Bache Sale, die andere mehr südlich bei einem kleinen Berge, den man uneigentlich den Vulkan nennt; aber keine von beiden war von langer Dauer.

Vor ungefähr dreizehn Jahren machten die Pampas Friede mit den Spaniern. Sie sind aber so argwöhnisch, daß sie, als ich durch ihr Gebiet reisete, alle meine Schritte sorgfältig beobachteten, ohne sich je uns gegenüber zu stellen, oder sich sehen zu lassen, weil ich ein zahlreiches Geleite hatte. Was ich von ihnen gesagt habe, konnte ich daher bloß aus eingezogenen Erkundigungen und aus den Beobachtungen nehmen, welche ich über diejenigen machte, die ich in Buenos Ayres sah. Sie haben eine große Menge trefflicher Pferde, und reiten dieselben wie die Charruas. Sie kaufen von andern Indianern, welche südlich von ihrem Gebiete und nach der patagonischen Küste hin wohnen, ihre Kleider von Fellen und ihre Straußfedern, ihre Decken und Ponchos aber ziehen sie von den Indianern, welche die Bergkette von Chili bewohnen. Sie haben verschiedene ihnen eigene kleine Handelsartikel, als Schnallen, Schlingen, Pferdezäume, Salz u. s. w., die sie nach Buenos Ayres zum Verkaufe bringen, und wogegen sie Branntwein, Para-

guaykraut, Zucker, Konfekt, Feigen, Rosinen, Sporen, Gebisse, Messer u. s. w. nehmen. Oft werden sie von einigen Indianern von der patagonischen Küste und von den Gebirgen in Chili begleitet, und von Zeit zu Zeit besuchen die Kaziken den Vizekönig, um ein Geschenk zu erhalten.

Diese Völkerschaft hat, wie ich glaube, höchstens vierhundert waffenfähige Männer. Ihre Sprache ist verschieden von allen andern, aber sie hat weder Nasentöne noch Kehllaute, so daß man sie mit unsern Buchstaben schreiben könnte. Sie sind, scheint es, nicht so still als die andern Völkerschaften, und ihre Stimme ist tönender und voller. Zwar reden sie leiser in der gewöhnlichen Unterhaltung, aber wenn sie den Vizekönig anreden, verstärkt der Sprecher seine Stimme, und macht nach drei oder vier Worten eine kleine Pause, indem er die letzte Sylbe stark betont, wie es ein Offizier beim Kommandiren thut. Sie sind, scheint es mir, nicht von kleinerem Wuchse als die Spanier, aber im allgemeinen haben sie stärkere Glieder, einen runderen und dickern Kopf, kürzere Arme, ein breiteres und ernsteres Gesicht als wir, und als die übrigen Indianer, und eine minder dunkle Farbe. Keiner von ihnen bemahlt sich den Leib, keiner verschneidet die Haare. Die Männer richten die Spitzen des Haares in die Höhe, und befestigen dieselben mit einem Riemen oder einem Stricke, womit sie den Kopf umgürten. Die Weiber theilen die Haare in zwei gleiche Hälften, und flechten jede in einen dicken langen und festen Zopf, wie die Soldaten tragen. Die Zöpfe fallen nicht nach hinten, sondern über die Ohren herab,

und gleichen zwei Hörnern, die auf den Schultern und längs der Arme liegen. Sie sind unter allen Indianerinnen die reinlichsten, und waschen sich am häufigsten, aber sie sind auch, glaube ich, die eitelsten, die stolzesten, und die sprödesten.

Die Männer haben keine Mundpflöcke, und tragen keine Kleider im Kriege, auf der Jagd und in ihren Wohnungen, wofern es nicht sehr kalt ist, aber wenn sie nach Buenos Ayres gehen, bedecken sie sich mit einem Poncho. Die Reichen tragen einen Hut, eine Weste, und eine um die Hüfte befestigte Bedeckung. Die Häuptlinge oder Kaziken haben Röcke und Westen, welche sie von den Vizekönigen zum Geschenke erhalten, und einen Gürtel von Bayeto. Keiner aber trägt Hemden und Hosen, und sie bitten, ihnen kein Geschenk damit zu machen, weil diese Kleidungsstücke ihnen zu beschwerlich sind. Die Weiber bemahlen sich nicht das Gesicht, und tragen Ohrringe, Halsbänder und Geschmeide von geringem Werthe. Sie verhüllen ihren Leib mit einem Poncho, welcher den Busen bedeckt, und nur Gesicht und Hände sehen läßt. Zu Hause sind sie vielleicht weniger verhüllt. Sie heften an ihren Poncho ein Dutzend dünne runde Kupferplatten, von drei bis sechs Zoll im Durchmesser, die in gleicher Entfernung von einander stehen. Außer dem tragen sie Stiefeln von rohen Häuten oder dünnem Leder, welche reichlich besetzt sind mit kupfernen Nägeln, deren kegelförmige Köpfe unten sechs Linien breit sind. Ihre Zäume sind mit Silberplatten bedeckt so wie ihre Spornen. Die Männer haben ähnliche.

Ich habe bei keiner indianischen Völkerschaft eine solche Ungleichheit in Ansehung der Kostbarkeit des Anzugs und des Putzes bemerkt. Die Pampas haben auch Kaziken oder Häuptlinge, welche zwar nicht befugt sind zu befehlen, zu strafen und etwas für sich zu verlangen, aber sie werden sehr geachtet von den Uebrigen, die gewöhnlich alles, was jene vorschlagen, genehmigen, weil sie ihnen mehr Talent, Schlauheit und Tapferkeit zutrauen. Jeder Häuptling bewohnt ein abgesondertes Gebiet mit seiner Horde, aber sie treten zusammen, wenn Krieg angefangen wird, oder ein gemeinschaftliches Interesse es verlangt. Sie treiben keinen Ackerbau, arbeiten nicht, verstehen nicht die Kunst zu nähen und zu weben, sie haben keine Religion, keinen Kultus, sie wissen nichts von Unterwürfigkeit, von Gesetzen, von Verpflichtungen, von Belohnungen, von Strafen, von musikalischen Instrumenten, von Tänzen. Sie berauschen sich oft. Einige unter ihnen haben einen dünnen Bart, weil sie aus einer Vermischung ihrer Race mit Weibern und Knaben, die sie in Kriegen entführten, abstammen. Es scheint mir, daß die eheliche Zuneigung bei ihnen lebhafter ist, als bei allen andern Indianern, daß Ehescheidungen selten sind, und daß sie viel Zärtlichkeit gegen ihre Kinder haben, obgleich sie dieselben ohne allen Unterricht lassen. Ihre Zelte oder tragbaren Wohnungen sind schnell aufgeschlagen. Sie stecken drei Pfähle, von der Dicke einer Handwurzel in die Erde, einen ungefähr vier Fuß weit von dem andern. Der mittlere Pfahl ist eine Klafter lang, die andern sind ein wenig kürzer, aber alle laufen oben in kleine Gabeln aus. Ungefähr zwei Klafter weit von die-

sen Pfählen werden drei ähnliche eingerammt, und über die Gabeln drei Rohrstängel gelegt, über welche man Pferdehäute breitet. So ist das Zelt für eine Familie fertig. Alle liegen hier auf Häuten. Wenn's kalt ist, behängen sie die Seiten ihres Zeltes mit andern Häuten. Sie verheirathen sich wie die Charruas, und bis zur Verehelichung werden die Kinder von den Aeltern unterhalten.

Sie kennen weder Bogen noch Pfeile, und haben, wie ich glaube, nie Gebrauch davon gemacht. Zwar melden alte Berichte das Gegentheil, aber wahrscheinlich haben die Verfasser derselben sich geirrt, indem sie den Pampas den Gebrauch der Pfeile zuschreiben, die bei den Guaranys, ihren Verbündeten, welche damahls gegen die Spanier Krieg führten, üblich waren. Keine wilde Völkerschaft ist von ihren alten Gewohnheiten abgewichen, so wenig als es die wilden Thiere thun. Die Pfeile besonders hat keine aufgegeben, obgleich einige seit Ankunft der Spanier noch andre Waffen angenommen haben. Ehemahls bedienten sie sich des Wurfspießes oder eines zugespitzten Stockes, womit sie in der Nähe stritten, und selbst in der Ferne durch Werfen. Jetzt haben sie aus diesen Spießen eine lange Lanze gemacht, die ihnen zu Pferde nützlicher ist. Auch haben sie ihre Kugeln beibehalten. Es gibt deren zweierlei Arten. Die erste besteht aus drei faustdicken runden Steinen, welche mit Kuh- oder Pferdehaut bedeckt, und mit fingerdicken drei Fuß langen Riemen an einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt befestigt sind. Sie nehmen die kleinste in die Hand, und nachdem sie die andern mit Heftigkeit

über dem Kopfe umgeschwungen haben, werfen sie alle drei hundert Schritte weit; die Kugeln schlingen und kreuzen sich vielfach um die Beine, den Hals oder den Leib eines Thieres oder eines Menschen, so daß Entrinnen unmöglich wird.

Die andre Art besteht aus einem einzigen Steine, welchen man die verlorene Kugel nennt. Sie ist so groß als die andern; wenn sie dieselbe aber von Kupfer oder Blei machen, wie es zuweilen geschieht, ist sie kleiner. Sie wird mit Leder umgeben, und an einem ungefähr drei Fuß langen Riemen befestigt, welchen die Indianer am Ende fassen, um die Kugel wie eine Schleuder zu drehen. Wenn sie dieselbe werfen, können sie auf funfzig Schritte und weiter furchtbar treffen, denn sie schleudern die Kugel fort, wenn sie ihre Pferde mit verhängtem Zügel rennen lassen. Ist der Gegenstand nahe, so schlagen sie mit der Kugel, ohne sie zu werfen. Die Pampas wissen diese Kugeln geschickt zu gebrauchen, wenn sie wilde Pferde und andre Thiere fangen wollen, und immer haben sie, wenn sie in den Krieg gehen, eine große Menge derselben bei sich. Zur Zeit der Eroberung ward Diego de Mendoza, der Bruder des Stifters von Buenos Ayres, mit zwölf andern Hauptleuten und vielen Spaniern, durch diese Waffen umschlungen und getödtet. Die Indianer befestigten brennende Strohbüschel an den Riemen der verlorenen Kugeln, und zündeten auf diese Weise mehre Häuser in Buenos Ayres und selbst einige Fahrzeuge an. Sie führen übrigens den Krieg wie die Charruas, aber da ihr Gebiet ebener ist, nnd keine Flüsse, keine Wälder hat, so können sie nicht

so oft Hinterhalte legen. Sie ersetzen diesen Vortheil durch Schlauheit und Muth, durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und die geschickte Führung derselben.

Westlich von den Pampas wohnen die Aucas (vielleicht ein Theil der Araucanos von Chili) und viele andre Indianer, welchen man verschiedene Namen gibt, in dem Gebiete der Stadt Mendoza. Wahrscheinlich bewohnten alle diese Völkerschaften ehedem die Bergkette von Chili, von welcher sie herabstiegen, um ihre jetzigen Wohnsitze einzunehmen, als sich die wilden Heerden bis dahin verbreiteten. — Ich habe diese Völkerschaften nicht selber gesehen, und was ich mit Wahrscheinlichkeit von ihnen sagen kann, besteht in Folgendem. Sie kennen den Ackerbau gar nicht oder nur wenig; sie sind nicht sehr zahlreich und führen ein Wanderleben, sie kommen zuweilen in das Gebiet der Pampas, und haben, vereinigt mit diesen, die Heerden von Buenos Ayres zerstört; sie sammeln wilde Aepfel am Ufer des schwarzen Flusses, ungefähr dreißig bis vierzig Stunden westlich von der Vereinigung desselben mit dem Diamantenflusse; ihre Sprachen sind völlig verschieden von einander; sie haben Pferde und auch Schaafe, von deren Wolle sie Decken und Ponchos machen, welche sie den Pampas gegen Branntwein, Paraguaykraut und verschiedene kurze Waaren, die man von Buenos Ayres bringt, vertauschen.

Eben so wenig habe ich viele wandernde wilde Völkerschaften gesehen, welche zwischen der patagonischen Küste und der Bergkette von Chili wohnen, vom 41 Breitengrade bis zur magellanischen Meerenge. Einige der-

selben, unter welchen die Spanier die Balchita, die Uhiliches und die Tehuelchus zählen, vereinigten sich oft mit den Pampas, um gegen Buenos Ayres kriegerische Unternehmungen zu machen und Herden zu stehlen. Heut zu Tage, wo wir im Frieden mit dem Pampas sind, geschieht es oft, daß diese Völkerschaften auf die Nordseite des Rio Negro (schwarzen Flusses) und selbst des Rio Colorado (rothen Flusses) hinüber gehen, und eine zeitlang südwärts von den Pampas wohnen. Ich habe nicht gehört, daß sie unter einander Krieg führen, wie die nördlich von dem Platastrome wohnenden Völkerschaften. Sie haben mit dem Pampas gleiche Waffen, und sind eben so muthvoll und stark, ja manche von ihnen scheinen sie noch zu übertreffen, besonders die Patagonen, welche ich für die Tehuelchus halte. Zwei Männer aus der letztern Völkerschaft kamen mit einigen Pampas nach Buenos Ayres, und jemand, der sie sah und maaß, hat mir gesagt, der eine hätte sechs Fuß sieben Zoll, und der andre zwei Zolle weniger gemessen. Vielleicht waren noch andre ihrer Landsleute unter ihnen, welche sich durch ihren Wuchs nicht auszeichneten; denn ich zweifle nicht, daß ihre Mittelgröße unter jenem Maaße sei, und höchstens auf sechs Fuß drei Zoll steige, so viel ich urtheilen kann nach einigen Vergleichungen, welche Personen, die nach eigener Beobachtung sprachen, mir mitgetheilt haben. Sei dem wie ihm wolle, man darf denjenigen, welche sie für Riesen halten, eben so wenig glauben, als denjenigen, welche behaupten, daß sie von Mittelgröße oder nur ein wenig größer als wir sind. Reisende, die jene Küsten gesehen haben, wissen, daß dieselben von vielen Völker-

schaften bewohnt werden, unter welchen die kleinsten Individuen von unserer Größe und die übrigen weit größer sind.

Alle Völkerschaften, welche jene Gegenden bewohnen, haben verschiedene Sprachen und kennen weder Religion, noch Gesetze, noch Spiele und Tänze; sie sind heut zu Tage nicht sehr zahlreich, und werden durch eine Versammlung regiert, in welcher die Kaziken oder Häuptlinge den größten Einfluß haben. Fast alle haben Pferde, die sie so wohl zum Reiten als zur Nahrung brauchen. Keine treibt Ackerbau. Sie leben vom Ertrage der Jagd, welche ihnen Tatus, Hasen, Hirsche, Frettchen, Jaguars, Yaguaretes, Strauße, Rebhühner u. s. w. liefert. Sie machen ihre tragbaren Wohnungen oder ihre Zelte wie die Pampas, und kleiden sich bei kalten Wetter wie diese. Statt der Poncho haben sie Decken, die fast viereckig, in der Mitte von Hasen- oder Guanaco-Fellen, an den Rändern aber von Yaguaretefellen sind. Sie bemahlen dieselben auf der glatten Seite, und verhüllen sich ganz darein. Sie verkaufen viele solcher Decken so wie Straußfedern an die Pampas, welche ihnen dagegen Branntwein, Paraguaykraut und Messer geben.

7. Guaranys. Diese Nazion war zahlreicher und weiter verbreitet, als alle, die ich beschrieben habe und noch beschreiben werde, da sie zur Zeit der Entdeckung von Amerika das ganze Gebiet der Portugiesen in Brasilien und selbst, wie ich glaube, Guyana einnahmen. Sie breitete sich nördlich von den Charruas, Bohanes und Minuanes bis zum 16 Breitengrade aus, ohne auf

die Westseite des Paraguay und des Parana überzugehen; indeß besetzte sie auch das Gebiet von San Ysidro und las Conchas bei Buenos Ayres, wohnte südlich bis zum 30. Grade, und besaß alle Inseln jenes Flusses, ohne auf das gegenüber liegende Ufer überzugehen; auf dem andern Endpunkte ihres Gebiets aber breitete sie sich westlich vom Flusse Paraguay aus, und streifte in die Provinz Chiquitos bis zu dem Rücken der großen Andeskette, wo sich eine große Anzahl der Guaranys unter dem Namen der Chiriguanas befand. Man muß indeß bemerken, daß zwischen den Chiriguanas und den Guaranys, die sich in Chiquitos befanden, ein großes Gebiet lag, welches von ganz verschiedenen Nazionen bewohnt wurde. Ferner erinnere ich, daß in dem Raume, welchen ich den Guaranys angewiesen habe, andre Nazionen eingeschlossen waren, und von jenen rings umgeben wurden, wohin z. B. die Tupy — die Quayana — die Ñuara — die Malicuega — und die Guasarapo-Indianer gehörten. Alle unterscheiden sich von den übrigen.

Die Guarany-Indianer bewohnten den unermeßlichen Flächenraum, welchen ich bezeichnet habe, ohne einen bürgerlichen Verein zu bilden, ohne die Obergewalt eines gemeinschaftlichen Häuptlings anzuerkennen. Sie war in demselbigen Zustande, worin sich die Bewohner von Peru befanden, als sie der erste Inca so leicht seiner Herrschaft unterwarf. Die Guaranys waren überall in sehr kleine, von einander unabhängige, Stämme oder Horden getheilt, wovon jede eine verschiedene Benennung erhielt, die entweder von dem Namen ihres Kaziken, oder ihres Wohnplatzes entlehnt war. Zuweilen begreift

man unter einem Namen verschiedene Horden, die längs einem Flusse oder in einer andern Gegend zusammen wohnten. Daher die Menge von Namen, womit die Eroberer die einzige Guarany-Nation bezeichneten. So heißen z. B. die Guaranys in der Gegend, welche ich beschreibe, Mbguas, Caracaras, Timbus, Tucagues, Calchaguis, Quiloazas, Carios, Mangolas, Jtatines, Tarcis, Bombois, Curupaitis, Curumais, Caaiguas, Garanys, Tapes, Chiriguanas u. s. w.

Das Schicksal der Guarany-Nation war nicht zu allen Zeiten dasselbige. Alle Horden, welche in dem unermeßlichen, von den Portugiesen besetzten, Gebiete wohnten, wurden gefangen und als Sklaven verkauft, und da sie sich mit den aus Afrika eingeführten Negern vermischten, so ist dort der Stamm der Guaranys fast ganz eingegangen. Die Portugiesen von San Pablo (St. Paul), gewöhnlich Mamelucken genannt, begnügten sich nicht damit, sondern drangen weit vor in unser Gebiet, und entführten alle freie Guaranys sowohl, als über achtzehn Ansiedlungen, welche die Spanier in Paraguay schon gestiftet und unterrichtet hatten.

Ganz anders betrugen sich die Spanier. Sie haben keinen einzigen Guarany als Sklaven verkauft, und besitzen mehre tausende, die theils in den jesuitischen und andern Ansiedlungen, theils noch in völliger Freiheit leben. Denn es gibt in den Gegenden, die ich beschreibe, zahlreiche Guarany-Horden, die noch so frei sind, als sie es vor Ankunft der Europäer waren. Ich werde künftig von den Guaranys reden, welche den Spaniern unter-

worfen sind, und in christlichen Dörfern leben; hier betrachte ich die Nation bloß in ihrem freien Zustande. Da indeß die freien Guaranys in den dichtesten Wäldern leben, in welche ich nicht eingedrungen bin, so werde ich meine Angaben theils aus alten Handschriften nehmen, theils von Personen entlehnen, welche einige dieser Indianer gesehen haben, theils auch aus den Beobachtungen schöpfen, die ich selber machen konnte, wenn ich zuweilen einzelne Individuen von dieser Völkerschaft sah, oder endlich aus solchen, die ich über die christlich gewordenen Guaranys gemacht habe.

Im allgemeinen lebten alle freie Guaranys in der Nähe der Wälder oder rings um dieselben oder auf kleinen offenen Plätzen, die man zuweilen im Innern der Wälder findet. In Gegenden, wo sie keine andern Völkerschaften zu Nachbarn hatten, ließen sie sich auch wohl in offenen, weit ausgedehnten, Ebenen nieder. Sie nährten sich von Honig und wilden Früchten, und aßen Affen, Capibera's, Tapirs, und Chibiguazus, wenn sie solche tödten konnten. Ihre Hauptnahrung aber verschaffte ihnen der Anbau des Mais, der Bohnen, der Kürbisse, der Bataten, des Manioc's. War ein Fluß in der Nähe, so fingen sie Fische mit ihren Pfeilen, oder mit hölzernen Angeln, und einige unter ihnen hatten sehr kleine Kanots. Nach der Ernte häuften sie Vorräthe auf für die übrige Zeit des Jahres, denn in den Wäldern fanden sie nicht so viele Vögel und vierfüßige Thiere als in den Ebenen. Sie beschäftigten sich nur zu der Zeit, wo die Arbeiten des Ackerbaues sie nicht abhielten, mit der Jagd und der Einsammlung wilder

Früchte, und nie entfernten sie sich weit, um ihre Ernte besorgen zu können. Sie waren daher nicht unstät und wandernd wie die andern Völkerschaften, von welchen ich oben gesprochen habe.

Ihre Sprache unterscheidet sich von allen übrigen, aber sie ist allen Zweigen der Nation gemein, und wer derselben kundig war, konnte damahls durch ganz Brasilien reisen, in Paraguay vordringen dann bis Buenos Ayres hinabgehen, und wieder nach Peru hinauf bis in das Gebiet der Chiriguanes. Diese Sprache gilt für die reichste unter allen Idiomen der amerikanischen Wilden. Aber es fehlen ihr Zeichen für sehr viele Begriffe; von den Zahlwörtern hat sie nur die vier ersten und keine Ausdrücke für fünf und sechs. Sie hat meist Nasentöne und Kehllaute. Der Pater Ludwig Bolcaños hat den Katechismus in diese Sprache übersetzt, die Jesuiten haben Zeichen erfunden, um die Nasentöne und Kehllaute auszudrücken, und ein Wörterbuch nebst einer Sprachlehre dieses Idioms drucken lassen. Aber ungeachtet dieser Hülfsmittel ist es sehr schwer, diese Sprache zu lernen, wozu man über ein Jahr braucht.

Der Wuchs der Guaranys scheint mir im Durchschnitte zwei Zoll kleiner zu sein, als bei den Spaniern, also weit kleiner als bei den Völkerschaften, welche ich oben beschrieben habe. Sie scheinen auch nach Verhältniß breiter, fleischiger und häßlicher zu sein; ihre Farbe ist minder dunkel und spielt in's Rothe; die Weiber haben einen dicken Hals, kleine Hände, einen kleinen Busen und sehr schwache monatliche Reinigung.

Bei den Männern findet man zuweilen einen dünnen Bart und selbst Haare auf dem Leibe, wodurch sie sich vor allen übrigen Indianern auszeichnen, aber den Europäern kommen sie darin freilich nicht gleich. Jemand, der lange unter dem christlichen Guaranys gelebt hat, versicherte, daß nach seinen Beobachtungen die Gebeine dieser Indianer auf den Begräbnißplätzen eher vermodern, als die Ueberreste der Spanier. Sie gleichen den übrigen Indianern in Ansehung der Augen, des Gesichts und Gehörs, der Zähne und der Haupthaare. Merkwürdig ist es, daß bei ihnen, so wie bei allen übrigen indianischen Völkerschaften, die Geschlechtstheile der Männer immer nur von mittelmäßiger Größe sind, während die Schaamtheile der Weiber sehr weit und die äußern Lefzen derselben außerordentlich aufgeschwollen sind *). Auch ihre Lenden sind sehr dick. Sie sind nicht so fruchtbar als die europäischen Weiber, denn bei der Untersuchung sehr vieler älteren und neuern Todtenlisten der Ansiedlungen fand ich nur einen einzigen Indianer, der Vater von zehn Kindern war; im Durchschnitt kamen nur vier Individuen auf jede Familie. Die Zahl der Weiber ist immer größer als die Anzahl der Männer, nach dem Verhältniß von 14 zu 13.

Ihr Gesicht ist finster, traurig und niedergeschlagen, sie reden wenig und immer leise, ohne zu schreien oder

*) Es ist bekannt, daß zur Zeit der Ankunft der Spanier in Amerika die eingeborenen Weiber sich ihnen mit einer Art von Wuth überließen, wodurch die Eroberung nicht wenig erleichtert ward.

zu klagen, nie lachen sie laut, nie zeigt sich auf ihren Gesichtern der Ausdruck der Leidenschaft. Sie sind sehr unreinlich, wissen nichts von einem höchsten Wesen, von Belohnungen, Gesetzen, Züchtigungen, Verpflichtungen, und sehen nie denjenigen, mit welchem sie reden, gerade in's Gesicht. Bei ihren Heirathen und Liebschaften zeigen sie noch mehr Kaltblütigkeit als die übrigen Völkerschaften. Eheliche Verbindungen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen. Daß sie nichts von Eifersucht wissen, beweisen sie durch die Unbefangenheit und freudige Bereitwilligkeit, womit sie ihre Töchter den Eroberern überließen, und noch jetzt sind sie, obgleich sie das Christenthum angenommen haben, eben so willig dazu. Die Weiber heirathen sehr früh, gewöhnlich im zehnten oder zwölften Jahre, die Männer ein wenig später. Von der Zeit an machen sie eine abgesonderte Familie aus.

Zwar habe ich in den alten Handschriften keine Spur von Musik und Tanz bei den Guaranys gefunden, aber bei einem dieser Indianer, der zu den frei lebenden gehörte, beobachtete ich das Gegentheil. Er that Maiskörner in eine leere Kalebaße (Porongo) welche er schüttelte, um einen Klang hervor zu bringen, wo nach er ziemlich plump tanzte, während er die Erde mit dem Fuße trat, ohne sich zwei Fingerbreit zu erheben. Dabei sang er mit leiser Stimme, aber kein Wort sprach er deutlich aus. Jede Horde hatte ehedem, so wie noch jetzt, ihren Kaziken, dessen Würde gewöhnlich erblich ist, und gegen welche sie gemeinlich einige Achtung haben, ohne zu wissen warum. Aber der Kazike unterscheidet sich von den übrigen Indianer weder durch seinen Anzug oder seine

Wohnung, noch durch äußere Zeichen seiner Würde, er muß arbeiten wie die andern, und empfängt keine Abgaben, keine Dienstleistungen, keinen Gehorsam.

In einigen, jetzt wilden, Stämmen, die man gewöhnlich Caayguas nennt, haben die Männer einen Mundpflock. Aber er besteht bei ihnen aus durchsichtigem Gummi, ist ungefähr fünf Zoll lang und vier Linien dick, und damit er nicht herausfalle, befestigen sie an dem, im Munde liegenden Ende ein Queerstück, einer Krückenlehne gleich. Auf dem Kopfe tragen sie eine Tonsur, ungefähr wie unsre Priester; aber sie bemahlen sich den Körper nicht, und haben statt aller Kleidung nichts als einen kleinen Beutel, welcher die Schaamtheile verbirgt. Die Weiber haben zu ähnlichem Gebrauche ein Stückchen Zeug oder eine Thierhaut. Sie schneiden ihre Haare nicht ab, und wissen nichts von Putz, aber beim ersten Eintritte der monatlichlichen Reinigung, ziehen sie sich mehre unauslöschliche blaue Linien von der Stirne bis zu der Horizontallinie, wo die Nase endigt, senkrecht herab. Da ihre Wohnungen weit von einander erfernt sind, und es noch mehr waren zur Zeit der Ankunft der Europäer, und da sie keinen Verkehr unter einander haben, so muß sich nothwendig eine Verschiedenheit in ihren Sitten finden. Ich weiß, daß einige Stämme weder spinnen noch weben können, daß sich die Kenntnisse anderer bloß auf Verfertigung der baumwollenen Decken beschränken, worein sie sich wickeln; daß einige keine bestimmten Begräbnißplätze hatten, und ihre Todten in irdene Gefäße legten, was vielleicht der herrschende Gebrauch bei dieser Völkerschaft ist; daß viele Horden sich des Mundpflocks

nicht bedienten, weil alte Berichte desselben nicht erwähnen; daß ein Stamm, Namens Timbu, an die Seiten der Nase kleine Sterne von weißen und blauen Steinen legte, welche die Corondas und Culchaquis - andre Guarany - Stämme — aber neben der Nase trugen.

Alle andre Völkerschaften flößen ihnen einen panischen Schrecken ein. Nie fangen sie Kriege mit denselben an, nie verhandeln sie mit ihnen, selbst nicht um Frieden zu stiften, und weichen ihnen immer aus. Zehn bis zwölf Guaranys würden, selbst vereint, es nicht wagen, mit einem einzigen Indianer von den übrigen Völkerschaften es aufzunehmen. Wie sehr auch die Jesuiten den kriegerischen Muth dieser Indianer gerühmt haben, es gibt über diesen Punkt keine Beweise als zwei oder drei, nicht sehr lebhafte, Gefechte mit den Spaniern, und wir haben gesehen, wie diese die Guaranys überall mit der größten Leichtigkeit unterjocht haben, was ihnen bis jetzt mit keiner andern eingeborenen Völkerschaft gelingen wollte. Alle Indianerdörfer dieser Gegend bestehen bloß aus Guaranys. Diejenigen Horden derselben, welche noch im wilden Zustande leben, mit Ausnahme der Horde, welche sich nördlich von del Corpus findet, wollten weder Verkehr, noch Friede mit den Spaniern haben. Wenn wir das Innere ihres Gebietes betreten, suchen sie jemand von uns mit Pfeilen zu erlegen, und um sie abzudrücken, verbergen sie sich hinter die Bäume, ohne sich sehen zu lassen, und ohne einen Angriff festen Fußes zu erwarten. Ihre Waffen bestehen in einem Bogen von sechs Fuß, Pfeilen von vier und einem halben, die eine Spitze von hartem

Holze haben, und einem Stocke, der drei Fuß lang und an dem einen Ende dicker als an dem andern ist. Sie gehen stets zu Fuße, weil sie weder Pferde noch andre Hausthiere haben. Zwar sagen alte Berichte, sie hätten Hausthiere gehabt, und Hühner und Enten aufgezogen, aber ich glaube es nicht, weil man sie bei den wilden Guaranys so wenig, als bei irgend einer andern Völkerschaft heut zu Tage findet, und wo Hausthiere aufgezogen werden, sind es nur Hunde, Pferde, und sehr selten Schaafe.

Ihr Bogen besteht aus einem sehr harten, wenig biegsamen, glatten Stocke, ungefähr so dick wie die Mitte der Handwurzel, gegen die beiden sehr spitzigen Enden dünner ablaufend, so daß er auch als Lanze gebraucht werden kann. Die Krümmung dieses Stockes ist sehr unbeträchtlich. Der Bogen ist in seiner ganzen Länge mit der Rinde der Schmarotzerpflanze Guembe umwunden. Man spannt den Bogen erst in dem Augenblicke, wo man sich desselben bedienen will. Die Sehne, welche gewöhnlich um das eine Ende des Bogens gewunden ist, wird alsdann um das andre geschlungen und mäßig angespannt. Man drückt die Spitze des Bogens mit Hülfe des Fußes leicht in die Erde und spannt ihn so viel als möglich. Es ist bekannt, wie gut die Wilden zu zielen und zu schießen verstehen. Da die Pfeile sehr lang sind, so braucht keine Völkerschaft Köcher, ausgenommen die Charruas und die Minuanes, die kürzere Pfeile und einen kürzeren Bogen haben, weil sie sich zu Pferde dieser Waffen bedienen. Die Kinder, welche sich mit der Jagd der Vögel und kleiner Thiere belustigen, haben einen andern ganz

verschiedenen Bogen, der schwächer, von biegsamerem Holze, weit mehr gekrümmt, und ungefähr drei Fuß lang ist. Sie fügen zwei Sehnen, welche in der Entfernung eines Zolles parallel laufen, an den Bogen, und winden die Enden derselben um zwei gabelförmige Stöckchen. In der Mitte der Länge dieser beiden Sehnen ist ein kleines von Bindfaden gemachtes Netz befestigt, worein eine Thonkugel von der Größe einer Nuß gelegt wird. Die Kinder haben einen Beutel mit solchen Kugeln bei sich. Sie nehmen vier oder fünf derselben in die linke Hand, während sie mit der rechten den Bogen halten. Alsdann legen sie eine Kugel nach der andere in das Netz, spannen den Bogen, werfen alle Kugeln auf ein Mahl gegen die Vögel, bis auf vierzig Schritte und tödten viele. Sie brauchen diesen Bogen weder zum Abschießen von Pfeilen, noch gegen Feinde, obgleich eine dieser Kugeln auf dreißig Schritte ein Bein zerschlagen könnte. Der Bogen wird ein wenig geneigt, damit die rechte Hand die Kugeln nicht treffe, daher wird das Netz ein wenig über der Mitte der Sehnen angebracht.

Ich habe nur zwei Indianer von der Völkerschaft gesehen, welche unter der Herrschaft der Incas in Peru lebte, aber wenn ich sie mit den Guaranys vergleichen sollte, so würde ich sagen, daß diese von gleichem oder vielleicht höherem Wuchse zu sein scheinen, daß ihre Hautfarbe dunkler ist, als bei den Peruanern, deren Gesicht ich weniger viereckig, weniger fleischig, schmaler in den untern Theilen und geistvoller finde.

8. Tupys. Diese indianische Völkerschaft war und ist noch rings von den Guaranys umgeben, und ich kann

nicht begreifen, wie sie auf diese Weise hat können eingeschlossen werden. Sie lebt in den Wäldern zwischen den jesuitischen Ansiedlungen S. Xaver und S. Angel. Zwar ist mir unbekannt, wie weit sie sich östlich und nördlich ausbreitet, aber ich weiß, daß sie das östliche Ufer des Uruguay von S. Xaver bis zu 27° 23′ südlicher Breite bewohnt, und daß sie nicht westlich von diesem Flusse sich ausbreitet.

Oft haben sie sich, ein lautes Geschrei ausstoßend, von dem, S. Xaver gegenüber liegenden, Ufer gezeigt, bei andern Gelegenheiten die Wohnungen der Guaranys in jenen beiden Ansiedlungen und die Weiden derselben angegriffen, und die Gränzkommissarien überfallen, von welchen einige getödtet wurden. Diese Angriffe flößten den Guaranys panischen Schrecken ein, und die Nachrichten, welche sie, als ich in ihr Gebiet kam, mittheilten, waren von der Furcht eingegeben. Sie sagten, die Tupys führten ein herumschweifendes Leben und schliefen nie zwei Tage nach einander an demselbigen Orte; sie sprächen nicht sondern bellten bloß wie Hunde; ihre Unterlippe wäre von oben nach unten in zwei gleiche Hälften; sie wären Menschenfresser. Die Handschriften der Jesuiten, welche ich gelesen habe, nennen die Tupys Karaiben, und erzählen ähnliche Dinge von ihnen. Eine dieser Handschriften sagt, sie lebten auf den Wipfeln der Bäume in Nestern oder einer Art von Käfigen wie die Vögel. Ich glaube nichts von alle diesem, sondern traue mehr den Nachrichten, welche ich von Don Francisco Gonzalez, Administrator des kleinen Fleckens Conception erhalten habe.

Im Januar 1800 kam eine Abtheilung von ungefähr zwei hundert Tupys, von einer andern, mir nicht bekannten, Nation verfolgt, aus den Wäldern, welche sie bewohnen. Sie gingen über den Uruguay, der damahls sehr seicht war, indem sie ein Riff zwischen Conception und Santa Maria la Mayor, benutzten, wo sehr wenig Wasser war. Sie setzten ihren Weg weiter nordwärts nach den Anhöhen von Martires, bis zu der Guarany-Ansiedlung, welche zwölf Stunden oberhalb des Fleckens del Corpus unter dem Namen S. Francisco de Paula angelegt war. Sie zerstörten und verbrannten die neue Ansiedlung, tödteten viele Menschen, und rettete sich in die Wälder.

Die Guaranys in den benachbarten Flecken wurden unruhig, und verfolgten die Tupys unter Anführung der Spanier. Auf ihrem Marsche sahen sie einen erwachsenen Tupy, welcher kurz zuvor gestorben war. Man hatte ihm ein nicht sehr tiefes Grab gemacht, dessen Boden mit Palmblättern bedeckt war. Der Leichnam selbst war ebenfalls damit bestreut, und über ihn keine Erde geworfen. Außer dem Grabe sah man den Bogen, die Pfeile und die Keule des Verstorbenen, und an den vier Ecken des Grabes waren vier mit den Pfoten zusammen gebundene Hunde an große Pfähle befestigt. Die Hunde waren todt, als man das Grab entdeckte. Die Guaranys wagten es nie, die Tupys anzugreifen, aber da diese sich zerstreuten um ihre Nahrung zu suchen, so nahmen sie ihnen einige Knaben und Weiber. Man bewachte diese Gefangenen nicht sehr sorgfältig, und alle entflohen, bis auf zwei junge Mädchen, eine von zwölf, die andre von

etwa achtzehn Jahren, welche Francisco Gonzalez mit sich nahm, die aber gleichfalls entrannen, um in die Wälder zurück zu kehren.

Sie waren anfangs sehr liebkosend, und umarmten alle Weiber. Als sie ins Haus kamen, nahmen sie alle Kleidungsstücke, welche ihnen in die Hände fielen, und legten sie an, aber wußten oft nicht, wie sie sich dabei benehmen sollten. Sie badeten sich zweimahl, oft dreimahl des Tages und tanzten zuweilen ganz allein. Man konnte ihre Sprache ohne Schwierigkeit schreiben und reden, weil sie weder Nasentöne noch Kehllaute hatte. Aus ihren Reden ergab sich folgendes. Ihre Landsleute kennen den Ackerbau, sie säen Mais, Calebaßen, süße Bataten, Manioc, Bohnen u. s. w. Sie sind nicht unstät, ausgenommen, wenn sie vor der Ernte und der Saatzeit wilden Honig und Früchte einsammeln. Sie machen Brod von Mais und Manioc, das sie Eme nennen. Ihre Hütten sind mit Palmblättern bedeckt. Von der Caraguata, (einer Aloe-Art) machen sie Zeuge, womit die Weiber den Schooß bedecken. Die Männer gehen ganz nackt, einige aber tragen einen Tipoy, oder ein kurzes enges Hemdchen, ohne Kragen und Aermel, das von demselbigen Zeuge gemacht ist.

Sie bemahlen ihren Körper nicht. Die Männer haben eine Art von Mönchstonsur. Die Weiber schneiden ihre Haare hinten, der Schulter gleich, ab, vorn auf der Mitte der Stirne, an den Seiten aber stufenartig. Sie tragen mehre Halsbänder, die aus kleinen Stücken runder platten Muscheln bestehen, und einige derselben reichen bis auf den Busen herab. Sie reißen sich, wie die Män-

ner, die Haare aus den Augenbraunen, aus den Wimpern, und vom ganzen Leibe. Diese Völkerschaft lebt mit allen im Kriege, und schont weder Alter noch Geschlecht. Ihre Bogen sind sechs, ihre Pfeile fünfthalb Fuß lang, und diese mit einem Knochen oder einem Kieselsteine versehen. Außer diesen Waffen haben sie einen kurzen Stock, der an dem einen Ende dicker ist als an dem andern. Auch haben sie steinerne Aexte, wovon ich eine gesehen habe, aber es schien mir unmöglich etwas damit zu hauen. Auf der Schulter tragen sie einen gut geflochtenen Korb von Schilfrohr, den sie vermittelst eines um die Stirne gelegten Stricks befestigen. Sie thun Früchte, und was sie sonst finden, hinein. Sie haben eine etwas hellere Hautfarbe als die Guaranys, sie sind nicht viel größer als diese, aber ihre Züge sind weit schöner, ihre Physiognomie ist auffallend fröhlicher, offener und geistvoller. Die beiden gefangenen Mädchen, wovon ich vorhin sprach, wollten nie allein schlafen, sondern durchaus einen Guarany bei sich haben, sie suchten ihn begierig auf, und wurden wüthend gegen jeden, der sie daran hindern wollte.

9. Guayanas. Man darf diese Völkerschaft nicht verwechseln mit verschiedenen Horden wilder Guaranys, welchen die Bewohner von Paraguay denselben Namen geben. Sie wohnt mitten in den Wäldern, die östlich vom Uruguay liegen, vom Flusse Guairay an nach Norden hin. Auch bewohnt sie einen Theil der Wälder östlich von dem Parana, weit oberhalb des Fleckens del Corpus. Sie hat eine besondere, von allen übrigen abweichende, Sprache. Der Ton ihrer Stimme ist hell scharf und miß-

lautig. Sie sind nicht kleiner als die Spanier, aber sehr wohlgebaut, obgleich ein wenig zu mager. Diese Völkerschaft unterscheidet sich von allen, die ich kenne, durch ihre auffallend hellere Farbe. Einige dieser Wilden haben überdieß blaue Augen und eine fröhlichere stolzere Miene als andre. Sie behalten ihre Augenbraunen, ihre Wimpern und ihre Haare auf den Leibe, die sehr dünn stehen, und haben keinen Bart. Sie sind friedfertig und selbst liebkosend gegen Fremde. Die Männer umwinden die Stirne mit einem von Zwirn geflochtenen Bande, das reichlich mit Federn, besonders mit rothen, besetzt ist. Sie gehen ganz nackt, die Weiber aber bedecken den Schooß mit einem Stücke Zeug von der Art, wie es die Weiber der Tupys tragen. Sie haben, wie diese, keine Religion, und nähren sich von denselbigen Pflanzen, welche sie selber erbauen, und von Honig und wilden Früchten. Sie scheuen sich, wie es scheint, sehr vor dem Schwimmen, und vor dem Uebergange über große Flüsse. Sie haben keine Hausthiere. Wahrscheinlich sind sie in viele kleine unabhängige Horden eingetheilt. Ihre Bogen sind zuweilen achthalb, ihre Pfeile sechsthalb Fuß lang. Sie haben auf den Armen und Beinen viele Narben, wie man bei den Charruas, den Payaguas und andern Völkerschaften findet, welche ohne Zweifel Folgen der Wunden sind, die sie sich in der Trauerzeit oder bei den Festen machen, wovon ich künftig reden werde.

10. Nuara. Diese Völkerschaft wohnte, wie die beiden vorigen, mitten unter den Guaranys. Die Portugiesen aber haben alle Indianer dieses Stammes weggeführt und als Sklaven in Brasilien verkauft. Zur Zeit

der Eroberung wohnten sie in den Ebenen von Xerez, und waren ziemlich zahlreich. Sie waren größer als die Guaranys, und trieben Ackerbau. Ihre Sprache war abweichend von allen übrigen. Sie waren von stillem, friedfertigen, freundlichen Charakter. Das ist alles, was ich in alten Handschriften von ihnen finde, welche ich mehr Glauben beimesse, als dem Gedichte des Barco Centenero, der sie sehr unpassend Guaranys nennt, und ein kriegerisches Volk aus ihnen macht.

11. Nalicuegas. Alle Nachrichten, welche ich über diese Völkerschaft mittheilen kann, verdanke ich den Mbayas, welche die einzigen sind, die sie gesehen haben. Die Nalicuegas wohnen, nach diesen Berichten, ungefähr unter dem 21 Breitengrade, zwei Tagereisen westlich von den Xerez-Ebenen; sie haben eine besondere Sprache; sie sind nicht zahlreich und bestehen nur aus wenigen Familien; sie leben in unterirdischen Höhlen, Männer und Weiber gehen ganz nackt; sie beten keine Gottheit an; in Wuchs und Hautfarbe sind sie den Guaranys ähnlich, aber äußerst feige und muthlos; sie haben Bogen und Pfeile, deren sie sich bloß zu ihrer Vertheidigung bedienen, ohne aus ihren Höhlen zu gehen; sie bauen das Land und leben von Mais, Bohnen, süßen Bataten, Calebaßen und Manioc.

12. Guasarapo. Ich lasse dieser Völkerschaft den Namen, unter welchem sie den ersten Eroberern bekannt war. Die Bewohner von Paraguay nennen sie Guachie, nach dem Vorgange der Mbayas, welche ihnen diesen Namen geben. Nie hat diese Völkerschaft ihren Wohnplatz verändert. Man findet sie in den überschwemmten

Gegenden oder Lagunen im Innern des Landes, wo der Fluß Guasarapo oder Guachie entspringt, welcher sich unter 19° 46′ 30″ südliche Breite mit dem Paraguay vereinigt. Sie haben einige Kanots, den Fahrzeugen der Payaguas ähnlich, deren sie sich bedienen, um aus ihrem Flusse in den Paraguay zu schiffen, wenn sie mit den Mbayas, ihren trauten und alten Bundesgenossen, sich besprechen wollen. Auf dieser Fahrt tödteten sie ehedem einige Spanier, welche den Paraguay beschifften.

Da ihre Wohnsitze zu Lande unzugänglich sind, und zu Wasser nur mit vielen Kosten, mit Mühe und Gefahren erreicht werden können, so kennt man diese Völkerschaft nur aus den Berichten der Mbayas. Ihre Sprache ist abweichend von allen andern. Sie sind im Durchschnitte fünf Fuß sechs Zoll hoch, sehr wohl gebaut und gleichen in der Hautfarbe den Guaranys. Sie lassen den Kopf unbedeckt, und die Männer gehen ganz nackt, wenn sie nicht etwa ein Stück Zeug von den Mbayas kaufen oder im Kriege erbeuten. Bei den Weibern ist es eben so. Alle schneiden sich die Haare so kurz ab, als ob sie geschoren wären. Sie haben keinen Bart, reißen sich die Augenbraunen, die Wimpern, und die wenigen Haare auf ihrem Leibe aus, ohne sie je wieder wachsen zu lassen. Die Männer tragen den Mundpflock. Sie haben weder Religion, und Gesetze, noch Kaziken oder Häuptlinge.

Die ganze Nazion besteht kaum aus sechszig Kriegern. Sie kennt keine Hauthiere, keinen Ackerbau, keine Jagd. Ihre Nahrung besteht in wild am Reiß, der in ihren Lagunen wächst, und in Fischen, die mit Pfeilen getödtet oder mit hölzernen, auch mit eisernen Angeln gefangen werden,

wenn man sich solche von den Mbayas verschaffen kann, welche sie von den Spaniern und den Portugiesen erhalten. Die Guasarapos haben nie unmittelbaren Verkehr mit uns. Ihre Waffen sind Pfeile, Stöcke und eine Art von Keulen (Macanas). Nie fangen sie, wegen ihrer geringen Anzahl, allein Krieg an; aber da sie stark, stolz und muthig sind, so finden die Mbayas sie stets bereit, ihnen auf den ersten Wink zu folgen, um die Ninaquiguilas und die spanischen Ansiedlungen in der Provinz Chiquitos anzufallen.

13. Guatos. Diese Nazion lebte zur Zeit der Eroberung, wie noch jetzt, in einer Lagune, welche von den Jesuiten, wie ich glaube, den Namen Laguna de la cruz erhielt. Diese Lagune steht, westlich unter 19° 12′ südl. Br., mit dem Flusse Paraguay in Verbindung. Niemand hat je diese Indianer in der Nähe gesehen, und sie haben niemahls mit Fremden Verkehr gehabt. Man glaubt, daß die ganze Nazion zusammengenommen nicht aus dreißig, ja vielleicht nicht aus zwölf erwachsenen Männern besteht, daß sie eine besondre Sprache hat, und weder Gottheit, noch Gesetze, noch Häuptlinge kennt. Gewiß aber ist, daß diese Indianer nie aus ihren Lagunen kommen, daß sie zwei und zwei, wahrscheinlich Mann und Weib, in kleinen Kanotsschiffen, und so bald sie jemanden in der Ferne erblicken, die Flucht ergreifen und sich im Schilfe verbergen. Sie sind an ihre Lagune gebunden, wie die Auster an ihrer Schaale hängt. Wahrscheinlich sind ihre Weiber wenig fruchtbar, denn seit dreihundert Jahren ist ihre Anzahl weder vermehrt noch vermindert worden.

14. Aguitequedichagas. So nennen die Mbayas eine Völkerschaft, welche sie allein gesehen haben. Ich wünschte sehr, sie selber zu beobachten, da sie auf unserm Gebiete wohnt, aber die Portugiesen hinderten mich daran; denn sie haben sich, gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Traktaten, neuerlich auf der Westseite des Paraguay-Flusses niedergelassen, und hindern uns den obern Theil desselben zu beschiffen. Ich kann daher nichts von dieser Völkerschaft sagen, als was ich aus den Erzählungen der Mbayas weiß. Sie ist, glaube ich, der einzige Ueberrest der alten Cacocys, welche die ersten Eroberer auch Orejones nannten. Sie bewohnt den größten der beiden kleinen Berge des Landes, ehedem Santa Lucia, jetzt San Fernando genannt, welcher zwischen dem 18. und 19 Breitengrade westlich nicht weit vom Paraguay liegt. Diese Nazion ist so wenig zahlreich, daß die Zahl ihrer Krieger sich vielleicht nicht auf funfzig beläuft. Ihre Hütten sind den Wohnungen der Pampas gleich, ausgenommen daß sie dieselben nicht mit Häuten, sondern mit Strohmatten bedecken. Da sie feste Wohnsitze in einem Gebiete haben, wo es wenig Wildpret gibt, und von Flüssen entfernt sind, so bauen sie zu ihrem Unterhalte Mais, Manioc, süße Bataten, Kürbiße, und Mandubi. Sie haben, nach der Versicherung der Mbayas, eine besondre Sprache. In Ansehung der Hautfarbe sind sie den Guaranys ziemlich ähnlich, aber sie sind größer als diese. Nie fallen sie jemanden feindlich an. Zu ihrer Vertheidigung haben sie Bogen, Pfeile und Stöcke. Beide Geschlechter gehen ganz nackt. Die Männer legen neben die Ohren und an die Seiten der Nase kleine bunte Steinchen.

Die Weiber zeichnen sich durch die lang herabhangenden Ohren aus. Um diese Verlängerung zu bewirken, durchbohren sie die Ohrläppchen und erweitern das Loch immer mehr, indem sie runde Holzstücke hinein stecken, die sie allmählig immer größrer machen. Zuweilen gehen sie zu dem Paraguay-Flusse, um sich zu baden, vielleicht auch um zu fischen.

15. Ninaquiguilas. Die Portugiesen haben mich gehindert, diese Nazion zu besuchen, welche von den Mbayas jenen Namen erhielt. Unsre Indianer in der Provinz Chiquitos nennen sie, glaube ich, Rotoreras. Nach den Berichten der Mbayas wohnt sie im Innern eines großen Waldes, welcher ungefähr unter dem 19. Breitengrade anfängt, nicht weit vom Paraguay-Flusse, sich weit nach West-Süd-West in Chaco ausbreitet, und südlich die Provinz Chiquitos von dem Gebiete scheidet, welches die Guanas und die Mbayas einnehmen. Sie ist in mehre Horden getheilt, die nie aus dem Walde kommen. Die Mbayas stehen mit den südwärts wohnenden in Freundschaftsverbindung, mit den nördlichen aber leben sie im Kriege. Man versichert mich, daß diese Indianer allen übrigen gleichen, keine Religion, keine Gesetze, keine Häuptlinge haben, aber eine besondre Sprache reden. Sie sollen den Guaranys ähnlich und ziemlich zahlreich sein, jedoch nie kriegerische Angriffe wagen, und sich nur schwach vertheidigen. Sie haben Bogen, Pfeile und Stöcke. Sie reißen sich die Augenbraunen, die Wimpern und die Haare auf dem Leibe nicht aus und lassen ihre Haare unverschnitten.

16. Guanas. So nennen die Bewohner von Paraguay eine Völkerschaft, welche von den Lenguas, den Machicuys und den Enimagas Apiane, Sologua und Chane genannt wird. Sie theilen diese Völkerschaft in acht verschiedene Stämme, welche sie Layana, Ethelenoe (oder Quiniquinao) Chabarana (oder Choroana und Choaladi,) Caynaconoe, Nigotisibue, Yunaeno, Taiy und Yamoco nennen. Diese Namen geben die wilden Indianer den Guanas, und da sie nicht wissen, daß diese Horden zu einer Völkerschaft gehören, so halten sie dieselben für verschiedene Nazionen. Dieser Meinung gemäß geben sie dem Fragenden den Wohnsitz jeder Horde an, und daher kommts, daß man aus der einzigen Guana-Nazion eine Menge anderer gemacht hat, welche auf den Karten verzeichnet sind. Aehnliche Mißgriffe finden bei allen andern Völkerschaften statt, und sind schuld, daß man in den Reisebeschreibungen, in ~~Geschäfts~~büchern und auf Karten die Anzahl derselben so sehr vermehrt. Diese Nazionen und ihre einzelnen Zweige wechseln mit der Zeit ihre Namen; und wenn man Erkundigung über dieselben einzieht, findet man stets neue, ohne daß man von dem Verschwinden der alten hört. Auf den Karten von Chaco, welche die Jesuiten entworfen haben, ist kaum Platz genug für die große Menge von Völkernamen. Aber dieß sind lauter Irrthümer, denn es gibt, wie mir ganz unzweifelhaft ist, nördlich vom Platastrome keine andere Nazionen als diejenigen, welche ich beschreiben werde. Es bleibt also nur zu bestimmen übrig, welche südlich und westlich von den Pampas wohnen.

Guana bedeutet in der Sprache dieser Indianer Mann oder männlich. Zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier wohnte sie in Chaco zwischen dem 20. und 22. Breitengrade. Hier lebte sie bis 1673, wo ein großer Theil dieser Völkerschaft sich östlich von dem Paraguay-Flusse, nordwärts vom Wendekreise, in einem Gebiete, welches man damahls die Provinz Itati, nannte, niederließ. Nachher hat sie sich gegen Süden gezogen.

Nach einigen Angaben sind die Guanas gegen 20,000 stark, ich aber halte für genauer meine Berechnung, nach welcher ich nur 8300 fand. Sie ist, nach dieser Berechnung, die zahlreichste Völkerschaft, mit Ausnahme der Guaranys, und nicht so wild als die übrigen. Jede Horde bildet mit ihren Hütten einen viereckigen Platz, welcher nach der Anzahl der Individuen mehr oder weniger groß ist. Um diese Hütten zu errichten, werden zwei parallele Linien gezogen, von neuntehalb Toisen Länge, welche durch einen Raum von fünfthalb Toisen von einander getrennt sind, und an beiden Enden in Halbkreise auslaufen. In der Richtung jeder dieser Parallellinien werden gekrümmte Baumzweige in die Erde gesteckt, dann andre an den Enden festgebundene hinzugefügt, wodurch mehre Bogen enstehen, die einen Fuß weit von einander abstehen, und wieder andre Zweige, welche in gleichen Entfernungen horizontal durch jene Bogen gehen. Das Ganze wird mit langem Stroh, das man auf dem Felde sammelt, und fest an die Zweige bindet, bedeckt, und so entsteht ein zylindrisches Gewölbe, daß sich von der einen Parallellinie zu der andern erstreckt, die beiden äußersten Enden werden mit Zweigen verschlossen, so daß zwei kegelförmige Ge-

wölbe entstehen, welche mit dem andern verbunden werden.

Außer dieser Wölbung haben diese Wohnungen keine Wände und keine Oeffnungen als die Thüre. In jeder Zweighütte wohnen zwölf Familien, ohne sich im Innern durch Scheidewände von einander zu trennen. Sie kehren ihre Hütten täglich, wodurch sie sich von allen andern Indianern unterscheiden. Auch schlafen sie, gegen die gewöhnliche Sitte, auf Betten, und nicht auf ausgebreiteten Thierhäuten. Es werden in die Erde vier gabelförmige Pfähle geschlagen, auf welchen vier andre horizontal liegende befestigt werden, die statt der Bettstelle dienen. Darüber legt man kleine Zweige und alsdann Thierfelle, welche mit Stroh bedeckt werden.

Ihre Sprache ist abweichend von allen übrigen und sehr schwer wegen der vielen Nasentöne und Kehllaute, welche sie enthält. In Ansehung des Wuchses findet man bei diesen Indianern mehr Verschiedenheit, als bei den andern Völkerschaften; die Mittelgröße schien mir fünf Fuß vier Zoll zu sein. Sie sind schlank und wohlgebaut wie alle Indianer, unter welchen ich nie weder Krüppel, noch Buckelige gefunden habe.

Sie gleichen den übrigen Indianer, auch in Ansehung des ernsten Gesichts, in welchem sich nie ein Ausdruck leidenschaftlicher Bewegung zeigt, der phlegmatischen Handlungsweise, ihre Hautfarbe, der Schärfe ihres Gesichts und Gehörs, der Weiße und Dauerhaftigkeit ihrer Zähne, ihrer schwarzen, dicken, langen Haare, der sparsam zerstreuten Haare auf dem Leibe, der Bartlosigkeit, der

Kleinheit der Hände und Füße, der Stärke des Busens und der Lenden, der mittelmäßigen Größe der männlichen Geschlechtstheile, welche mit den größern weiblichen in keinem richtigen Verhältnisse stehen, der schwachen monatlichen Reinigung, und endlich des Tons der Stimme, die stets leise und nie laut und tönend ist. Sie kennen weder Spiele, noch Tänze, noch Gesänge und musikalische Instrumente. Eben so wenig wissen sie von Religion, von gesellschaftlichen Pflichten, von Gesetzen, Strafen und Belohnungen. Da sie aber häufigen Umgang mit den Spaniern haben, welche mit ihnen vom Christenthume, von künftigen Belohnungen und Strafen reden, so antworten sie gewöhnlich, wenn man sie über diese Gegenstände fragt, daß es ein materielles Wesen gebe, dessen Aufenthalt niemand kenne, welches die Guten belohne und die Bösen strafe, aber die Guanas immer nur belohne, weil sie unmöglich boshaft sein und böse handeln könnten. Die wenigen Wilden, welche sich also ausdrücken, haben diese Begriffe von den Spaniern erhalten, denn man findet keinen einzigen Guana, welcher die Gottheit anbetete und in seinem Inneren oder äußerlich anerkennete. Zwistigkeiten werden von den streitenden Parteien selber geschlichtet und in höchster Instanz durch Faustschläge entschieden. Sie scheinen mehr als die übrigen Indianer sich gesellschaftlich mit einander zu unterhalten, und, obgleich selten, sich zu versammeln um zu plaudern.

Jeder Reisende, wer er auch sei, erhält von ihnen sehr gastfreundliche Aufnahme, Obdach und Bewirthung, und sie begleiten ihn bis zu der Ansiedlung, wohin sein Weg geht. Sie haben einige Pferde, Kühe und Schaa-

se, und leben vom Ackerbau. Sie bauen dieselbigen Pflanzen, welche die Spanier in Paraguay haben. So lange sie leben, reißen sie sich die Augenbraunen, die Wimpern und die Haare auf dem Leibe aus, und tragen wie die Charruas einen Mundpflock. Sie schneiden das Haupthaar auf der Mitte der Stirne ab, und scheeren über beiden Ohren eine Art von halben Mond. Was von beiden übrig bleibt, fällt frei herab. Einige scheeren die vordere Hälfte des Kopfes ab, andere den ganzen Kopf, bis auf einen Büschel, welchen sie auf dem Scheitel, wie die Muhamedaner, stehen lassen. Sie bemahlen sich den Leib, schmücken und kleiden sich wie die Payaguas, von welchen nachher die Rede sein wird. Diejenigen Männer aber, welche lange Zeit mit den Spaniern umgehen, kleiden sich gewöhnlich wie diese, sie tragen nämlich einen Hut, einen Poncho und zuweilen weiße Unterhosen.

Die Heirathsgebräuche sind sehr einfach. Der Mann gibt seiner Braut ein kleines Geschenk, nachdem er vorher um sie bei ihrem Vater geworben hat, welcher die Hand der Tochter ohne Schwierigkeit bewilligt, weil man nichts von Ungleichheit der Stände weiß. Keine aber gibt eher ihr Wort, bis sie sehr umständliche Verabredungen mit dem Vater des Bräutigams und dessen Verwandten über die künftigen gegenseitigen Verhältnisse gemacht hat, die nicht in allen Haushaltungen gleich sind. Gewöhnlich ist die Frage, ob die Frau Decken für den Mann verfertigen, ob sie ihm helfen solle, und auf welche Weise, bei Erbauung der Zweighütten und bei den Feldarbeiten; ob sie Holz suchen, ob sie alle Speisen oder bloß Gemüse kochen solle; ob der Mann nur eine Frau, und

ob die Frau mehr als einen Mann, und wie viele, haben dürfe, und in dem letzten Falle wie viele Nächte sie zusammen zubringen wollen. So wird alles, bis auf die unbedeutensten Kleinigkeiten besprochen. Aber dessen ungeachtet ist Ehescheidung beiden Geschlechtern gestattet und die Weiber sind sehr geneigt dazu. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, daß der Weiber weit mehr als der Männer sind. Diese Ungleichheit ist nicht Werk der Natur, sondern der Weiber selber, unter welchen die grausame Gewohnheit herrscht, die meisten neugebornen Mädchen zu tödten. Wenn sie Geburtswehen fühlen, gehen sie allein aufs Feld, und so bald sie geboren haben, machen sie ein Loch, worein sie das Kind lebendig begraben. Dann gehn sie ruhig nach Hause. Es ist oft der Fall gewesen, daß die Spanier den schwangern Weibern Geld und Edelsteine angeboten haben, um sie zu bewegen, die Kinder ihnen zu überlassen oder wenigstens nicht zu tödten. Aber vergebens waren alle Anerbietungen, und die Weiber boten alles auf, ihre Absicht so heimlich als möglich und ungehindert auszuführen. Nicht alle Mütter machen sich dieser Grausamkeit schuldig, aber sie ist nur zu gewöhnlich. Diejenigen, welche diese Gewohnheit befolgen, tödten freilich nicht alle Töchter, und schonen wenigstens die Hälfte derselben, aber sie sehen immer darauf, weit mehr Knaben als Mädchen zu erhalten. Sie thun es, sagen sie, um die Mädchen mehr gesucht und dadurch glücklicher zu machen.

Diese Absicht wird auch erreicht. Das Mädchen, das am spätesten in die Ehe tritt, heirathet im neunten Jahre, während die Männer oft bis zum zwanzigsten und

länger ehelos bleiben, weil sie früher nicht gewandt genug sein würden, mit ihren Mitwerbern um den Sieg zu ringen. Die Weiber bemühen sich eifrig, den Wetteifer der Männer durch verdoppelte Reinlichkeit, Liebenswürdigkeit und Gefallkünste, welche bei andern indianischen Völkerschaften unbekannt sind, zu entzünden. Eine Folge davon ist, daß auch die Männer minder unreinlich, daß sie sorgfältiger auf ihren Putz bedacht sind, und sich zuweilen die Weiber einander entführen und mit ihnen davon gehen. Eben so natürlich folgt aus diesen Verhältnissen der Stolz, welchen die Weiber verrathen, ihre Neigung zu Ehescheidung und Ehebruch und der Hang der Männer zur Eifersucht. Zwar wird der ehebrecherischen Frau keine Strafe aufgelegt, aber nicht selten geschieht's, daß der betrogene Mann einige seiner Freunde und Verwandten versammelt, welche ihm helfen, den begünstigten Liebhaber tüchtig durchzuprügeln, was diesem oft das Leben kostet. Uebrigens ist Vielweiberei bei dieser Völkerschaft so selten, als bei den andern.

Jede Horde der Guanas hat mehre Kaziken oder erbliche Häuptlinge, und jeder derselben hat eine gewisse Anzahl von Indianern, die abhängig von ihm sind; denn es ist Sitte bei ihnen, diejenigen welche einige Monate vor oder nach dem Sohne des Kaziken geboren werden, als Unterthanen des Sohnes und nicht des Vaters zu betrachten. Einer dieser Kaziken gilt für den angesehensten, aber er so wenig, als die übrigen, unterscheiden sich von dem geringsten Indianer weder durch Putz, noch durch Kleidung und Wohnung, und er muß arbeiten um zu leben, weil niemand ihm Dienste leistet.

Er giebt keine Befehle; aber es scheint, er genießt einige Achtung, und hat in den nächtlichen Versammlungen, wo über gemeinsame Angelegenheiten verhandelt wird, mehr Einfluß als irgend ein anderer. Die Würde des Kaziken erbt auf den Erstgeborenen herab, und in Ermangelung männlicher Nachkommen folgen die Weiber. Zuweilen aber wird irgend ein anderer Indianer Kazike, wenn ihn sein Verdienst in den Augen seiner Landsleute eines solchen Vorzuges würdig macht; sie verlassen alsdann den ehemahligen Kaziken, und es ist allgemein Gewohnheit aller Völkerschaften, diese Freiheit geltend zu machen *).

Zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier vereinigten sich die Guanas, wie es noch jetzt geschieht, haufenweise mit den Mbayas, um ihnen zu gehorchen, ihnen zu dienen, und ihr Feld zu bauen, ohne Lohn zu fodern. Daher kommts, daß die Mbayas sie immer ihre Sklaven nennen. Freilich ist diese Sklaverei sehr gelinde, weil sich der Guana derselben freiwillig unterwirft, und dieß Dienstverhältniß aufhebt, sobald es ihm gut dünkt. Die Herrn geben überdieß wenig Befehle, reden nie in gebieterischem Tone, und theilen mit den Guanas selbst die fleischlichen Vergnügungen, denn der Mbaya weiß nichts von Eifersucht. Ich sah einst einen Mbaya, welcher, weil ihn fror, seine Decke suchte, um sich darein zu wikkeln, aber als er sah, daß ein Guana, sein Sklave, sie vorher zu demselbigen Gebrauche genommen hatte, nahm

*) Also — duces ex virtute sumunt. d. Uebers.

er ihm dieselbe nicht, und verrieth auch nicht einmahl den Wunsch sie zu besitzen.

Täglich kommen Haufen von funfzig bis hundert Guanas nach Paraguay, um sich den Spaniern als Feldarbeiter, und sogar, da sie bis nach Buenos Ayres gehen, als Matrosen zu verdingen. Sie arbeiten sehr phlegmatisch, und um nicht gequält zu werden, machen sie lieber verdungene Arbeit. Wenn sie das spanische Gebiet betreten, lassen sie ihre Waffen bei dem ersten Richter, den sie antreffen, um dieselben bei ihrer Rückkehr wieder zu nehmen. Einige von ihnen heirathen Indianerinnen oder Negerinnen aus den spanischen Ansiedlungen, wo sie, zum Christenthume übertretend, sich für immer niederlassen. Andre bauen sich Hütten auf dem spanischen Gebiete, und leben vom Ackerbau wie die andern, bis sie dieser Lebensweise müde werden, oder sich anderswo niederlassen, oder in ihre Heimath zurückkehren. Dieß thun sie gewöhnlich nach etwa zwei Jahren, und nehmen mit was sie erworben haben, das heißt, Kleidungsstücke und Eisengeräth. Zuweilen kommt ein Kazike, um sie zur Rückkehr zu bewegen, oder läßt sie durch einen Abgeordneten dazu einladen. Selten werden sie auf diesen Reisen von ihren Weibern begleitet, weil es deren wenige unter ihnen gibt, die überdieß nicht gern anders als zu Pferde und mit vielen Gemächlichkeiten reisen, welche wenige Indianer ihnen verschaffen können. Sie nehmen auch keine Kinder mit, weil deren wenige die Beschwerden einer langen Reise aushalten könnten, welche fast alle zu Fuße machen, ohne andre Vorräthe zu haben, als das Wildpret, das ihnen die Jagd liefert.

Zwar üben sie gar keine Gewalt über ihre Kinder aus, welche bis zu ihrer Verheirathung keine Arbeit verrichten, aber man bemerkt doch zuweilen, daß sie ihnen Verweise geben, die sie mit Maulschellen begleiten, um der Frechheit und der Ungezogenheit derselben zu steuern. Wenn die Kinder acht Jahre alt sind, feiern sie ein seltsames Fest. Sie gehen bei Tagesanbruch auf's Feld und kommen erst Abends, noch immer nüchtern, in ihre Wohnung zurück, schweigend in feierlichem Aufzuge. Hier werden ihnen Schultern und Rücken tüchtig durchgeprügelt und dann stehen ein paar alte Weiber bereit, ihnen das Fleisch der Arme zusammen zu kneipen und es mit einem spitzigen Knochen zu durchbohren. Die Kinder leiden diese Grausamkeit ohne zu weinen, ohne das mindeste Zeichen von Schmerz. Darauf geben ihnen die Mütter, zum Schlusse der Feierlichkeit, Mais und Bohnen in Wasser gekocht.

Die Erwachsenen haben auch ihre Feste, bei der Geburt eines Sohnes, bei dem ersten Eintritte der monatlichen Reinigung einer Tochter, und bei jeder andern Gelegenheit, oder auch aus bloßer Laune. Feste kann man's eigentlich nicht nennen, denn das ganze besteht darin, sich zu berauschen; ein Vorrecht, das nur Erwachsenen zusteht, nie aber weder den unverheiratheten Männern noch den Weibern. Jedes Indianerdorf aber feiert jährlich einmahl ein allgemeines Fest, wovon ich nachher ausführlicher sprechen werde.

Die Guanas haben auch ihre Aerzte, die ihre Kunst gerade so, wie es bei den Charruas geschieht, ausüben;

aber nicht Männer sind es, sondern alte Weiber, welche an der Magengegend der Kranken saugen. Diese Indianer haben, wie es scheint, nicht so heftigen Abscheu gegen die Todten, als die andern Völkerschaften; denn sie begraben dieselben vor dem Eingange ihrer Wohnungen, um sich, wie sie sagen, ihrer zu erinnern. Jede Familie betrauert ihre Todten, besonders wenn es ein Kazike oder sonst ein angesehener Mann ist.

Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Stöcken. Wer ein Pferd hat, braucht auch eine lange Lanze. Sie leben friedlich und beginnen nie einen Angriffskrieg; aber heraus gefodert durch Beleidigung, vertheidigen sie sich in muthvollem Kampfe. Sie tödten alle männliche Feinde, die über zwölf Jahre alt sind; Kinder aber und Weiber schonen und erhalten sie, wie es bei den Charruas üblich ist.

17. Mbayas. Die Machicuys und die Enimagas nennen diese Völkerschaft Tajuanich und Guaiquilet. Bei der Ankunft der Spanier wohnten die Mbayas in Chaco zwischen 20° und 22° südl. Breite, und waren in mehrere Horden vertheilt. Im Jahre 1661 zogen sie auf das östliche Ufer des Paraguay, und griffen die Guarany-Ansiedlung Santa Maria de Fé an, die unter 20° 5′ südl. Breite, nicht weit von jenem Flusse lag, und unter der Aufsicht der Jesuiten stand. Sie tödteten viele Indianer, und zwangen die Uebrigen zur Auswanderung. Späterhin setzten sie ihre Unternehmungen gegen Osten hin fort, und zerstörten von Grund aus die spanische Stadt Xerez. Mehrere von ihnen kehrten nicht wieder

nach Chaco zurück, und ließen sich östlich vom Paraguay-Flusse nieder. Im Jahre 1672 entdeckten sie den Flecken Pitun oder Ypane. Sie näherten sich unter dem Schutze der Nacht, und einigen gelang es, über den schmalen Graben zu setzen, welcher den Ort umgab, indem sie von ihren Lanzen eine Brücke machten. Als sie aber sahen, daß die Bewohner sie entdeckt hatten, zogen sie sich zurück und nahmen einige Pferde mit, welche in der Ebene weideten. Diese Thiere, die sie zum ersten Mahle sahen, gefielen ihnen so sehr, daß sie einige Monate nachher wieder kamen, wo es ihnen gelang, andre Pferde mit einigen Stuten zu rauben. Diese ersten Versuche erweckten den Entschluß, den Flecken Ypane und das benachbarte Guaranbare gänzlich zu zerstören. Sie rückten im Dezember 1673 heran, aber da die Einwohner vorher Kunde von dem Angriffe, der ihnen drohte, erhalten hatten, so entflohen sie mit den Bewohnern von Atira nach der Hauptstadt von Paraguay.

Die Mbayas blieben nun unbeschränkte Gebieter in der Provinz Itati, welche von 24° 7′ südl. Breite am Flusse Jesuy anfing, und sich nordwärts bis zu dem See Xarayes erstreckte, ohne auf das westliche Ufer des Paraguay überzugehn. Sie gaben den Gegenden, welche sie besetzten, andre Namen, und nennen z. B. jetzt Appa und Aquidaban die Flüsse, welche vordem Corrientes und Piray hießen; Agaguigo, den ehemals Pitun, Piray und Itati genannten Bezirk, Ytapucu-Guazu, was sonst Monte de San Fernando hieß, und Guachie den Fluß Guasarapo. Durch diese fast allgemeine Um-

wandlung der Namen ist eine große Verwirrung in die Geographie und die Gränzbestimmung gekommen.

Die Mbayas begnügten sich nicht mit diesen Eroberungen. Sie drangen weit nach Süden vor, und richteten große Verwüstungen in den unter 25° 1′ 35″ südl. Breite gelegenen Flecken Tobaty an, dessen Bewohner sie zur Auswanderung zwangen. Sie griffen alsdann die Spanier an, tödteten ihnen viele hunderte, und zerstörten selbst die Landgüter in der Gegend der Hauptstadt Assumcion. Sie griffen auch die Stadt Curuguaty an, und fast wäre es ihnen gelungen, die Spanier in Paraguay gänzlich auszurotten. Der Krieg ward 1746 durch einen Frieden geendigt, welcher nicht unterbrochen ward bis zum 15. Mai 1796, wo ein spanischer Hauptmann einige Mbayas tödtete. Nach dem Frieden ließen sich die Mbayas in der Gegend des Wendekreises, nicht weit vom Paraguay Flusse nieder, und wendeten ihre Waffen gegen die Caayguas, die Aguitequedichagas und Ninaquiguilas, wovon oben die Rede war, und verbreiteten überall ihre Verheerungen. Unsre Ansiedlungen in der Provinz Chiquitos erlitten ihre verwüstenden Angriffe, und die Bewohner von San Corazon wurden zur Auswanderung gezwungen. Auch griffen sie die Portugiesen in Cuyaba an. Jetzt leben sie friedlich.

Man theilt diese Völkerschaft gewöhnlich in eine Menge von Horden ab, welche sich aber auf vier zurück führen lassen. Von der Catiguebo Horde wohnt ein Theil, ungefähr 1000 Seelen, unter 21° 5′ südl. Breite auf dem westlichen Ufer des Paraguay, in einer Lagune,

welche ehedem Ayolas hieß. Ihr Kazike Nabidrigui oder Camba war sechs Fuß zwei Zoll hoch. Im Jahre 1794 antwortete er, als man ihn nach seinem Alter fragte: „Ich weiß es nicht, aber als man anfing die Hauptkirche in Assumcion zu bauen, war ich schon verheirathet und Vater eines Kindes.“ Jene Kirche ward 1689 erbaut, und wenn damahls der Kazike 15 Jahre alt war, so hatte er zu der angegebenen Zeit das 120. Lebensjahr erreicht. Als ich ihn sah, ging er ein wenig gebückt, sein Haar war halb grau und sein Gesicht ein wenig schwächer als bei andern Indianern, aber es fehlte ihm weder ein Zahn noch ein Haar. Er ritt, führte seine Lanze und ging in den Krieg, wie die andern. Der andre Theil der Catiguebos theilt sich wieder in zwei Horden, welche östlich vom Flusse Paraguay wohnen. Die eine, von etwa 500 Seelen, wohnt zwischen den Flüssen Ypane und Corrientes oder Appa, nicht weit vom Ufer des Paraguay, und die andere von etwa 300 Individuen, auf den Hügeln Nogona und Nebatena unter 21° der Breite. Die drei andern Haupthorden der Mbayas, Tchiguebo, Guteadebo und Beutuebo genannt, die zusammen ungefähr 2000 Seelen ausmachen, wohnen auf den Hügeln Noatequidi und Noateliya, zwischen 21° und 20° 40′ südl. Breite, östlich vom Paraguay-Flusse.

Ihre Mittelgröße beträgt 5 Fuß und 8 Zoll. Sie sind von der schönsten Wohlgestalt, ausgezeichnet vor den Europäern. Sie gleichen den Guanas und andern Indianern in allen Stücken, deren ich oben erwähnt habe. Keine Unterwürfigkeit, keine Belohnungen, keine Züchtigungen, keine verbindlichen Gesetze. Alle Streitigkei-

ten entscheidet die stärkere Faust. Sie reden mehr unter einander, als andre Indianer, und ihr Blick ist offener. Die Männer haben den Mundpflock. Alle reißen sich stets die Haare aus den Augenbraunen, den Augenliedern und vom Leibe. Nur Pferde, sagen sie, müßten Haare auf dem Leibe haben. Bekleidung, Feste, Trunkliebe, Putz, Kaziken, Heilkunde, ganz wie bei den Guanas und Payaguas, mit dem Unterschiede, daß hier nur Männer Krankheiten heilen. Sie scheeren sich den ganzen Kopf, die Weiber aber behalten von der Stirne bis zum Scheitel einen Haarbüschel, der einen Zoll breit und nicht ganz so hoch ist. Sie wohnen wie die Pampas. Ihre Hütten sind nur höher und größer, und mit Matten bedeckt.

Die Sprache der Mbayas ist sehr verschieden von allen andern, und leicht auszusprechen. Keine Nasentöne, keine Kehllaute. Der Buchstabe F fehlt darin. Sie scheint Majestät zu haben, und die Eigennamen sind bedeutsam wie im biscayischen. Sonderbar ist's, daß die Mädchen und Knaben vor ihrer Verheirathung den Wörtern eine andre Endung geben, als Erwachsene, und oft sogar ganz andre Ausdrücke brauchen. Man glaubt zweierlei Sprachen zu hören. Etwas Aehnliches findet man in der Stadt Curuguaty in Paraguay, wo die Weiber immer nur die Guaranysprache reden, und die Männer gegen sie dieselbige Sprache brauchen, während sie unter sich nur spanisch reden. Dieß scheint noch sonderbarer, wenn man weiß, daß alle übrigen Spanier in Paraguay immer die Guaranysprache brauchen, und nur die Gebildetsten spanisch verstehen.

Die spanischen Erbauer jener Stadt nahmen Indianerinnen zu Weibern. Die Kinder aus diesen Ehen lernten natürlicher Weise die Sprache ihrer Mutter und behielten die spanische Sprache vielleicht nur aus Ehreifer bei, und um den Adel ihres Stammes zu beweisen. Die in den übrigen Gegenden des Landes wohnenden Spanier aber dachten nicht so, sie vergaßen ihre Sprache und nahmen die Guaranysprache an. Daſſelbige geschah in der großen Provinz San Pablo, wo die Portugiesen, indem sie die Sprache der Guaranys annahmen, die ihrige völlig vergaßen.

Die Mbayas halten sich für das edelste, redlichste, tapferste Volk in der Welt. Da sie sich in Ansehung ihres Wuchses, ihrer schönen edlen Gestalt, und ihrer Körperstärke sehr vor den Spaniern auszeichnen, so halten sie den europäischen Menschenstamm für schlechter als den ihrigen. Zwar wissen sie nichts von Verehrung eines höheren Wesens, und man bemerkt bei ihnen nichts, was darauf oder auf ein künftiges Leben Beziehung hätte, aber es giebt Einige unter ihnen, welche den Ursprung ihres Stammes also erklären. „Gott schuf im Anbeginn alle Völkerschaften so zahlreich als sie jetzt sind, und nicht bloß ein einziges Menschenpaar. Er vertheilte sie auf der Erde. Zuletzt aber fiel's ihm ein, zwei Mbayas, ein Männlein und ein Fräulein, zu schaffen, aber weil er schon die ganze Erde den übrigen Völkern gegeben hatte, und nichts mehr zu vertheilen war, so befahl er dem Vogel Caracara, den Mbayas zu sagen, es thäte ihm sehr leid, daß er ihnen nichts mehr schenken könnte, und darum hätte er nur ein Paar von ihnen ge-

schaffen, aber da dem Dinge nicht mehr abzuhelfen wäre, so sollten sie immer auf das Gebiet der Andern schweifen, und nicht ablassen, andre Völkerschaften zu bekriegen, alle Erwachsenen zu tödten, und Weiber und Kinder mit sich wegzuführen, um ihre Zahl zu mehren."

Nie ward ein höherer Befehl punktlicher erfüllt. Es ist die einzige Beschäftigung der Mbayas, hin und her zu wandern, von Jagd und Fischfang sich nährend, gegen jedermann Krieg zu führen und ihre Feinde zu tödten oder zu schonen, wie der Vogel Caracara vorgeschrieben hatte. Nur mit den Guanas machen sie eine Ausnahme, da zwischen ihnen und dieser Völkerschaft stets ein enges Freundschaftsbündniß besteht. Die Mbayas haben, wie oben erzählt ward, immer eine Menge von Guanas bei sich, welche ihnen freiwillig und unbelohnt als Sklaven und Knechte dienen. Die Weiber und Kinder, welche sie im Kriege wegführen, sowohl Indianer als Spanier, vermehren die Anzahl ihrer Sklaven, so daß selbst der ärmste Mbaya deren drei bis vier hat. Diese Sklaven tragen Holz herbei, bereiten das Essen, errichten Zelte und Hütten, besorgen die Pferde, und bauen das Feld, dessen Ertrag aber unbedeutend ist. Die Mbayas haben nur Jagd, Fischfang und Krieg sich vorbehalten. Sie sind so eitel und träge, daß einst ein Mbaya, dem ich Geschenke anbot, sie nicht nehmen wollte, sondern seinen Sklaven befahl, dieselben in Empfang zu nehmen.

Sie lieben ihre Sklaven ungemein; nie geben sie ihnen mit gebieterischem Tone Befehle, nie Verweise und Züchtigungen, nie verkaufen sie dieselben, selbst nicht

Kriegsgefangene. Sie verlassen sich auf die Treue des Sklaven, begnügen sich mit dem, was er gutwillig thut, und theilen mit ihm alles was sie haben, so daß ihre Kriegsgefangenen sie nicht verlassen wollen, selbst nicht die spanischen Weiber, welche sie bei sich haben, obgleich manche derselben schon erwachsen waren und Kinder hatten, als sie gefangen wurden. Wie kontrastirt dieß mit der Behandlung, welche die Afrikaner von den Europäern erdulden!

Die Mbayas leben von dem Ackerbau, den sie durch ihre Sklaven treiben lassen, von Fischfang und von Jagd. Seit einiger Zeit haben einige unter ihnen angefangen, mit Angeln oder Pfeilen Fische zu fangen, und sich einige Kanots angeschafft, welche den Fahrzeugen der Payaguas gleichen. Andre halten jetzt auch kleine Heerden von Kühen und Schaafen, aber sie brauchen die Milch dieser Thiere nicht, wogegen sie, wie alle wilde Indianer, einen Abscheu haben. Sie haben ziemlich viele Pferde, und halten dieselben so werth, daß sie selten eins verkaufen. Besonders sorgen sie für die Pferde, welche sie zum Kampfe brauchen, und würden sie um keinen Preis abgeben oder verborgen. Sie reiten ohne Sattel und Decke fast hinten auf dem Kreuze des Pferdes sitzend. Einige bedienen sich eines eisernen Gebisses; andre statt desselben zweier Stöckchen, oder sie binden nur einen Riemen um die untre Kinnlade, an welchen sie zwei andre befestigen, welche statt der Zügel dienen. Aber sie wissen die Kugeln, deren ich erwähnt habe, so wenig als die Schlingen zu gebrauchen, welche bei den Spaniern so gewöhnlich sind.

Ihre Kriegswaffen bestehen bloß in einer sehr langen Lanze und der Macana, einem drei Fuß langen Stocke, der mehr als einen Zoll im Durchmesser hat, und aus einem sehr harten und schweren Holze gemacht ist. Des Bogens und der Pfeile bedienen sie sich bloß zum Fischfange und zur Jagd. Wenn sie den Feind angreifen wollen, setzen sie sich auf ihr schlechtes Pferd und führen dasjenige, das sie als Streitroß brauchen wollen, als Handpferd nach. Sobald sie nahe genug zum Angriffe sind, wechseln sie mit den Pferden, und legen dem schlechten Fußschleifen an. Sie bieten alles auf, um den Feind zu überraschen, aber wenn ihnen dieß nicht gelingen will, so greifen sie ihn von vorne an, und breiten sich in Gestalt eines halben Mondes aus, um ihn zu umzingeln. Wenn sie sehen, daß der Feind in wohlgeschlossenen Reihen bleibt, ohne Furcht zu zeigen, so halten sie still, weit außer dem Bereich des Gewehres; drei oder vier steigen vom Pferde, rücken dem Feinde einzeln zu Fuße sehr nahe, indem sie allerlei Possen treiben und Yaguarte-Häute auf der Erde schleppen und schütteln, um die Pferde der Feinde zu erschrecken und ihre Reihen zu stören, oder sie zu verleiten, eine allgemeine Salve zu geben. Wenn ihnen dieß gelingt, fallen sie mit Blitzesschnelle über sie her, und niemand entgeht ihnen.

Die kriegsgewöhnten Spanier bleiben in fest geschlossenen Reihen, und wenn sie die Indianer Thierhäute schleppen sehen, lassen sie die besten Schützen im Mittel treffen und auf den Flügeln absteigen, welche dann, einer nach dem andern, so nahe als möglich auf die Anrückenden feuern müssen. Gelingt es ihnen, einen zu

tödten, so kommen die andern, um den Leichnam wegzunehmen, und wenn man sie ungestört läßt, eilen alle davon. Aber man muß sehr auf seiner Hut sein, denn verfolgt man sie, ohne in geschlossenen Gliedern zu bleiben, läuft man Einzelnen nach, oder will man die schlechten Pferde einfangen, welche sie Preis geben, so kommen sie mit der größten Schnelligkeit zurück. Sie verstehen es, einen gefährlichen Hinterhalt zu legen, und falsche Angriffe zu machen, kurz bei gleicher Anzahl kann man, ungeachtet des Feuergewehrs, nichts gegen sie ausrichten. Sie haben, wie man leicht denken kann, keinen Anführer, weder im Kriege noch im Frieden; denn ihre ganze Regierung beschränkt sich auf die Versammlungen, wo die Kaziken, die Aeltesten, und die angesehenen Indianer die Meinung der Uebrigen leiten. Bei jeder Kriegsunternehmung begnügen sie sich mit einem einzigen Vortheile; sonst würde jetzt kein Spanier mehr in Paraguay, kein Portugiese mehr in Cuyaba sein.

Bei den Mbayas essen die Männer von allen; die verheiratheten Weiber aber nie das Fleisch von Kühen, von Capibaras und von Affen, und wenn sie ihre monatliche Reinigung haben, genießen sie nur Gemüse und Früchte, unter keinem Vorwande aber etwas Fettes. Eine Frau bekäme Hörner, sagen sie, wenn sie zu jener Zeit fette Fische äße. Eine Frau mit Hörnern würde freilich ein seltsamer Anblick sein; aber nicht weniger sonderbar ist es, gehörnte Pferde und ungehörnte Stiere zu finden, wie es in jenen Gegenden der Fall ist. Eine andre Sonderbarkeit ist es, daß die Mädchen nie Fleisch von irgend einer Art essen, selbst nicht große Fische, das

heißt solche, die einen Fuß lang und länger sind. Sie leben von Gemüsen und kleinen Fischen, ohne daß sie eine Ursache von dieser Eigenheit angeben können. Die Weiber der Mbayas sind im allgemeinen unter allen Indianerinnen am meisten einschmeichelnd und gefällig, und ihre Männer nicht sehr eifersüchtig. Ehescheidung und Vielweiberei sind, wie bei allen Indianern, erlaubt, aber beide selten.

Die Mbaya-Weiber feiern zuweilen ein Fest, welches in einer Prozession um ihre Hütten besteht. Sie tragen auf den Spitzen der Lanzen ihrer Männer die Haare, die Knochen und die Waffen der Feinde, welche im Kriege getödtet wurden, und feiern die tapfern Thaten der Männer. Um den Muth derselben anzufeuern, und ihnen zu verstehen zu geben, daß es ihnen nicht minder daran fehlt, und daß sie ihres Vertrauens und ihrer Zärtlichkeit würdig sind, schlagen sie sich am Ende des Festes wüthend mit Fäusten, bis Nase und Mund bluten, und zuweilen kostet es auch wohl ein paar Zähne. Ihre Männer wünschen ihnen Glück, und um das Fest würdig zu schließen, berauschen sich alle, mit Ausnahme der Weiber, welche kein geistiges Getränke zu sich nehmen.

Ich habe schon gesagt, daß sich die Weiber ohne Schwierigkeit Preis geben, aber sonderbar ist es, sie haben die grausame, fast unglaubliche Sitte angenommen, daß jede nur einen Sohn und eine Tochter aufzieht, und alle andere tödtet. Gewöhnlich behalten sie das letzte Kind, womit sie schwanger werden, wenn sie wegen ihres Alters und ihres geschwächten Körpers keine mehr erwarten.

Empfangen sie, in ihrer Rechnung betrogen, von neuen, so tödten sie das letzte Kind. Manche sind kinderlos, weil sie sich in der Erwartung täuschten, andre Kinder zu erhalten. Ich war unter mehren dieser Weiber, während ihre Männer zugegen waren, und machte ihnen strenge Vorwürfe, daß sie sich erlaubten, ihre eigenen Kinder zu tödten, und ihre Völkerschaft auszurotten, weil sie wissen müßten, daß Mann und Frau auf diese Weise nicht mehr als ein einziges Kind erzeugen könnten. Sie antworteten mir lächelnd, die Männer hätten sich um die Angelegenheiten der Weiber nicht zu bekümmern.

Ich sprach zu den Weibern so nachdrücklich als möglich, und als sie meine Rede ziemlich zerstreut angehört hatten, antwortete eine von ihnen: „Wenn wir unsre Frucht austragen wollen, werden wir krüppelig, ungestaltet und altern früh, und wenn wir in solchem Zustande sind, mögt ihr Männer nichts mehr von uns wissen. Nichts ist auch lästiger für uns, als Kinder zu erziehen, und sie auf unsern verschiedenen Zügen zu tragen, wo es uns oft an Lebensmitteln fehlt. Das hat uns dahin gebracht, die Frucht abzutreiben, sobald wir uns schwanger fühlen, weil's alsdann leichter geht. Ich fragte, wie sie es machten. Du sollst es gleich sehen, gab mir die Indianerinn zur Antwort. Sie legte sich nun rücklings, ganz nackt, auf die Erde, und zwei alte Weiber fingen an, ihr den Bauch auf das heftigste zu schlagen, bis Blut herauskam. Dieß war das Vorspiel der Frühgeburt, welche noch am selbigen Tage erfolgte. Einige fühlten lebenslänglich die nachtheiligen Folgen davon, andre sterben darüber. Da diese Wilden über nichts Nach-

richten aufbewahren, so wissen sie nicht, seit welcher Zeit diese schreckliche Gewohnheit eingeführt ist. Sie sagen, daß man ehedem nichts davon gewußt habe, und ich glaube es, da alte Handschriften der Sache nicht erwähnen. Jetzt ist sie bei allen Weibern dieser Völkerschaft und einiger andern allgemein herrschend.

Sie heilen die Krankheiten durch Saugen an der Magengegend. Wenn sie aber genöthigt sind, sich anderswo niederzulassen, und einen Kranken haben, der nicht im Stande ist ihnen zu folgen, so verlassen sie ihn. Die Familie und die Verwandten betrauern die Verstorbenen, besonders wenn es ein Kazike oder ein angesehener Mann ist. Man begräbt sie an einen bestimmten Orte mit ihren Kostbarkeiten oder Geräthschaften und ihren Waffen. Auch tödtet man auf dem Grabe vier oder sechs ihrer besten Pferde. Ich glaube, dieß geschieht aus demselbigen Grundsatze, nach welchem man die Kostbarkeiten mit dem Todten begräbt, und der Ursprung dieser Gewohnheit kann nicht über den Zeitpunkt hinaus gehen, wo die Pferdezucht bei ihnen anfing. Sie begraben die Kostbarkeiten und die Pferde mit dem Verstorbenen, weil alle wilde Indianer einen großen Abscheu gegen die Todten haben, und nichts aufbewahren wollen, was deren Andenken ihnen zurück ruft. *) Ist der Kranke so weit

*) Der Gebrauch herrscht bei allen barbarischen Völkern, und beruhet überall auf demselbigen Grundsatze, auf der Idee nämlich von einem künftigen Leben und dem Wunsche, den Todten in einer andern Welt die Waffen, die Hausthiere und oft die Diener wieder zu geben, welche sie in diesem

entfernt von dem Begräbnißplatze gestorben, daß Fäulniß zu fürchten ist, so lassen sie ihn, in eine Matte gewickelt, drei Monate an einem Baume hängen, bis die Eingeweide sich auflösen und der Körper wie Pappe austrocknet; alsdann bringen sie ihn zu Grabe. Die Trauerzeit währt drei bis vier Monate, aber nur bei den Verwandten. Die ganze Trauer besteht darin, daß Weiber und Sklaven nur Pflanzenkost, aber kein Fleisch genießen, und ein so tiefes Schweigen beobachten, daß sie keinem, der mit ihnen redet, eine Sylbe antworten.

18. Payaguas. Diese zahlreiche und mächtige Völkerschaft gab ihren Namen dem Flusse Paraguay, welcher ehedem Payaguay oder der Fluß der Payaguas hieß, ein Name, den wir ein wenig verwandelt haben, indem wir denselben dem ganzen Lande beilegten. Bei der ersten Ankunft der Spanier war diese Völkerschaft in zwei Horden abgetheilt, welche die Herrschaft über den Fluß gemeinschaftlich ausübten, und nicht duldeten, daß jemand denselben beschiffte. Die eine Horde wohnte unter 21° 5′ der Breite in einem Gebiete, das jetzt ein Theil der Mbayas besetzt hat, die andre ungefähr unter 25° 17′ südl. Breite. Die ganze Völkerschaft hieß Payagua, und um sich zu unterscheiden, nannten sich die Horden

---

Welt hatten. Daher tödtet man bei vielen wilden Völkern auf den Gräbern der Todten ihre Weiber und Sklaven. Diese barbarische Sitte dauert selbst bis in die Zeiten der fortgeschrittenen Civilisation fort; wie es die Aufopferung der Braminen-Weiber beweiset. Der Herausg.

Cadigue und Magach. Die Spanier aber legten den allgemeinen Namen Payagua der nördlichen Abtheilung des Volks ausschließend bei, und verstümmelten den Namen der andern, welche sie Agace nannten. Als nach dem Tode des Kaziken Magach, von welchem die Horde den Namen hatte, die Spanier fanden, daß diese Indianer wirkliche Payaguas waren, unterdrückten und vergaßen sie den Namen Agaces und nannten alle: die Payaguas. Die Geschichtsschreiber, nicht unterrichtet von diesen Umständen, haben geglaubt, daß die Nazion der Agaces gänzlich ausgerottet wäre, und zwar aus dem Grunde, weil sie jenen Namen nicht mehr in dem Verzeichnisse der indianischen Völkerschaften fanden, und überdieß nicht wußten, daß von keiner Völkerschaft, sondern nur von einer Horde die Rede war. Jetzt gibt man in Paraguay der ganzen Völkerschaft den Namen Payagua, die nördlichste Abtheilung aber nennt man Sarigue, und die andre Tacunbu, obgleich sie sich selber als Cadigues und Siacuas unterscheiden.

Diese Indianer sind seit der Eroberung die beharrlichsten, schlauesten und grausamsten Feinde der Spanier, der Portugiesen in Cuyaba und aller übrigen Indianer ohne Ausnahme gewesen. Wenn sie zuweilen mit den einen Friede machten, so geschah es, um sich gegen andre zu verbünden, oder um eine Verrätherei auszuüben; denn nie herrschte bei ihnen Treu und Glauben.

Als diese schlaue Völkerschaft bemerkte, daß die Volksmenge der Spanier in Paraguay zunahm, und durch die Ansiedler in Buenos Ayres verstärkt werden konnte,

als sie sah, daß auch die Portugiesen in Cuyaba sich mehrten, und ihr kein Mittel blieb zu entrinnen, noch hinreichende Stärke, alle ihre Feinde auszurotten, entschloß sie sich, mit den Spaniern aufrichtigen Frieden zu schließen, und sich selbst auf das Engste mit ihnen zu verbinden. Die Indianer boten ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß an gegen jedermann ohne Ausnahme. Ein anderer Artikel ihrer Anerbietungen war, daß die Horde Tacunbu sich in Assumcion, der Hauptstadt von Paraguay, niederlassen wollte, wo man sie ungestört bei ihren Sitten und ihrer Lebensweise lassen und ihr zuweilen gestatten sollte, die indianischen Völkerschaften, welche mit den Spaniern keinen Verkehr und keine Verträge halten, zu bekriegen.

Im Jahre 1740 ließen sich die Tacunbus wirklich in Assumcion nieder; und sie sind nicht nur treue Bundesgenossen im Kriege, sondern überhaupt sehr nützliche Einwohner, weil sie den Spaniern, Fische, Weiden, Schilfrohr, Pferdefutter, Kanots, Ruder, einige Decken und andre Kleinigkeiten liefern, und ihnen andre nützliche Dienste leisten. Den ganzen Ertrag dieses Handels brauchen sie zu Branntwein, Fleisch, Zuckerwerk, Bohnen, ohne irgend etwas zu ersparen. Sie bleiben bei ihren Gewohnheiten, ohne im geringsten davon abzuweichen und auf die Sitten der Spanier zu achten. Im Jahre 1790 verband sich die Sarigue-Horde mit den Tacunbus, und jetzt sind beide in der Hauptstadt von Paraguay vereinigt, wo sie ungefähr 1000 Seelen ausmachen. Ein Gouverneur, welcher sich bei dem Hofe ein Verdienst erwerben wollte, ließ am 28. Oktober und am 3. November 1792 hundert und drei und funfzig Kinder unter zwölf Jahren taufen, aber

man hat schon gesehen, daß sie durchaus nicht Christen werden mögen, und wenn man sie dazu zwingen wollte, den Krieg wieder anfangen würden.

Ihre Sprache unterscheidet sich sehr von allen andern. Sie hat so viele Kehllaute, daß man die Töne derselben mit unsern Buchstaben nicht ausdrücken kann, und ist so schwer, daß niemand sie hat erlernen können. Viele Payaguas aber verstehen und sprechen die Sprache der Guaranys, da sie in einer Stadt wohnen, wo man fast keine andre redet. Ihre Mittelgröße mag auf fünf Fuß vier Zoll gehen. Sie sind wohlgebaut, und scheinen behender und gewandter zu sein, als alle übrige Indianer und als die Spanier. Ich brauche nicht zu bemerken, daß keiner von ihnen verwachsen ist, oder ein körperliches Gebrechen hat. Dieser Vorzug ist allen Indianern gemein, welche eben so wenig übermäßig dick werden. Ihre Hautfarbe ist minder dunkel, ihre Physiognomie minder finster und offener, als bei andern Indianern. Wie die Guanas, reißen sie sich beständig die Haare aus den Augenbraunen, den Augenliedern und vom ganzen Leibe. Sie wissen so wenig als diese etwas von Gehorsam, von Belohnungen, von Züchtigungen, von verpflichtenden Gesetzen. Bei ihren Weibern herrscht die besondere Gewohnheit, den Busen der jungen Mädchen, wenn derselbe seine gehörige Größe erlangt hat, niederzudrücken, um ihn auf den Bauch herab zu ziehen, indem sie ihn entweder mit der Decke, worein sie sich wickeln, oder mit einem Riemen hinabziehen, so daß er um das vier und zwanzigste Jahr und oft noch früher wie ein Beutel hängt. Ueberhaupt scheint der Busen aller Indianerinnen weniger Elasticität zu ha-

ben, als bei den Europäerinnen, und wird weit eher schlaff. Es ist daher nichts ungewöhnliches, Weiber zu sehen, welche ihren Kindern die Brust unter den Armen weg, oder über die Schultern her, zureichen. Ihre Brüste haben immer sehr große Warzen.

Wenn die Weiber spinnen wollen, rollen sie die Baumwolle wie eine lange fingerdicke Wurst zusammen, ohne sie zu drehen. Dann setzen sie sich mit ausgestreckten Beinen auf die Erde, nehmen ihre etwa zwei Fuß lange Spindel, und fangen an zu spinnen, indem sie die Spindel auf dem nackten Schenkel umdrehen. Sie drehen den Faden nicht sehr, und wickeln ihn auf die Mitte der Spindel. Ist die Baumwolle, welche sie im Arme halten, abgesponnen, so weisen sie den Faden von der Spindel um denselbigen Arm, um ihn noch einmahl zu drehen und wickeln ihn um den untern Theil der Spindel. Nach dieser Zubereitung brauchen sie den Faden, ohne ihn zu verdoppeln, zu ihren Decken, nie aber zum Nähen, womit sie sich gar nicht abgeben.

Die Decken, worein sie sich wickeln, bestehen in einem Stücke Baumwollenzeuge, das nach der Verschiedenheit der Bestimmung mehr oder minder groß ist. Die Decken, deren sich bejahrte Weiber bedienen, sind höchstens so lang, daß sie von den Schultern bis auf die Mitte der Wade reichen, und gerade breit genug, um anderthalbmahl um den Leib zu gehen. Sie verfertigen dieselben ohne Weberstuhl, indem sie die Fäden auf zwei Stöcke ziehen, die so weit von einander entfernt sind, als die Decke lang werden soll. Den Einschlag ziehen sie ohne Hülfe eines Schiffchens bloß mit den Fingern durch die Fäden, und schieben

ihn alsdann stark zusammen vermittels einer Art von Lineal, oder eines hölzernen Messers. So spinnen und weben alle indianischen Völkerschaften, welche gewebte Kleider tragen, ausgenommen die Bewohner der Cordilleren von Chili, welche sich Ponchos verfertigen, weil wenigstens einige derselben Gebrauch von Webestühlen machen.

Die Weiber umwickeln sich mit diesen Decken von dem Magen bis zum Fußknöchel, zuweilen auch wohl von der Schulter an; und sie tragen überdieß noch ein Stück Zeug von einem Fuß im Gevierte, welches mit einem Stricke um die Hüften gebunden ist, und vor den Geschlechtstheilen hängt. Die Männer gehen ganz nackt, aber bei kaltem Wetter und wenn sie in die Häuser der Stadt gehen, werfen sie zuweilen eine von jenen Decken um die Schultern, um so viel als möglich die Schaamtheile zu bedecken. Andre haben eine Art von Hemdchen, das weder Kragen noch Aermel hat, und kaum die Geschlechtstheile verhüllt. Andre bemahlen sich den Leib mit verschiedenen Farben, welche Jacke, Weste und Beinkleider vorstellen, und so gehen sie, obgleich völlig nackt, überall umher.

Der Mundpflock ist das unterscheidende Zeichen der Männer, welche auch Zierrathen von verschiedenem Stoffe und von verschiedener Gestalt um die Arme und um die Fußknöchel legen. Zuweilen hängen sie an die Handwurzel Hirschklauen, welche, wenn sie an einander stoßen, einen gewissen Ton von sich geben. Auch tragen sie breite Bänder von Silberfaden, oder von Muscheltheilen zusammengereihet, an welche sie ein Beutelchen hängen, worein kaum ein kleines Geldstück Platz hat. Sie brauchen diese Börse fast gar nicht, da sie das Geld, welches sie erwer-

den, immer in den Mund legen. Auf dem Kopfe tragen sie Federbüsche, und diejenigen, welche einen Feind getödtet haben, stellen die Federn senkrecht auf den Nacken. Auf das Gesicht und auf den Leib machen sie sich Zeichnungen von verschiedener Farbe, jeder nach seiner Laune. Sie haben diese Zierrathen nicht täglich, sondern wenn's ihnen einfällt. Die Haare scheeren sie vorne und bis zu den Ohren auf beiden Seiten kahl ab, und lassen die übrigen frei herabfallen. Hinten binden sie dieselben mit einem kleinen Riemen von Affenhaut, worin noch Haare sind.

Wenn sich bei den Mädchen zum ersten Mahle die monatliche Reinigung zeigt, so machen sie dies Ereigniß jedermann bekannt, und bemahlen sich das Gesicht mit den, das jungfräuliche Alter bezeichnenden Figuren. Diese Mahlereien bestehen in einem Streif, welcher oben vom Anfange der Haare in gerade Linie über die Nase bis zum Kinne hinab läuft, mit Ausnahme der Oberlippe. Außerdem laufen von dem Anfang der Stirnhaare sechs bis neun senkrechte Linien aus, welche die Stirne und die obern Augenlieder durchschneiden. Neben den beiden Mundwinkeln mahlen sie zwei Ketten, welche mit der untern Kinnlade parallel laufen und ungefähr zwei Drittheile des Abstandes bis zu den Ohren einnehmen. Zu diesen Figuren fügen sie noch zwei Kettenglieder, welche von den äußern Augenwinkeln auslaufen und oben auf den Wangen endigen. Alle diese Figuren werden nicht, wie es die Männer thun, auf die Haut gemahlt, sondern die violette Farbe wird in die aufgeritzte Haut gerieben und ist daher unvergänglich. Einige Weiber, welche gefallsüchtiger sind, färben sich Gesicht, Busen und Schen-

kel roth, und mahlen eine braune Kette mit großen Ringen auf den Arm, von der Handwurzel bis zur Schulter. Diese Figuren aber sind nicht unauslöschlich, und in den rothen Färbungen sieht man nie Zeichnungen. Die Weiber scheeren sich den Kopf vorne wie die Männer, aber nicht über den Ohren, und lassen das übrige Haar frei herabfallen, ohne es aufzubinden. Sie tragen an allen Fingern Geschmeide aller Art, aber keine Halsbänder noch sonst irgend einen Schmuck.

Ihre Wohnungen oder Hütten sind den oben beschriebenen gleich. Der einzige Unterschied besteht darin, daß sie dieselben mit Binsen bedecken, welche nicht zu Matten geflochten sind, sondern in ihrer ganzen Länge gelegt und mit Bindfaden verbunden werden. Das Geschäft der Weiber ist, Matten zu flechten, die Hütten zu errichten und abzubrechen, Decken zu verfertigen, und irdene Töpfe und Schüsseln. Diese Töpfe sind mit Mahlereien und Zeichnungen bedeckt, aber schlecht gebrannt. Sie müssen auch Gemüse kochen, und zuweilen Fische, aber nur selten; denn es ist die Sache der Männer Holz zu suchen, und Fleisch und Fische zu bereiten. Sie essen alles, aber die Weiber genießen nie Fleisch, weil es ihnen, wie sie sagen, übel bekommen würde.

Diese Indianer essen, wie die andern Völkerschaften, nur wenn sie Hunger haben, und wählen, was ihnen gefällt, aus den bereiteten Speisen, ohne die übrigen Angehörigen zu erwarten oder zu benachrichtigen. Sie sprechen und trinken nicht eher bis zu Ende des Mahles. Sie brauchen weder Gabel noch Löffel, und selbst Mann und

Frau, Aeltern und Kinder sitzen in einiger Entfernung von einander. Um Suppe oder Brühe zu essen, bedienen sie sich des Zeigefingers und des nebenstehenden Fingers, und doch geht es damit so schnell, als ob sie einen Löffel hätten. Wenn sie Fische essen, lösen sie die Gräten bloß durch eine Bewegung der Zunge von dem Fleische ab, und behalten dieselben an der Seite in den Backen, den Affen gleich, um alle auf ein Mahl auszuwerfen, sobald sie mit dem Essen fertig sind. Gegen Milch haben sie einen Abscheu. Nie waschen sie sich Gesicht, Hände und Leib, und kehren nie ihre Wohnungen. Sie verstehen, wie alle andre Indianer, ohne Feuerzeug Feuer anzumachen. Sie stecken nämlich ein fingerdickes Stückchen Holz in ein anderes durchlöchertes Stück und drehen es so lange darin um, bis die wiederholte Reibung ein Pulver hervorbringt, das brennendem Zucker gleicht. Unsre Häuser machen ihnen, wie allen Indianern, Furcht, entweder wegen der Dunkelheit, oder weil sie fürchten, das Gebäude möchte über sie zusammenstürzen, und nichts kann sie bewegen, eine einzige Nacht darin zu verweilen.

Der berühmte Magache, welcher zur Zeit der Ankunft der Spanier der Kazike der Payaguas war, lebt jetzt nicht mehr. Der Kazike der Sarigues ist der älteste Sohn des Cuaty, den ich persönlich gekannt habe. Er war wenigstens eben so alt, als Camba, dessen ich oben erwähnte, nämlich 120 Jahre. Er hatte, wie jener, noch alle Zähne, so weiß und so gerade geordnet, wie bei einem jungen Europäer von 26 Jahren, und noch ~~alte~~ Haare, wovon nur der dritte Theil grau war. Sein Gesicht war freilich geschwächt, aber er ruderte, fischte, arbeitete und

berauschte sich deßungeachtet noch wie die übrigen. Als ich ihn zum ersten Mahle sah, saß er ganz nackt auf der Erde, und ohne sich stören zu lassen schlug er sein Wasser ab während der Unterhaltung. Der Kazike der Payaguas hat so wenig Ansehen oder ein äußeres Merkmahl seiner Würde als die übrigen, und empfängt weder Tribut noch Dienste. Die Nation wird von der Versammlung regiert, welche sich bei Sonnenuntergang bildet, aber nicht die Macht hat, jemanden Verbindlichkeiten aufzulegen. Die Payaguas sind ganz frei, und kennen keinen Unterschied der Stände; denn die Kazikenwürde stört diese Gleichheit fast gar nicht.

Ehescheidung ist erlaubt, aber selten. Wenn sie statt findet, geht die Frau wieder zu den Ihrigen und nimmt alle ihre Kinder mit sich. Auch nimmt sie die Materialien zu der Hütte, das Kanot und alles Hausgeräth mit. Der Mann behält nichts, als seine Waffen und seine Kleider. Wenn keine Kinder da sind, behält jeder was ihm gehört. Die Indianerinnen werden ohne fremden Beistand entbunden; wenn aber eine Payagua-Frau in Geburtsschmerzen liegt, und man sie seufzen hört, oder ihre Wehen lange anhalten, kommen die Nachbarinnen herbei, und heftig schütteln sie ihr einen Augenblick Schellen um den Kopf, welche sie an der Hand aufgereiht haben. Dann lassen sie die Leidende liegen, und fangen wieder an, wenn es nöthig ist.

Sobald die Frau entbunden ist, stellen sich ihre Freundinnen in zwei Reihen von der Hütte bis zu dem Flusse, der nie weit entfernt ist. Sie breiten ihre Kleider

auf beiden Seiten aus, als ob sie den Wind abhalten wollten, und die Neuentbundene geht durch die Reihen, und wirft sich in's Wasser, um sich zu baden.

Die Payaguas kennen, wie alle andre Völkerschaften in Süd-Amerika, kein andres Fest, keine andre Belustigung als Berauschung. An dem Tage, wo sie sich betrinken wollen, essen sie nichts und trinken eine ungeheure Menge Branntwein. Sie spotten über die spanischen Trunkenbolde, welche zu gleicher Zeit etwas essen; denn, sagen sie, wo soll das Getränke Platz finden? die Jünglinge, die noch nicht verheirathet sind, und auf Kosten ihrer Aeltern leben, ohne zu arbeiten, trinken nie Branntwein, die Weiber aber sehr selten, und nur wenn sie sich ihn kaufen können. Von den Männern erhalten sie keinen, und diese trinken, wenn sich jene damit versorgt haben, den größten Theil davon. Der betrunkene Mann wird stets von seinem Weibe oder einem Freunde begleitet; wenn sie sehen, daß er sich nicht mehr auf den Beinen erhalten kann, führen sie ihn zur Hütte, wo er sich niedersetzen muß. Dann fängt der Berauschte an mit leiser Stimme zu singen: Wer wird wagen, es mit mir aufzunehmen? Mag er kommen, Einer, Zwei oder mehr, ich bin voll Muth und Kraft, und werde sie in Stücke schlagen. — Diese Worte wiederhohlt er mehrmahl und fährt dann mit geballten Fäusten in der Luft umher, als ob er sich schlüge, bis er endlich in tiefen Schlaf hinsinkt. Man hat aber kein Beispiel, daß ein betrunkener Mann je seine Waffen genommen, oder jemanden Leides zugefügt, oder die Weiber beleidigt hätte, während diese so viel sie können ihre Männer herausfodern. Zu diesen festlichen Be-

täuschungen bedarf es keiner besondern Veranlassung; jeder Vorwand genügt dazu, und oft folgt man bloß der anwandelnden Laune.

Im Junius ist ein sehr feierliches blutiges Fest, woran die ganze Nation Theil nimmt, nicht aber die Weiber und solche, die keine Familienhäupter sind. Dieses Fest ist auch bei den Guanas, den Mbayas und allen folgenden Völkerschaften gebräuchlich. Am Vorabende bemahlen sich die Männer das Gesicht und den ganzen Leib so gut sie's ersinnen können, und zieren ihren Kopf mit Federn von so sonderbarer Gestalt und Farbe, daß ihr Anblick äußerst auffallend ist. Auch bedecken sie mit Häuten drei oder vier irdene Gefäße, und schlagen leise darauf mit Stäbchen, die kleiner sind als die kleinste Schreibfeder, so daß man's kaum auf funfzehn Schritte hört. Am folgenden Morgen trinken sie ihren ganzen Vorrath von Branntwein aus, und wenn sie recht betrunken sind, kneipen sie sich einander die Arme, die Lenden und die Beine, greifen so viel Fleisch als sie fassen können, und durchbohren es mit einen Holzsplitter oder einer großen Rochengräte. Dieß wird von Zeit zu Zeit wiederholt bis zu Ende des Tages, so daß sie auf beiden Schenkeln, auf den Beinen und den Armen, von der Faust bis zur Schulter, gespickt sind. Da die Payaguas dieses Fest in der Stadt Assumcion öffentlich feiern, so kann jedermann sie beobachten. Aber wenn man sieht, daß man's nicht bei jenen Stichwunden läßt, sondern auch die Zunge und das männliche Glied durchsticht, so entfliehen die Damen mit lautem Geschrei, während die Indianerinnen, welche doch per-

sönlich dabei interessirt sind, mit Kaltblütigkeit dem Schauspiele beiwohnen.

Das Blut, das aus der Zunge fließt, fängt man in der Hand auf, und reibt sich damit das Gesicht; was aber aus dem verwundeten männlichen Gliede rinnt, läßt man in ein kleines Loch tröpfeln, das man mit dem Finger in die Erde gräbt. Das Blut, welches aus andern Theilen des Leibes fließt, wird nicht geachtet. Ich habe dieses Fest mehre Jahre und so in der Nähe gesehen, daß ich den Leidenden berühren konnte, und ich kann fest betheuren, daß ich keinen fand, der gesprochen oder geklagt hätte, daß ich weder in ihren Gesichtern, noch in ihren Bewegungen je den Ausdruck des Schmerzes oder der Empfindung sah. Kurz man hätte die Handelnden für Gliederpuppen halten können. Sie wissen nicht anzugeben warum sie dieses Fest feiern, und sagen unbefangen, es sei ihnen kein anderer Grund bekannt, als der Wunsch, zu zeigen, daß sie muthvolle Leute sind. Sie legen nichts auf ihre Wunden, die lange offen bleiben, und sich mit Eiter füllen, welches sie ausdrücken. Einige baden sich in diesem Zustande, und man kann wohl glauben, daß ihr ganzer Leib anschwillt, und daß ihre Narben lebenslänglich dauern. Da während der Dauer des Festes keiner von ihnen Nahrungsmittel holen darf, und manche mehre Tage davon abgehalten werden, so müssen ihre Familien oft Noth leiden. Die Indianer können zwar weit länger als wir Hunger ertragen, aber sie nehmen auch eine größere Menge von Nahrung auf einmahl zu sich.

Wenn ein Sturmwind ihre Hütten umreißt, nehmen sie einige Feuerbrände, und laufen in einiger Entfernung

gegen den Wind, mit ihren Brändten ihm drohend. Andre, um den Wind zu schrecken, schlagen mit den Fäusten in der Luft umher. Eben so machen sie's zuweilen, wenn sie den Neumond sehen; aber — sagen sie — nur um ihre Freude zu zeigen. Dieß hat Einige zu der Meinung verleitet, daß sie den Mond anbeten, obgleich sie in der That den Schöpfer nicht verehren, gar nichts anbeten, und ohne alle Religion sind. Wenn ich oft mit ihnen von einem künftigen Leben sprach, sagten mir Einige, sie hätten gar keinen Begriff davon, andre sagten mir, alle Payaguas kämen nach ihrem Tode an einem Ort, wo es lauter große Kessel und Feuer gäbe, andre, daß nur boshafte Payaguas an diesen Ort kämen, die Seelen der Guten aber unter Wasserpflanzen blieben, und sich von Fischen und Yacarres nährten. Wenn ich diese fragte, warum sie nicht in den Himmel der Spanier kämen, so antworteten sie, dies wäre unmöglich, weil sie von verschiedenem Ursprung wären. Als ich nach ihrem Ursprung fragte, wußten die meisten nichts davon, und nur zwei sagten mir: Unser Urvater war der Fisch, den wir Pacu nennen; der eurige der Fisch, den ihr Goldfisch nennt; und der Vater der Guaranys war eine Kröte. Daher seid ihr von hellerer Farbe als wir, der einzige Vorzug, welchen ihr vor uns habt, denn wir übertreffen euch in allen andern Stücken, und darum sind die Guaranys lächerlich und verächtlich wie die Kröten.

Sie üben die Heilkunde wie alle andre Indianer, wenn aber der Kranke ein angesehener Mann ist und gut bezahlt, so werden große und feierliche Zurüstungen gemacht. Der Arzt tritt nackt, mit bemahltem Leibe, und

einer großen langherabhangenden Halsbinde von Werg herein. Er steckt alsdann eine Pfeife an, die aus einem Stocke besteht, der einen Fuß lang, drei Zoll etwa dick, und in seiner ganzen Länge durchbohrt ist. An dem einen Ende ist ein Mundstück zum Rauchen. In die andere Hand nimmt er einen großen hohlen Flaschenkürbis, der aus zwei in ihrer Länge zusammengefügten Kürbissen besteht. Er hat zwei Löcher, an jedem Ende eines, wovon das größte drei Zoll im Durchmesser hat. Der Arzt bläßt durch das kleine Loch Tabacksrauch hinein, und wäscht darauf den Kürbis. Wenn er dies mehr Mahl wiederholt hat, legt er das große Loch des Kürbisses an die Oberlippe, so daß er den Mund in der Mitte des Loches frei öffnen kann, und schreit in mannigfaltigen sonderbaren Tönen, die niemand versteht. Es sind, wie der Arzt sagt, Dinge, welche die Krankheit erschrecken. Damit fährt er einige Zeit oft zwei Stunden lang fort, während er den Boden tacktmäßig mit dem linken Fuße tritt, rechts und links sich krümmt und windet, und sich vor dem Kranken neigt, der unbekleidet rücklings auf der Erde liegt. Endlich setzt er sich neben ihn, reibt ihm den Magen einige Augenblicke mit der Hand, fängt endlich an, aus allen Kräften zu saugen, speit zuweilen in seine Hand aus, und zeigt von Zeit zu Zeit ein kleine Gräte, Steinchen oder einige Blutstropfen vor. Alles dies hatte er zum voraus in den Mund gethan, um die Leute zu überreden, daß er die Krankheit aus dem Leibe des Leidenden zöge.

Die Payaguas sind, wie im allgemeinen alle wilde Indianer, der Meinung, daß der Arzt alle Arten von Krankheit kennt und heilen kann, und niemand stirbt,

wenn der Arzt ihn heilen will. Diese Meinung suchen die Aerzte selber geltend zu machen, um sich guten Lohn und Achtung zu erwerben. Es gelingt ihnen auch, und manche behaupten, die Jungfrauschaft aller Mädchen sei für die Aerzte. Wer die Heilkunde ausüben will, braucht nur die Meinung zu verbreiten, daß er die nöthige Geschicklichkeit habe; aber gewöhnlich sind's die größten Trunkenbolde, die ärgsten Müßiggänger. Die Hauptsache ihrer Kunst besteht darin, daß sie den Kranken nichts als Gemüse und Früchte in geringer Menge erlauben, und der Erfolg ist, wie bei uns, daß die meisten Kranken genesen. Sterben dem Arzte viele Kranke nach einander, so werden die Indianer unwillig gegen ihn, und geben ihm eine Ladung Schläge, oder tödten ihn auch wohl.

Die Payaguas leben lange, wie alle Indianer. In Europa glaubt man zwar, daß übermäßiger Genuß des Branntweins das Altwerden hindere, aber alle Indianer sind im höchsten Grade Trunkenbolde. Sie leben im allgemeinen weit länger als wir. Noch neuerlich ist eine, in Paraguay geborne, Negerinn in Tucuman, wohin sie verpflanzt war, in einem Alter von hundert und achtzig Jahren gestorben. Die Indianer genießen vollkommene Gesundheit. Ich habe nie Spuren der Lustseuche unter ihnen gefunden, und ich weiß auch nicht, daß Spanier, die mit den wilden Indianerinnen sich vermischt hatten, diese Krankheit sich zugezogen haben. Unter den unterworfenen oder christlichen Guaranys ist die Lustseuche, wie ich bemerkt habe, zwar sehr selten, gewiß aber ist es, daß die Spanier, die mit den Weibern dieser Indianerinnen umgehen, gewöhnlich eine sehr schwer zu

heilende venerische Krankheit sich zuziehen, welche nicht, wie in Europa, die Halsdrüsen, sondern die Nase angreift. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß dieß Uebel bloß aus der Vermischung sehr verschiedener Racen entsteht, und daß es in Amerika vor Ankunft der Spanier unbekannt war.

Sobald ein Payagua gestorben ist, wird er von alten Weibern mit seinen Geräthschaften und seinen Waffen in seine Decke gewickelt, und seine Angehörigen dingen jemand, der ihn zu dem Begräbnißplatze tragen muß. Dieser kann, so wie die Verwandten, von den Geräthschaften des Verstorbenen behalten, was ihm ansteht, da die Payaguas in diesem Punkte nicht so gewissenhaft sind, als die andern Indianer. Vor noch nicht langer Zeit legten sie die Todten in sitzender Stellung in's Grab, und ließen den Kopf daraus hervorstehen, den sie mit einem irdenen Topfe bedeckten. Sie haben erst von uns gelernt, die Todten ausgestreckt ins Grab zu legen, und auf diese Weise verhüten sie, daß die Tatus und die wilden Schweine die Leichname nicht mehr, wie ehedem, verzehren. Sie reißen sorgfältig alle auf den Gräbern wachsende Pflanzen aus, kehren dieselben, bedecken sie mit Hütten, ihren Wohnungen ähnlich, und stellen auf die Gräber der Männer, welche ihnen theuer waren, eine Menge bemahlter irdenen Töpfe, einen auf den andern, deren Oeffnungen nach unten gekehrt sind. Die Männer trauern nie, und die Trauer der Weiber besteht bloß darin, daß sie ihren Vater oder ihren Mann zwei oder drei Tage lang beweinen. Wenn aber der Vater oder der Gatte von den Feinden getödtet worden, oder ein sehr angesehener Mann

war, trauern sie länger, und gehen Tag und Nacht schreiend um die Ansiedlung.

Die Payaguas bauen das Land gar nicht; sie beschäftigen sich bloß mit Fischfang. Ihre Kanots sind zehn bis zwanzig Fuß lang, und haben in ihrer größten Breite 15 bis 30 pariser Zoll. Das Vordertheil ist sehr spitzig und das Hintertheil fast eben so sehr. Das Ruder ist 9 Fuß lang, vorne sehr spitzig zulaufend. Sie rudern aufrecht stehend auf der Spitze des Hintertheils, aber wenn sie mit der Angel fischen, setzen sie sich in die Mitte des Kanots, und lassen sich vom Strome forttreiben. Zuweilen geschiehts, daß das Kanot umschlägt, wenn große Fische darin sind, welche sich heftig bewegen. Mit Erstaunen sieht man in solchen Fällen, wie geschickt die Indianer ihr Kanot führen, in wenigen Minuten das Wasser ausschöpfen, und alles wieder in Ordnung bringen, ohne je weder Angel, noch Fisch, noch Ruder, oder Pfeile und Bogen zu verlieren.

Wenn sie auf Kriegsunternehmungen ausgehen, stellen sich ihrer sechs oder acht in jedes Kanot, und alle zugleich rudernd, lassen sie es so schnell gehen, daß sie in jeder Stunde mehr als sieben Lieues zurücklegen. Ihr Ruder kann allenfalls als Lanze gebraucht werden, so lang und spitzig ist es; aber sie haben außerdem noch eine Macana, wie sie oben beschrieben ist, Bogen von sieben Fuß, und Pfeile von fünfthalb Fuß, welche sie in ein Bündel binden, ohne sich eines Köchers zu bedienen. Sie führen diese Waffen sehr geschickt, und wenn sie einen Vogel oder ein kleines Thier lebendig haben wollen, le-

gen sie etwas um die Spitze des Pfeiles, damit sie das Thier betäuben, ohne es zu tödten. Im Kriege tödten sie alle Erwachsene, und schonen nur Weiber und Kinder, wie es die Sitte aller Wilden ist. Sie sind stets nur auf Ueberfälle bedacht, und entfernen sich nie von dem Flusse, weil sie sonst von Nationen würden besiegt werden, die zu Pferde kämpfen.

19. Guaicurus. Eine der berühmtesten Völkerschaften in den Geschichten und Beschreibungen von diesen Ländern. Sie war auch eine der zahlreichsten, und wie ich glaube, vor allen andern kraftvoll und kriegerisch, ausgezeichnet durch hohen Wuchs. Sie wohnte in Chaco, sehr nahe bei Assumcion, der Hauptstadt von Paraguay. Ihre Sprache war sehr reich an Kehllauten, und von allen andern unterschieden. Sie trieb keinen Ackerbau und lebte von der Jagd. Von dieser ganzen Völkerschaft, die so stolz und mächtig war, ist jetzt nur ein einziger Mann noch übrig, der von ausgezeichneter Wohlgestalt, und sechs Fuß sieben Zoll hoch ist. Er hat drei Weiber, und um nicht ganz einsam zu leben, hat er sich mit den Tobas vereinigt, von welchen er die Kleidung, und die Sitte, den Körper zu bemahlen, angenommen hat. Die beklagenswürdige Ausrottung dieser tapfern Völkerschaft ward nicht bloß herbeigeführt durch die steten Kriege, worin sie mit den Spaniern und allen andern Indianern lebte, sondern auch durch die grausame Gewohnheit der Weiber, sich die Leibesfrucht abzutreiben, und nur das letzte Kind aufzuziehen. Es ist wahrscheinlich, daß dieser unerhörte Gebrauch bei den Guaicurus zuerst aufgekommen ist, ehe eine andre Völkerschaft denselben kannte.

Die zerstörenden Wirkungen dieser abscheulichen Gewohnheit nur ein einziges Kind aufzuziehen, das die zweite Generation bilden soll, werden jene Völkerschaften bald von der Erde vertilgen. Wie, Schade, einen so kräftigen, großen, schönen Menschenschlag ausgerottet zu sehen! Trauriger noch, daß es, so viel ich einsehe, kein Hülfsmittel dagegen gibt. Ich hielt die väterliche, besonders die mütterliche Liebe für einen Ausfluß der Natur selber, ich hielt die Kraft dieses Gefühls für so gewaltig, daß sie jedem lebendigen Wesen in dem höchsten Grade inwohnen müßte, aber diese Indianer zeigen mir, daß auch diese Regel nicht ohne Ausnahmen ist.

20. Lenguas. Diese Völkerschaft nennt sich selber Juiadge; bei den Payaguas heißt sie Cadalu, bei den Machicuys aber Quiesmagpipo, bei den Spaniern Lenguas, wegen der besondern Gestalt ihres Mundpflocks. Die Berichte der Reisenden und die Geschichtschreiber verwechseln sie gewöhnlich mit den Guaicurus, aber sie ist ganz verschieden von allen übrigen. Sie wanderte in Chaco und in der Nachbarschaft der Guaicurus, sie war eine der geachtesten und furchtbarsten Völkerschaften, stolz, wild, rachsüchtig, unversöhnlich, nur mit Jagd und Krieg beschäftigt. Sie hatten gleiche Waffen mit dem Mbayas, eine Lanze, eine Keule, und einige Pfeile. Sie ritten auf unbedeckten Pferden, und pflegten besonders ihre Streitrosse. Im Kriege suchten sie den Feind zu überraschen, aber sie griffen ihn, wie die Mbayas, auch von vorne an, und tödteten alle Erwachsenen, nur Kinder und Weiber schonend.

Ich rede von dieser Völkerschaft, als ob sie schon ausgerottet wäre, denn sie ist wirklich dem Untergange nahe. Im Jahre 1794 bestand sie, jung und alt zusammengerechnet, nur noch aus vierzehn Personen männlichen Geschlechts und aus acht Weibern. Von diesen zwei und zwanzig Individuen hatten sich fünf bei Don Francisco Amansio Gonzalez niedergelassen, sieben mit der Völkerschaft der Pitilagas sich vereinigt, und die übrigen mit den Machicuys. Ich schätze ihre Mittelgröße auf fünf Fuß neun Zoll. Sie sind von ausgezeichneter Wohlgestalt. Sie schneiden sich die Haare vorne auf der Mitte der Stirne, auf den Seiten in der Höhe der Schulter ab, und binden sie nie fest. Gleich nach ihrer Geburt werden ihnen die Ohren durchbohrt, und während ihres ganzen Lebens nach und nach immer größere Holzstücke hineingesteckt, so daß in ihrem Alter die Löcher drei Zoll im Durchmesser haben und die Ohren fast bis auf die Schulter herab hängen.

Der Mundpflock der Lenguas hat eine ganz besondre Gestalt. Er besteht aus einem halben Zirkel, von etwa 16 Linien im Durchmesser, welcher aus einem Stückchen Holz verfertigt ist, das man in einen, an der Unterlippe gemachten, horizontalen Schlitz steckt, nnd bis an das Zahnfleisch geht. Auf den ersten Blick möchte man sagen, diese Indianer hätten zwei Mundöffnungen und die Zunge käme aus der untersten hervor. Daher der Name der Völkerschaft Lenguas, denn der Mundpflock hat die Gestalt einer Zunge (Lengua), und da er nie genau in die Oeffnung paßt, so fließt immer Speichel heraus. Ein widriger Anblick! Bei den Kindern ist der Schlitz sehr klein,

aber man verlängert denselben allmählig und steckt immer größere Pflöcke hinein.

Die Lenguas verstehen kein Wort von der Sprache aller andern Indianer, ein Beweis, daß die ihrige ganz verschieden ist. Don Francisco Amansio Gonzalez schreibt dieser Sprache Eleganz und Bestimmtheit zu, aber sie hat viele Nasentöne und Kehllaute. In ihren übrigen Gebräuchen gleichen die Lenguas den Mbayas, selbst in ihren Kleidungen. Kaziken aber haben sie nicht. Uebrigens wissen sie eben so wenig, als die übrigen Indianer etwas von Religion, und von Gesetzen, und leben in unbeschränkter Freiheit. Bei dem Wiedersehen eines Bekannten nach langer Trennung äußert sich ihre Höflichkeit auf eine sonderbare Weise. Beide Indianer vergießen einige Thränen, ehe sie einander ein Wort sagen; und sich anders zu betragen, würde Beleidigung, oder doch ein Zeichen, sein, daß der Besuch nicht angenehm wäre. Zwar bemahlen sie sich den Körper nicht so sehr wie die Payaguas, aber sie feiern dieselbigen Feste und berauschen sich auf gleiche Weise. Sie treiben keinen Ackerbau, und ihre einzigen Beschäftigungen sind Krieg, Jagd und Raubzüge gegen die Heerden der Spanier. Die Abnahme dieser Völkerschaft ist gleichfalls gegründet in der zerstörenden Gewohnheit der Weiber ihre Kinder abzutreiben. Während der monatlichen Reinigung und drei Tage nach der Entbindung enthalten sich die Weiber der Lenguas des Fleisches und alle fetten Nahrungsmittel. Sie reichen ihren Kranken nichts als warmes Wasser, Früchte, oder irgend eine andre Kleinigkeit, und wenn sie nicht sogleich genesen, geben sie dieselben auf, und lassen sie umkommen. Sie haben sol-

chen Abscheu gegen die Todten, daß sie nie jemanden in ihren Hütten sterben lassen. Wer dem Tode nahe ist, wird bei den Füßen etwa funfzig Schritte weit gezogen, auf den Rücken gelegt, und mit dem Hintern auf ein in die Erde gegrabenes Loch gestellt, damit er seine Nothdurft verrichten könne. Auf der einen Seite zünden sie ein Feuer neben ihm an, auf die andre stellen sie einen Topf mit Wasser, um seinen Durst zu stillen. Das ist alles was sie an ihm thun, obgleich sie sich ihm oft nähern, nicht um ihm Beistand zu leisten, oder mit ihm zu sprechen, sondern um von fern zu sehen, ob er todt ist.

Sobald der Kranke gestorben, wird er von Einem, den die Verwandten gedungen haben, oder von einigen alten Weibern in seine Decke gewickelt. Alsdann faßt man ihn bei den Beinen und schleppt ihn hundert Schritte weit, oder so lange bis man müde ist, macht ihm eine Grube und begräbt ihn, indem man ihn nur leicht mit Erde bedeckt. Die Verwandten trauern drei Tage für den Verstorbenen, aber weder von ihnen noch von irgend einem andern wird jemahls der Name eines Todten genannt, selbst wenn eine seiner merkwürdigsten Thaten erzählt wird. Noch sonderbarer ist's, daß bei dem Tode Eines unter ihnen alle ihre Namen ändern, so daß in der ganzen Völkerschaft nicht ein einziger von den alten Namen übrig bleibt. Wenn einer von ihnen stirbt, sagen sie, der Tod sei bei ihnen gewesen, und habe das Verzeichniß der Ueberlebenden mitgenommen, um bei seiner Rückkehr auch diese zu tödten; aber nach der Aenderung der Namen, meinen sie, würde der Tod denjenigen nicht wiederfinden, welchen er begehrt habe, und ihn anders wo suchen.

21. Machicuys. So nennen die Spanier eine Völkerschaft, welche sich selber Cabanataith nennt, und von den Lenguas Marcoy genannt wird. Sie wohnt im Innern von Chaco an den Ufern des Baches Lacta (oder Nelguata), der in den Pilcomayo, ehe sich dieser mit dem Paraguay vereinigt, sich ergießt, wenn er nicht, wie es zuweilen geschieht, sein Wasser in überschwemmten Gegenden verliert. Ihre Sprache hat viele Nasentöne und Kehllaute, und ist abweichend von allen andern. Ihre Worte sind überdieß so lang, so reich an Diphthongen, und es werden in der Aussprache so viele Buchstaben aus der Mitte weggeworfen, daß Gonzalez, der sich bemüht hat sie von einigen seiner Indianer zu erlernen, sich wundert, wie selbst ihre Kinder sie lernen können. Die Völkerschaft ist in 19 Horden abgetheilt. Es ist unmöglich, die Namen derselben auszusprechen und noch weniger sie zu schreiben. Ich will sie indes hersetzen, so gut als ichs vermag, und so wie mein Ohr die Töne aufgefaßt hat, aber wenn man sie zwanzig Personen vorsagte, so würden sie, ohne Zweifel alle gestehen, daß man sie nicht schreiben könne, und wenn sie es versuchten, so würde jeder auf verschiedene Weise es ausführen. Die erste Horde, welche in drei Abtheilungen zerfällt, heißt Quiomoguigmon und ihr vornehmster Kazike Anbuyamadimon; die 2. Cabanataith, 3. Quiesmanapon, die 4. Quiabanalaba, die 5. Cobayte, die 6. Cobastigel, die 7. Emegsepop, die 8. Quioaeyee', die 9. Quiomomcome'l, die 10. Quiaoguaina, die 11. Quiaimmanagua, die 12. Quiabanaelmayesma, die 13. Quiguaily-guaypon, die 14. Siquietiya, die 15. Quia-

bunapuaesie, die 16. Yeteaguayenene, die 17. Painuhunguie', die 18. Sanguotaiyamoctac, die 19. Apieguhem.

Vier von diesen Horden, die 200 streitbare Männer haben mögen, gehn zu Fuße und haben keine Pferde; die andern aber, ungefähr 1000 Krieger, haben ziemlich viele Pferde; auf welchen sie ohne Decken reiten. Eine von diesen Horden hat sich unterirdische Höhlen zu Wohnungen gegraben, welche klein, sehr unreinlich sind, und ihr Licht nur durch eine sehr kleine Oeffnung empfangen, die nicht einmahl verschlossen werden kann. — Sie machen das Feuer draußen. Die übrigen Horden bereiten ihre tragbaren Hütten von Matten, wie die Lenguas, welchen sie in Wuchs, Kraft, Wohlgestalt, Sitten und Gebräuchen gleichen. Dazu gehört auch, daß die Weiber sich die Kinder abtreiben. Hingegen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie ihrem Mundpflocke die Gestalt geben, die er bei den Charruas und andern Völkerschaften hat, daß sie nur Vertheidigungs- und Rachekriege führen. In der Kriegsführung aber gleichen sie den Lenguas. Die Jagd und einige Schaafe, die sie aufziehen, liefern ihnen ihre Hauptnahrung, aber nicht weniger häufigen Gebrauch machen sie von den Erzeugnissen ihres Ackerbaues, welche in Mais, Manioc, Bohnen und andern Früchten bestehen.

22. Enimagas. Unter diesem Namen kennt man in Paraguay eine Nazion, welche sich selber Cochaboth nennt. Zur Zeit der Ankunft der ersten Spanier war diese Völkerschaft, nach einer von ihnen aufbewahrten Sage, in zwei Horden getheilt. Sie wohnten am östlichen Ufer des Pilcomayo im Innern von Chaco. Vor jener Zeit

wurden, wie man sagt, die Mbayas von ihnen in einer Art von Sklaverei gehalten, aber da sie außerordentlich stolz und wild waren, und gegen alle Völkerschaften, die Guentuses allein ausgenommen, Kriege führten, so erlitten sie großen Verlust, und wurden sehr geschwächt. Die Mbayas benutzten dieß, um von ihnen abzufallen, und zogen sich nordwärts. Als sich die Enimagas so geschwächt sahen, machten sie Friede und verbanden sich mit den Lenguas, deren Bundesgenossen sie vorher gewesen waren. Sie führten aber deßungeachtet Krieg gegen alle übrigen Völker, und durch fortdauernde Verluste ward eine ihrer Horden, als sie endlich auf 150 waffenfähige Männer geschmolzen war, genöthigt ihr Gebiet zu verlassen, und sich nordwärts am Ufer eines Flusses niederzulassen, der durch Chaco fließt, sich unter 24° 24′ südl. Br. mit dem Paraguay vereinigt, und von ihnen Flagmagmegtempela genannt wird. Die andre Abtheilung, die nur aus 22 Männern mit einer verhältmäßigen Zahl von Weibern bestand, wendete sich zu Don Francisco Amansio Gonzalez.

Obgleich die Sprachen der Enimagas und der Lenguas so verschieden sind, daß sie sich einander nicht verstehen, so findet doch Gonzalez einige Aehnlichkeit in der Wortstellung zwischen beiden. Die Sprache der Enimagas ist sehr kehllautig und sehr schwer. In Kleidung, Wuchs, Farbe, Sitten sind sie den Lenguas gleich. Ihr Mundpflock aber ist von der gewöhnlichen Gestalt, und und ihre Weiber kennen nicht die grausame Gewohnheit, die Frucht in dem mütterlichen Schooße zu zerstören. Sie sind zu Pferde, und wie die Lenguas bewaffnet. Ihre

Nahrungsmittel liefert ihnen die Jagd und der wenig bedeutende Ackerbau, den ihre Sklaven treiben. Die Ehescheidung ist bei ihnen gewöhnlicher als bei allen andern Indianern. Ich habe einen von ihnen gekannt, der in seinem dreißigsten Jahre schon sechs Weiber verstoßen hatte, und mit der siebenten lebte.

23. Guentuse. Ehedem wohnte dieses Volk in Chaco in der Nachbarschaft der Enimagas, mit welchen es jetzt, wie vordem im Bunde stand, und welchen es bei ihrer Auswanderung gefolgt ist, um sich neben ihnen am Flusse Flagmagmegtempela niederzulassen Die Guentuses sind in zwei Horden getheilt, die ungefähr dreihundert waffenfähige Männer ~~hat~~ enthalten; aber sie sind nicht unruhig, und führen nur Vertheidigungskriege. Ihre Sprache scheint ein Gemisch von den Sprachen der Lenguas und Enimagas zu sein, und dieß hat ohne Zweifel in ihrem steten Verkehr mit diesen beiden Völkern seinen Grund. In Gestalt, Wuchs und Gebräuchen sind sie den Lenguas gleich. Ihren Weibern ist die grausame Gewohnheit des Abtreibens der Frucht unbekannt. Sie leben von Ackerbau und Jagd. Diese Indianer bedienen sich, so wenig als die andern, des Zugviehs und der Pflüge zu ihren Feldarbeiten; sie haben keine andern Werkzeuge als spitzige Stöcke, mit welchen sie die Löcher machen, worein sie die Saamenkörner legen. Die Guanas, welche alle übrige in der Kunst des Feldbaus übertreffen, bedienen sich der Schulterblätter von Pferden oder Ochsen, welche nach Art einer Hacke an einen Stock befestigt sind. Da selbst diejenigen Völkerschaften, welche Ackerbau treiben, mehr oder minder ein wanderndes Leben führen, so säen die

Indianer überall wohin sie kommen, und kehren dahin zurück, um die Ernte zu besorgen.

24. Tobas. Diesen Namen geben die Spanier einer Völkerschaft, welche von den Enimagas und den Lenguas Natocoet und Yncanabacte genannt wird. Sie kann etwa 500 Krieger haben, und wohnt in Chaco, zwischen dem Pilcomayo und dem rothen Flusse. Ihre Sprache unterscheidet sich sehr von den übrigen, sie ist sehr kehllautig und äußerst schwer. Da aber die Tobas Nachbarn der Pitilagas sind, und häufigen Verkehr mit ihnen haben, so brauchen sie dieselbigen Redensarten und Wendungen. In Ansehung der Entstellung ihrer Ohren, des Mundpflocks, und der Sitte alle Kinder zu erziehen, gleichen sie den Payaguas, in Rücksicht auf den Gebrauch der Pferde aber, der körperlichen Wohlgestalt, der Gleichheit aller Stände u. s. w. den Lenguas. Sie leben von dem Ertrage der Jagd. Sie haben auch einige nicht sehr bedeutende Heerden von Kühen und Schaafen. Die Jesuiten haben, so wie andre Geistliche und Gouverneurs, Ansiedlungen von diesen Indianern gegründet, die aber alle wieder eingegangen sind.

25. Pitilagas. Diese Völkerschaft besteht aus 200 Kriegern, die in einer einzigen Ansiedlung leben, nicht weit von dem Flusse Pilcomayo und den Tobas, in einer Gegend, wo es einige salzige Lagunen gibt. Von ihrer Sprache habe ich oben gesprochen. Uebrigens sind sie den Tobas ähnlich, mit welchen sie sich gewöhnlich vereinigen, um über den Paraguay zu gehen und die Pferde und Heerden der Spanier zu stehlen.

26. Aguilot. So nennen die Enimagas eine Völkerschaft, welcher die Spanier noch keinen Namen gegeben haben. Die Zahl ihrer Krieger steigt nicht über hundert. Sie wohnten ehedem im Innern von Chaco an den Ufern des rothen Flusses, seit zehn Jahren aber haben sie ihr Gebiet verlassen, um sich mit den Pitilagas zu vereinigen. Ich vermuthe, daß sich diese Völkerschaft nicht wesentlich von den Mocobys, unterscheidet, weil sie einerlei Sprache haben, obgleich die ihrige mit sehr vielen Redensarten der Tobasprache vermischt ist. Vielleicht hat diese Vermischung in ihrem häufigen Verkehr und nicht in gemeinschaftlichem Ursprung ihren Grund. In Wuchs, Gestalt und Sitten gleichen sie den Mocobys, und haben wie diese, weder Religion, noch Gesetze, noch Häuptlinge.

27. Mocobys. Diese eben so stolze, kriegerische und furchtbare als träge Völkerschaft, theilt sich in vier Haupthorden, die zusammen 2000 Krieger enthalten mögen, und an den Ufern des rothen Flusses (oder des Ypita) im Innern von Chaco wohnen. Sie treibt keinen Ackerbau, und lebt nur von der Jagd und von dem Fleische einiger Kühe und Schaafe, wovon sie Heerden haben. Auch stehlen sie den Spaniern in Paraguay, Corrientes und Santa Fé viel zahmes Vieh.

Ihre Sprache ist ganz verschieden von allen übrigen, originell und schwer, und es ist unmöglich sie mit unsern Buchstaben zu schreiben. Ihre Mittelgröße ist fünf Fuß sechs Zoll. Ihr Wuchs ist schön und verräth eine kräftige Natur. Sie reiten gut und sitzen immer auf unbedeckten

Pferden. Ihre Waffen bestehen in einer Lanze und einer Keule, und wenn sie zu Fuße kämpfen, haben sie auch Pfeile. In Ansehung der Hautfarbe und der ernsthaften Gesichtszüge gleichen sie den übrigen Indianern. Was bei der Beschreibung anderer Völkerschaften von der Heilkunde, von Kaziken, von Heirathen, Kleidung, Mundpflock, Bemahlen des Körpers, gesagt ist, gilt auch von ihnen. Ihre Weiber bemahlen auch den Busen mit verschiedenen Figuren. — Man hat zu allen Zeiten gesucht, diese Völkerschaft, welche den Spaniern durch Beraubung ihrer Heerden so vielen Schaden that, zu civilisiren und in Ansiedlungen zu vereinigen, und zur Erreichung dieses Zweckes, zu verschiedenen Zeiten und noch während meiner Anwesenheit in Amerika unermeßliche Summen aufgewendet. Viele Ansiedlungen wurden zusammen gebracht, aber alle sind wieder eingegangen, und es bestehen nur noch drei in der Gegend von Santa Fe, nämlich San Xaverio, San Pedro und Ynispin. Man wird weiter unten sehen, daß keine derselben civilisirt und christlich geworden ist.

28. Abipons *). Ehemahls nannten die Spanier diese Völkerschaft Mepones, die Lenguas nennen sie Ecusginas, die Enimagas aber Quiabanabaites. Sie wohnten ungefähr unter 28° südl. Breite in Chaco, und ihre Sprache war verschieden von den übrigen, schwer, voller Nasentöne und Kehllaute. Gegen Anfang des acht-

*) Ueber die Abiponer schrieb bekanntlich Dobrizhoffer ein Werk, welchen Azara nicht viel Werth beilegt.
D. Uebers.

zehnten Jahrhunderts begannen sie einen heftigen Krieg gegen die Mocobys, welchen sie in Wuchs, Körperkraft und Stolz gleich waren. Aber sie waren bei weitem nicht so zahlreich, und sahen sich genöthigt, die Vermittelung und den Schutz der Spanier anzurufen. Diese vereinigten sie in einige Ansiedlungen, welche der Aufsicht der Jesuiten übergeben wurden. Es ist nur noch eine einzige derselben, San Geronimo nämlich, übrig, welche 1748 eine regelmäßige Einrichtung erhielt. Aber da die Rachsucht der Indianer selten gestillt wird, so dauerte der Krieg mehr oder minder heftig fort, und einen Theil der Abiponer wanderte aus und ging über den Fluß Parana, um 1770 die Ansiedlung Las Garzas zu stiften. Ich kam durch jene Gegend, und hörte von dem Pfarrer sowohl als später von andern Personen, daß diese Abiponer jetzt noch in demselbigen Zustande sind, worin sich ihre Stammesverwandten in San Geronimo befinden, ohne Christenthum nämlich, ohne Civilisation, und noch fast allen alten Gebräuchen ergeben. Ich sah auf den ersten Blick, daß sich die meisten unter ihnen die Haare aus den Augenbraunen, den Augenliedern und vom Leibe rissen, daß sie sich einen Haarstreif schoren, der von der Stirne bis auf die Mitte des Kopfes ging, und daß ihre Weiber mit unauslöschlichen Zügen ein kleines Kreuz auf der Stirne, vier horizontale Parallellinien auf der Nase, den Augenbraunen gleich, und auf beiden Seiten zwei Linien, die von den äußern Augenwinkeln ausliefen, gezeichnet hatten. Die Abiponer gleichen den vorher beschriebenen Völkerschaften in Ansehung der feierlichen Berauschung, der grausamen Feste, der Heilkunde und

Behandlung der Kranken, des Mangels religiöser Begriffe, der Urkunde verpflichtender Gesetze, der Einrichtung ihrer Wohnungen, der Kleidung, des Bemahlens ihres Körpers, der Heirathsgebräuche, der Behandlung ihrer Sklaven und des Abscheus gegen die Todten. Dieser Abscheu ist so lebhaft, daß sie die Leichen nicht einen Augenblick in den Hütten lassen, sondern sie sogleich zu dem Begräbnißplatze tragen, wo sie dieselben mit allen Geräthschaften des Verstorbenen in eine nicht sehr tiefe Grube legen, damit nichts sein Andenken ihnen zurück rufe. In derselbigen Absicht tödten sie auf dem Grabe die Pferde, deren sich der Indianer am häufigsten bediente. Ist er entfernt vom Begräbnißplatze gestorben, so verfahren sie, wie ich oben erzählt habe, als ich von den Sitten der Mbayas sprach. Da sie aber ziemlich lebhaften Verkehr mit den Spaniern haben, so gibt es viele unter ihnen, welche keinen Mundpflock tragen, obgleich das dazu bestimmte Loch in der Lippe nicht fehlt, und welche statt der baumwollenen Decke wollene Ponchos, und auch Hüte haben, die sie von den Spaniern erhalten, oder sich auf andre Art verschaffen. Einige Weiber kleiden sich wie die armen Spanierinnen, scheeren sich das Stirnhaar nicht ab und lassen die Augenbraunen wachsen.

29. Vilelas und Chumipys. Ich weiß von diesen beiden Völkerschaften nicht mehr, als was die Enimagas und die Lenguas mir erzählt haben. Sie wohnen in Chaco in der Gegend der Stadt Salta, südlich vom rothen Flusse, sind sehr friedlich, leben von Jagd und Fischfang und besonders von Ackerbau. Jede der beiden Nazionen besteht nur aus einer Ansiedlung von et-

wa 100 Kriegern, und jede hat eine besondre Sprache, die von andern Indianersprachen abweicht.

30. Jarayes. Zur Zeit der Ankunft der Europäer wohnte diese Völkerschaft in den feuchten Niederungen, welche die Portugiesen jetzt Matogrosso nennen. Sie war wenig zahlreich. Ihr Wuchs war groß und kräftig, ihre Sprache verschieden von allen andern. Sie waren so arm, wie alle wilde Indianer. Die Männer gingen ganz nackt, und statt des Mundpflocks steckten sie in die Unterlippe die Schaale einer sehr großen Frucht. Die Weiber bedeckten nur die Schaamtheile und mahlten in das Gesicht viele unauslöschliche Streifen und Figuren. Wahrscheinlich sind diese Indianer dieselbigen, welche die Portugiesen Bororos nennen. Dieß sind die einzigen sichern Angaben, die ich von dieser Völkerschaft mittheilen kann; denn alles was ältere und selbst noch manche neuere Berichte von dem Reiche, den Eigenschaften und der Lage derselben erzählen, ist ganz falsch.

Westlich von Paraguay in der Provinz Chiquitos gab es noch viele, von einander verschiedene, aber wenig zahlreiche Völkerschaften, die von mehren kleinen Ansiedlungen wilder Guaranys eingeschlossen waren. Alle sind durch die Spanier von Santa Cruz de la Sierra und durch die Jesuiten in der Provinz Chiquitos unterworfen und civilisirt worden.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über die wilden Indianer.

Einige Gelehrte sind der Meinung, daß die frühesten Vereine der Wilden nur von den freiwilligen Erzeugnissen der Erde sich genährt haben, und daß eine sehr lange Zeit verflossen ist, ehe der wilde Mensch sich gewöhnte, von Jagd, Fischfang und Ackerbau zu leben. Aber wo ist das Land, welches zu allen Jahreszeiten freiwillig Früchte erzeugt, und in solchem Ueberflusse, daß mehre Vereine wilder Menschen hinlängliche Nahrung haben? Die Gegenden, welche ich beschreibe, sind wenigstens nicht von dieser Art. Es scheint überdieß, daß es den ersten Wilden eben so schwer gewesen sein müsse, eine wildwachsene Frucht oder Wurzel, als das Fleisch eines vierfüßigen Thieres zu essen. Sei dem wie ihm wolle, alle Völkerschaften wilder Indianer, welche ich in dem vorhergehenden Kapitel beschrieben habe, bestanden zur Zeit der Ankunft der ersten Spanier, und bestehen noch jetzt, aus Individuen, die von Jagd, Fischfang und Ackerbau leben, und keine führte ein Hirtenleben, weil

vierfüßige Hausthiere und zahmes Geflügel ihnen unbekannt waren. Das Hirtenleben, und die Sorgfalt, welche es erfordert, scheinen dem Menschen nicht so sehr zu behagen, als die Jagd, welche durch die Ueberraschungen, die man dabei erfährt, und die gewonnenen Siege, das Vergnügen lebhafter macht, und der Eitelkeit schmeichelt. So viel ist gewiß, daß sie jetzt die Jagd dem Hirtenleben und dem Ackerbau vorziehen, obgleich es allen leicht war, sich unsre Hausthiere zu verschaffen. Diejenigen, welche einige derselben haben, sorgen nur wenig oder gar nicht dafür, ausgenommen für die Pferde, deren sie durchaus bedürfen. Die erste Beschäftigung des freien Menschen war daher wahrscheinlich die Jagd, und die Beschäftigung mit Fischfang hängt weniger ab von der Wahl, als von dem Zufalle, welcher eine nähere Verbindung mit dem Wasser gestiftet hatte. Diejenigen Völkerschaften, die in diesem Falle sind, wie die Guatos und die Payaguas, ziehen den Fischfang allen andern Beschäftigungen vor, weil er auch seine Ueberraschungen und Bequemlichkeiten hat, welche die Siege des Jägers sogar übertreffen. Ackerbau und Hirtenleben sind später. Es waren in jenen Gegenden viele ackerbauende Völkerschaften, aber keine, welche ein Hirtenleben führte; ein Beweis, daß diese Lebensweise nicht in die früheste Periode des wilden Menschen fällt, und das letzte Mittel zum Unterhalte ist, wozu er seine Zuflucht nimmt.

Man findet, bei näherer Betrachtung, daß alle Völkerschaften, welche von der Jagd leben, wie die Charruas, die Minuanes, die Pampas, die Patagonen,

die Guaicurus, die Mbayas, die Lenguas und mehre andre, die unstätesten, die arbeitsscheusten, die kriegerischten, die wildesten sind, während diejenigen, die von Fischfang leben, wie die Payaguas, die Guasarapos und die Guatos, festere Sitze haben, und thätiger, aber eben so stark, kriegerisch und wild sind, und die letztre Völkerschaft ist es wohl nur darum in minderem Grade, weil sie so sehr geschmolzen ist. Alle ackerbauende Völkerschaften aber sind sanft, friedlich und führen höchstens nur Vertheidigungskriege, selbst wenn sie durch Wuchs und Körperkraft vor den andern sich auszeichnen, wie es bei den Guanas, den Machicuys und den Guentuses der Fall ist.

Die ackerbauenden Völkerschaften säeten Baumwolle, Manduby, Mais, süße Bataten, Piment, (spanischer Pfeffer), Bohnen, Manioc und Camanioc, Flaschenkürbisse (Calebasses) und viele verschiedene Arten von jeder dieser Pflanzen. Es läßt sich nicht einsehen, woher sie dieselben erhalten haben, da keine von diesen Pflanzen in ihrem Lande wild wächst. Unsern Landbauern gelingt es durch vieles Nachdenken, durch Dünger, durch allerlei Kombinationen, durch Propfen, die Blumen, die Früchte und den Samen vollkommener zu machen, aber es fehlen ihnen noch viele Arten von Mais, süßen Bataten, Bohnen und Flaschenkürbissen, welche die Indianer sich verschafft haben, obgleich sie noch im wildem Zustande leben, und weder von Nachdenken, noch von Dünger und Propfen etwas wissen, sondern nichts thun, als mit einem Stocke ein Loch in die Erde machen, um die Sa-

menkörner hineinzulegen, welche sie oft erst als reife Ernte wiedersehen.

Nicht minder unbegreiflich ist es für mich, wie die Guaranys, ein ackerbauendes und folglich wenig zu Wanderungen geneigtes Volk, sich so ungeheuer und so zahlreich hat ausbreiten können, während alle übrige Völkerschaften, von unstäterer Lebensweise auf so wenige Individuen herabgeschmolzen, und in sehr kleine Gebiete gewissermaßen eingeschlossen sind, wo einige, wie die Guatos, in einer kleinen Lagune sich verbergen, was fast auch bei den Guasarapos der Fall ist. Wenn man annehmen wollte, daß die Guaranys sich vor den übrigen Völkerschaften durch Fruchtbarkeit auszeichneten, so würde man sich irren, da sie in diesem Stücke gar keine Vorzüge haben. Ich glaube vielmehr das Gegentheil, und die Jesuiten waren derselbigen Meinung, denn sie ließen, wie man allgemein versichert, in ihren Ansiedlungen um Mitternacht mit einer großen Glocke läuten, um die Indianer aufzuwecken und sie zu dem Fortpflanzungsgeschäfte zu ermuntern. Soviel ist ausgemacht, daß die Guaranys unter allen Indianern am wenigsten stark und rüstig sind, und daß sie nicht länger und vielleicht nicht einmahl so lange leben als wir.

Der Genuß des Friedens, könnte man glauben, hätte die Vermehrung der Guaranys begünstigt, während der Krieg die übrigen Indianer aufrieb, aber dieß ist nicht wahrscheinlich, da die Zahl der Guatos, die friedlich in ihrer Lagune wohnen, seit mehr als drei hundert Jahren nicht zugenommen hat. Noch andre Völker-

schaften gibt es, die eben so friedfertig sind und Landbau treiben, wie die Guaranys, als z. B., die Guayanas, die Nalicuegas, die Guanas, die Machicuys, die Guentuses und andre, welche sich in Verhältniß zu den Guaranys eben so sehr vermindert haben. Dazu kommt noch, daß diese Völkerschaften vor Ankunft der Europäer, keine Pferde hatten, und da sie sehr weit von einander entfernt waren, nur mit großen Schwierigkeiten sich bekriegen konnten.

Eben so wenig kann ich begreifen, wie die Sprache der Guaranys sich so weit hat verbreiten können in dem unermeßlichen Gebiete, welches die Portugiesen und Franzosen besitzen, und in einem Theile des Landes, das ich beschreibe, unter einer großen Menge unabhängiger Horden, die fast vereinzelt leben, fast gar keinen Handel treiben, und noch weniger von Büchern etwas wissen. Dagegen ist es den Regierungen von Frankreich und Spanien, ungeachtet ihrer Bemühungen, ihrer Schulen, ihrer Bücher, und ihrer Hülfsmittel zum gegenseitigen Verkehr, nie gelungen, den allgemeinen und ausschließenden Gebrauch des Spanischen und Französischen in allen ihren Provinzen einzuführen.

Merkwürdig ist es, daß die Portugiesen binnen wenigen Jahren alle Guaranys in Brasilien zu Sklaven machten, daß während desselbigen Zeitraumes die spanischen Eroberer mehr als vierzig Ansiedlungen gründeten, und wenige Jahre nachher die Jesuiten ihre berühmten Niederlassungen an den Flüssen Parana und Uruguay stifteten, indem sie die Guaranys, welche sie

in der Provinz Chiquitos fanden, in Ansiedlungen vereinigten; während auf der andere Seite bis jetzt niemand Ansiedlungen stiften, oder eine der von mir beschriebenen Völkerschaften in einen civilisirten Zustand bringen konnte, obgleich man zur Erreichung dieses Zwecks, während des Laufes dreier Jahrhunderte, ohne Unterbrechung Geld, Ueberredung und Gewalt gebraucht hat. Diese Thatsachen beweisen, daß es zwischen den Guaranys und den andern Völkerschaften, von welchen ich gesprochen habe, mehr Verschiedenheiten gibt, als zwischen den Nazionen des alten Kontinents, und als selbst zwischen vielen vierfüßigen Thieren von verschiedener Gattung. Man glaube nicht, daß die Ursache in dem Klima liege, denn die Guaranys, die Payaguas, die Lenguas u. a. lebten in denselbigen Ebenen, unter demselbigen Breitengrade, und ihr gemeinschaftlicher Wohnplatz besaß dieselbigen Pflanzen, dieselbigen Vögel, und dieselbigen vierfüßigen Thiere, ohne daß irgend ein Unterschied in Gestalt oder Größe bemerkbar gewesen wäre. Die Patagonen und andre Indianer von gleicher Größe sind in demselbigen Falle. Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die Guaranys klein und schwach wären, weil sie in Wäldern oder in der Nähe derselben wohnten, und die übrigen Völkerschaften in offenen Ebenen lebten. Denn nicht alle Guaranys befanden sich in jenem Falle, und die Tupys nnd Guayanas, die nie aus ihren Wäldern gekommen sind, haben darum doch einen größern Wuchs und die schönste Wohlgestalt, und bis auf den heutigen Tag hat niemand sie unterjochen können.

Eben so merkwürdig sind dem Beobachter die große Verschiedenheit ihrer Sprachen, ihre Stärke, ihr Wuchs, ihre rüstige Kraft. Es ist auffallend zu sehen, daß Völker, welche weder Religion, noch Obrigkeiten und Gesetze, noch Besorgnisse und Hoffnungen für Gegenwart und Zukunft haben, sich freiwillig gewissen Gebräuchen in ihren Krankheiten und bei ihren Heirathen unterworfen haben, ungereimten grausamen Gebräuchen, die wir uns nicht von den wildesten Tyrannen würden auflegen lassen, welche Preise und Belohnungen sie auch anbieten möchten. Gewöhnlich geben diese Indianer keinen Grund von ihren Handlungen an, und es ist schwer, ja unmöglich denselben zu errathen. Man fragt sich verwundert, wie solche Gedanken in eines Menschen Kopf kommen können.

Ich bewundre ihren hohen Wuchs, und die Zierlichkeit ihrer körperlichen Formen und Verhältnisse, die nicht ihres Gleichen haben. Ihre geringe Fruchtbarkeit ist mir, wie ich oben erwähnte, bei der Durchsicht älterer und neuerer Kataster von den Guarany-Ansiedlungen bewiesen worden, und ich habe das Verhältniß der Anzahl der Weiber und Männer wie 14 zu 13 gefunden. Von den andern wilden Völkerschaften konnte ich mir zwar keine ähnlichen Verzeichnisse verschaffen, aber so viel ich aus Erkundigungen und Beobachtungen weiß, hat unter den Völkerschaften, welche ihre Kinder nicht tödten, keine Frau zehn Kinder gehabt, und im allgemeinen sind die Weiber nicht so fruchtbar als die Spanierinnen. Dieß beweiset auch die Abnahme der Volksmenge bei allen Indianern, außer den Guaranys. Die Anzahl der Guatos, der Guasarapos, der Machicuys, der Guen-

tuses, der Vilelas, der Chumipys hat sich in dreihundert Jahren nicht vermehrt, obgleich sie weder die zerstörende Gewohnheit des Abtreibens noch Kriege kennen, und von Fischfang oder Landbau leben.

Ich kann die Ursache der geringen Fruchtbarkeit der Indianerinnen nicht in dem Klima suchen, da in demselbigen Lande die Spanierinnen fruchtbarer als sie, und wenigstens eben so fruchtbar als die Europäerinnen sind. Eben so wenig läßt sich annehmen, daß ein großer Theil von den Kindern der Indianer wegen dürftiger Nahrung oder wegen der harten Lebensweise umkomme; denn sie haben immer etwas zu essen, und ihre Lebensweise schwächt und tödtet sie keineswegs, sondern macht sie im Gegentheil kräftiger als wir sind, gibt ihnen bessere Gesundheit, längere Lebensdauer und erhält ihnen bis zum Tode ihre Haare und alle ihre Zähne. Unter den Spaniern, die in demselbigen Lande wohnen, findet man viele Kahlköpfe, und mehr Personen, welchen die Zähne fehlen, als ich sonst irgendwo angetroffen habe.

Nicht minder merkwürdig ist die Leichtigkeit, womit alle Indianerinnen gebären. Niemand leistet ihnen Beistand, sie empfinden keine nachtheiligen Folgen, obgleich sie an demselbigen Tage, wo sie entbunden werden, wieder zu ihren gewöhnlichen Geschäften zurückkehren, und nie fehlt es ihnen an Milch. In diesem allen gleichen die Indianer ohne Zweifel den vierfüßigen Thieren, und die Männer übertreffen diese noch durch die Unempfindlichkeit, womit sie rauhe Witterung, Mangel, und die grausame Behandlung ertragen, welche bei ihren Trauerge-

bräuchen und Festen statt findet, durch die Geduld, womit sie, ohne zu klagen, Krankheiten und Tod erleiden, durch die Gleichgültigkeit, welche sie in ihren letzten Augenblicken zeigen, wo sie keine Unruhe über die Zukunft, oder über das Schicksal ihrer Weiber und Kinder verrathen.

Woher — fühlt man sich gedrungen zu fragen — der auffallende Umstand, daß einige nicht sehr zahlreiche Völkerschaften von andern rings eingeschlossen sind? Ich habe oben erwähnt, daß die Tupys, die Guayanas, die Ñuaras, die Malicuegas, die Guasarapos und die Guatos auf diese Weise mitten unter den Guaranys wohnen. Sind diese Völkerschaften in das Innere gedrungen, ehe sie von den Guaranys eingeschlossen wurden, warum haben sie sich nicht eben so sehr vermehrt und ausgebreitet als diese? Wenn sie aber im Gegentheile erst nach Vertreibung der Guaranys ihre Wohnsitze eingenommen haben, warum ließen sie, so zu sagen, die Thüre hinter sich verschließen?

Noch weniger begreife ich, auf welchem Wege die von mir beschriebenen Indianer zu den Wohnplätzen gelangt sind, wo man sie jetzt findet. Wären sie von Mitternacht hergekommen? Aber warum ist denn im nördlichen Amerika kein einziger Indianer von den Racen, die ich beschrieben habe, zurück geblieben? Läßt sich annehmen, daß die Guatos, welche bis auf zwölf oder zwanzig Individuen geschmolzen sind, oder die Guasarapos, keine andre Lagune gefunden hätten, als diejenige, welche sie bewohnen? Hätten die Charruas, die Pampas, die Patagonen, die Guaicurus, die Mbayas und andre Völ-

kerschaften, die zu den kräftigsten, mächtigsten und unbezähmbarsten in der Welt gehören, nicht selbst in den Wüsten des nördlichen Amerika's Wohnplätze finden können, und wären sie gezwungen worden, sich an dem fernsten Winkel des südlichen Theils dieses Kontinents niederzulassen? Sollten sie nicht in den nördlichen Gegenden eben so viel Land und eben so viel Gelegenheit zu Jagd und Fischfang gefunden haben, als die schwachen Völkerschaften, welche jetzt dort wohnen? Oder war's Uebermaaß der Bevölkerung, was sie zur Auswanderung nöthigte? Keine dieser Vermuthungen hat Wahrscheinlichkeit für sich. Noch weniger glaublich ist es, daß die schwachen muthlosen Völkerschaften in Nord-Amerika sie hätten zwingen können, das Land zu verlassen, da es der ganzen Macht der Spanier, ungeachtet der Ueberlegenheit, welche ihnen Pferde und Feuergewehr gaben, während eines Kampfs von dreihundert Jahren nicht gelungen ist, diesen Indianern einen Theil ihres Gebiets zu entreißen.

Diejenigen, welche der Meinung beistimmen, daß die vierfüßigen Thiere in diesem Lande nach einander geschaffen sind, und jede Gattung nicht von einem einzigen Paare, sondern von mehrern abstammt, werden meine Bemerkungen über die Indianer auf gleiche Weise erklären wollen. Sie werden annehmen, daß keine dieser Völkerschaften je auf dem alten Kontinent gewesen sei, daß alle auf dem Wohnplatze, wo sie leben, geschaffen seien. Bei der Voraussetzung, daß diese Indianer mit den Europäern nicht von gleicher Race sind, wird es ihnen nicht schwer werden, diese gegenseitige Verschiedenheit zu erklären, und willig werden sie zugeben, daß jede der

minder zahlreichen Völkerschaften von einem einzigen Paare abstammen könne. Mögen diejenigen, welche sich mit der Geschichte der Menschheit beschäftigen, diese Meinung prüfen, welcher ich nicht beistimme. Ich darf indeß nicht vergessen, hier eines Zweifels zu erwähnen, der so alt ist, als die Entdeckung von Amerika. Die ersten Spanier, welche mit den Amerikanern Verkehr hatten, hielten dieselben nicht für Menschen gleichen Ursprungs, sondern für eine Mittelgattung zwischen Menschen und Thieren, welche ungeachtet der Aehnlichkeit der Gestalt, in andern Rücksichten von uns verschieden wäre, und weder Verstand noch Fähigkeit und Talent genug besäße, um unsre Religion zu begreifen und auszuüben. Dieß war die Meinung der meisten Weltlichen, und selbst mehrer achtungswürdigen Priester, die unter den wenigen Geistlichen waren, welche damahls nach Amerika kamen. Sie konnten sich indeß nicht verbergen, daß sie, bei der Behauptung einer solchen Meinung, in dem neu entdeckten großen und reichen Lande keine religiöse Rolle spielen konnten. Einer der Hauptanhänger dieser Meinung war der Bischof Franz Thomas Ortiz. Er sandte der Oberbehörde zu Madrid eine Denkschrift, worin er äußerte, daß er die Indianer, nach den Erfahrungen, die er während eines langen Umgangs mit denselben gesammelt hätte, für dumme Wesen halten müßte, welche eben so wenig als die wilden Thiere fähig wären, die Vorschriften der Religion einzusehen und zu befolgen. Andre Priester hingegen, an deren Spitze der berühmte Franz Bartholomäus de las Casas stand, behaupteten, die Indianer wären Menschen unsrer Gattung und so gut als wir em-

pfänglich für die Lehren des Christenthums. Die Anhänger beider Meinungen stritten lebhaft mit einander, und um beide zu vereinigen, stellten andre Priester die Behauptung auf, die Indianer wären allerdings so gut als wir Menschen, aber so beschränkt in ihren geistigen Fähigkeiten, daß man sich begnügen müßte, sie zu taufen, und ihnen die übrigen Sakramente nicht ertheilen dürfte. Las Casas trat als Vertheidiger und eifriger Beschützer der Indianer auf. Er führte zu ihren Gunsten alle Gründe an, die er auffinden konnte, und um die Behauptungen seiner Gegner zu entkräften, befolgte er das gewöhnliche Verfahren der Parteivertheidiger, er verschrie die Spanier, indem er behauptete, daß sie nur darum die Indianer durchaus zu Thieren machen wollten, um sie als solche zu behandeln und um die Abscheulichkeiten zu entschuldigen, welche sie gegen dieselben begingen. Der Erfolg seiner Bemühungen war, daß Papst Paul III. am 2. Junius 1537 eine Bulle erließ, worin er die Indianer für wahre Menschen und aller Sakramente unsrer Religion fähig erklärte. Diesem Siege verdankte Las Casas ein Bisthum und einen großen Ruf, aber die Pfarrer in Peru ließen sich dadurch nicht bewegen, den Indianern das Abendmahl zu reichen. Sie beharrten fast hundert Jahre lang auf ihrer Weigerung, unter dem Vorwande, daß diese Völker zu unfähig wären. Ihre Abneigung konnte nur durch das Ansehen mehrer Provinzial-Concilien überwunden werden, wovon drei zu Lima, und die übrigen zu Arequipa, zu La Plata oder Chuquizaca, zu La Paz und zu Assumcion gehalten wurden.

Es ist bemerkenswerth, daß jede der streitenden Parteien einen Bischof an ihrer Spitze hatte, und daß der Papst, so groß damahls seine Macht auch war, nichts vermochte, gegen den Widerwillen der erfahrenen Pfarrer, welche den civilisirtesten Indianern, die es gab, den Unterthanen der Incas, nur das Sakrament der Taufe ertheilen wollten. Selbst der Papst schien ~~an der Fähigkeit~~ zu zweifeln, ob die Indianer für religiöse Begriffe fähig wären, da er sie von dem Gerichtssprengel der Inquisition ausnahm, und fast von allen kirchlichen Vorschriften entband. Aus allem erhellet so viel, daß man auf beiden Seiten scheinbare Gründe hatte. Die Frage war sehr wichtig nach den Grundsätzen des Katholizismus. Stimmte man der Meinung des Ortiz und seiner Anhänger bei, so gerieth man, wenn sie falsch war, in Gefahr, die Indianer der zu ihrem Heile nöthigen, Sakramente und folglich der Seligkeit zu berauben. Wenn man es aber mit Las Casas hielt, und dieser sich irrte, so hätte man sich eine entsetzliche Entweihung der Sakramente vorwerfen müssen. Ich will einige von den Gründen mittheilen, welche beide Parteien für sich anführten. Wenn die Indianer — sagten die Anhänger des Ortiz — mit uns von gleichem Ursprunge wären, so hätten sie von dem alten Kontinente auf das neue übergehen und dieses von einem Ende bis zum andern durchwandern müssen. Nur die äußerste Noth hätte sie zu einem solchen Schritte bewegen können, denn der Mensch liebt den heimischen Boden, und verläßt ihn nie aus freiwilligem Antriebe, wie es die wilden Indianer, welche seit dreihundert Jahren nicht ausgewandert sind, und die civilisirten Völker

beweisen, welche nie ihre Wohnplätze verlassen. Die einzigen natürlichen Ursachen der Auswanderung eines Volkes sind wohl keine andern, als eine übermäßige Bevölkerung, welche ein Gebiet zu klein für seine Bewohner macht, und die ungünstige Beschaffenheit des Bodens und des Klimas. Da aber die indianischen Völkerschaften in Südamerika aber so wenig zahlreich sind, und für sie kein Klima, kein Boden ungünstig zu sein scheint, so sieht man nicht, was sie zum Auswandern hätte bewegen können, und wenn sie nicht ausgewandert sind, haben sie nicht gleichen Ursprung mit den Europäern.

Die örtliche Lage jener Völkerschaften, die alle in dem äußersten Süden von Amerika wohnen, ohne daß sich in dem Norden des neuen so wenig als des alten Kontinents Spuren von ihnen finden, diese Lage scheint anzudeuten, daß sie nicht durch Einwanderung auf ihre jezzigen Wohnplätze gekommen sind, weil sonst ein Theil von ihnen in den alten Wohnsitzen zurück geblieben sein würde. Die Anhänger der entgegen gesetzten Meinung werden freilich behaupten, daß die Indianer von einem Kontinente auf den andern übergingen, und gesetzt man könnte sie in die Klasse der Thiere setzen, so habe die Sündfluth bekanntlich alle zerstört, mit Ausnahme weniger Individuen, welche in der alten Welt erhalten wurden. Die Laien werden dagegen einwenden, „jene Fluth „wäre nur auf dem alten Kontinente allgemein gewesen, „weil die Wasser nur funfzehn Ellen über den armeni„schen Gebirgen gestanden hätten, also noch lange nicht „die amerikanischen Berge hätten bedecken können, deren „Gipfel über die Wolkenregion sich erhebt, und wo es

„nie regnet. Die Indianer und die Thiere konnten sich „also leicht vor der Ueberschwemmung sichern, wenn sie „sich auf die höchsten Gegenden zurück zogen."

Unter den beschriebenen Völkerschaften zählt man fünf und dreißig verschiedene Sprachen. Ich glaube ohne Uebertreibung annehmen zu können, daß es noch sechs andre Sprachen unter den Nazionen, die westlich von den Pampas wohnen, eben so viele unter denjenigen, die südlich von denselben leben, und acht unter den alten Indianern in der Provinz Chiquitos gebe. Es finden sich also fünf und funzig sehr verschiedene Sprachen, und es möchte daher ebenfalls keine übertriebene Voraussetzung sein, daß sich in dem ganzen Umfange von Amerika tausend verschiedene Sprachen fanden, das heißt vielleicht mehr als in ganz Europa und in ganz Asien. Erwägt man nur diesen Umstand, so wird man schwerlich befriedigend zu erklären wissen, wie diese Völkerschaften von dem einen Kontinente zu dem andern, entweder auf einem nördlichen oder auf irgend einem andern Wege, übergegangen sein können. Es ist hier nicht die Rede von dem Uebergange eines Mannes oder eines Weibes in einem Kanot oder auf einem Flosse, oder eines Theiles einer benachbarten Völkerschaft, sondern es soll über einen Meeresarm eine Menge ganzer Völkerschaften gehen, von welchen nicht ein einziges Individuum in den alten Wohnsitzen zurück geblieben ist. Diese Völkerschaften sind sehr unterschieden durch Wuchs, Stärke und körperliche Verhältnisse, und reden tausend völlig von einander abweichende Sprachen; welche auf dieselbige Weise von der Natur gelehrt zu sein scheinen, wie sie

die Hunde im Bellen und die andern Thiere in der Bildung der Töne unterrichtet; Sprachen, die sehr arm, voll von Nasentönen und Kehllauten sind und auch darin der Thiersprache ähnlich, fast gar nicht mit der Zunge ausgesprochen werden. Die Einheit der Sprache der Guaranys, welche ein so ausgedehntes Gebiet bewohnen, ist noch ein Beweis mehr, daß diese Wilden denselbigen Sprachlehrer gehabt haben, der die Hunde in allen Ländern auf gleiche Weise bellen lehrte.

Diejenigen, welche die Indianer bloß für Thiere hielten, stellten ohne Zweifel Vergleichungen an, und fanden wahrscheinlich noch andre physische oder moralische Aehnlichkeiten zwischen beiden. Viele solcher Aehnlichkeiten mit den Thieren, fallen allerdings dem Beobachter auf, als die Feinheit des Geruches, die Weiße und regelmäßige Stellung der Zähne, der seltene Gebrauch der Stimme, die Gewohnheit nie laut zu lachen, die Gleichgültigkeit bei Befriedigung des Geschlechtstriebes ohne vorläufige Einladungen und ohne alle Ceremonien; die leichte gefahrlose Entbindung der Weiber, der Genuß unbeschränkter Freiheit; die freiwillige Beobachtung gewisser Gebräuche, ohne Ursprung und Grund derselben zu kennen; die Unkunde des Spiels, des Tanzes, des Gesanges; die geduldige Ertragung der Unbilden der Witterung und des Hungers; die Gewohnheit nur vor oder nach dem Essen, aber nie während desselben zu trinken, und andre Eigenheiten mehr, welche im vorhergehenden Kapitel angeführt sind. Nicht weniger mußten die Beobachter, außer diesen Aehnlichkeiten mit

den Thieren, Verschiedenheiten zwischen den Indianern und den Europäern finden. Sie sahen, daß die Farbe der Indianer verschieden war, daß sie keinen Bart hatten, daß die Männer weniger Haare und die Weiber eine minder häufige monatliche Ausleerung hatten, daß ihre Haare gröber, platter und immer schwarz waren; daß ihre Geschlechtstheile nicht gleiche Verhältnisse hatten; daß sie weit phlegmatischer und weniger erzürnbar waren, daß ihre Stimme weder stark noch tönend war und kaum vernehmbar, daß man keine Spur leidenschaftlicher Regungen in ihrem Aeußern bemerkt; daß ihr Leben länger dauert, ihre Weiber aber nicht so fruchtbar sind als die in demselbigen Lande wohnenden Europäerinnen; daß die Lustseuche aus der Vermischung der Europäer mit den Amerikanern zu entstehen scheint, und in frühern Zeiten so unbekannt in Europa als in Amerika war.

Die Meinung hingegen, welche den Amerikanern und Europäern einen gemeinschaftlichen Stammvater gibt, und sie für Auswandrer von dem alten Kontinente hielt, stützte sich auf folgende Gründe. Man fand, daß ihr Körperbau dem unsrigen ganz gleich war, und aus denselbigen Theilen bestand; daß sie alle Künste erlernten, wenn man sie unterrichten wollte; daß sie unsre Sprache lernten und alle unsre Handlungen nachahmten, daß sie reden und urtheilen konnten, wie wir, und in Mexiko und Peru, Idole halten und die Sonne anbeteten. Ohne Zweifel ward man in dieser Meinung befestigt, als man sah, daß aus der Begattung der Europäer und Amerikaner Kinder entstanden, welche zur Fortpflanzung tauglich waren, da die meisten Naturforscher glauben, es sei ein

hinlänglicher Beweis der Gattungsidentität, wenn aus der Vereinigung eines männlichen und weiblichen Thieres ein fruchtbares Individuum entsteht. *)

*) Die Naturforscher rechnen zu derselbigen Gattung alle Thiere, welche eine völlig gleiche innere und äußere Bildung haben, oder deren Verschiedenheiten nicht das Werk ursprünglicher Zeugungskraft, sondern das Resultat klimatischer Einflüsse oder der Lebensweise sind. Die Vermischung der Gattungen und die Reproduktion von Bastardgattungen ist allerdings möglich und sogar erwiesen, allein diese Vermischung ist selten, diese Reproduktion sehr schwierig. Man sieht nur unter gezähmten Thieren und unter wenig verschiedenen Gattungen Beispiele davon. Findet die Reproduktion, was zu bezweifeln ist, im wilden Zustande statt, so bleibt sie ohne Folgen, weil die Bastardgattung schnell zerstört wird. Es folgt daraus, daß die Leichtigkeit ununterbrochener Fortpflanzung zwischen einigermaßen verschiedenen Racen immer ein starker Beweis für Gattungsgleichheit ist. Uebrigens ist unter den Merkmahlen, wodurch man die Europäer von den Indianern hat unterscheiden wollen, kein einziges, welches für ein spezifisches gelten kann. C. A. W.

Drittes Kapitel.

Von den Mitteln, welche die Eroberer von Amerika zur Unterwerfung der Indianer brauchten.

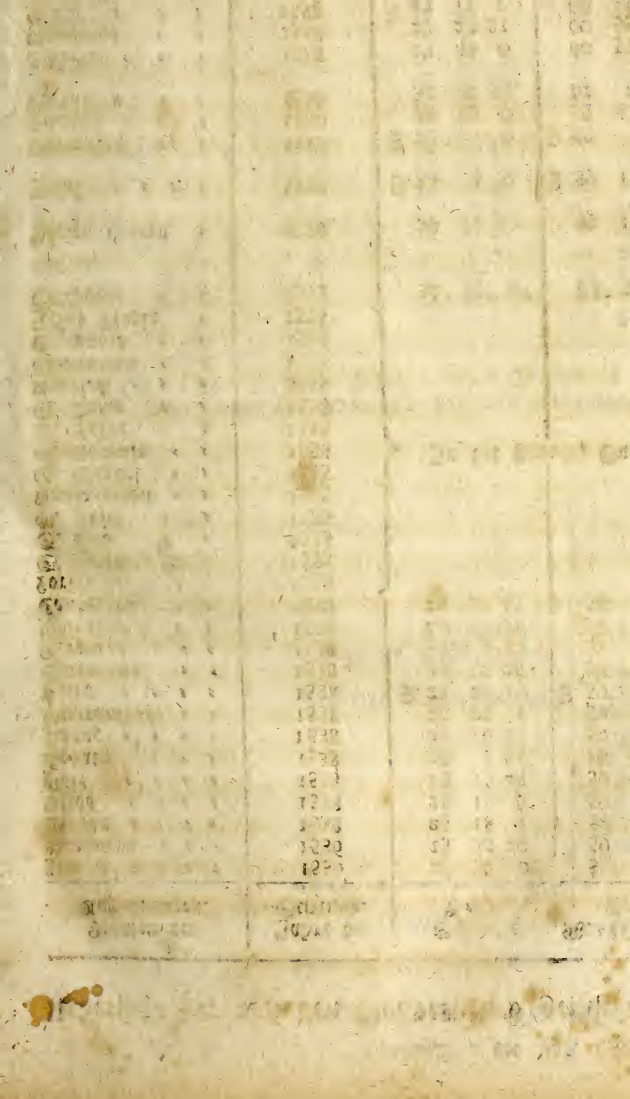
Die Spanier behandelten die Indianer, welche ich beschreibe, nicht wie die Bewohner anderer Gegenden von Amerika, und da mein Gegenstand nur eine besondre Beschreibung ist, so werde ich mich nicht auf eine allgemeine Uebersicht einlassen, sondern nur die Mittel angeben, deren sich die Spanier bedienten, um die Indianer in den von mir durchreiseten Gegenden zu unterwerfen. Ich rede zuerst, um die Sache desto deutlicher auseinander zu setzen, von dem Verfahren der weltlichen Eroberer, und in dem folgenden Abschnitte von der Verfahrungsart der Jesuiten in ihren berühmten Ansiedlungen am Parana und am Uruguay.

Die Anführer, welchen die Eroberung von Paraguay und den Uferländern des La Plata aufgetragen war, machten einen Unterschied in der Behandlung der Indianer. Wenn sie sich Beleidigungen oder Ungerechtigkeiten gegen die Spanier erlaubten, so wurden sie von diesen, nachdem man sie überwunden hatte, getheilt,

Uebersicht der von den Gouverneurs gestifteten Indianer-Ansiedlungen.

Namen der Ansiedlungen.	Jahre der Stiftung.	Südliche Breite.	W. Länge von Paris.	Anmerkungen.
Ita	1536	25° 30′ 30″	59° 45′ 8″	
Yaguaron	1536	25 33 20	59 39 14	
Arequa	1538	25 18 1	59 45 38	
Altos	1538	25 16 6	59 38 30	
Pois	1538	25 16 45	59 30 22	
Tobaty	1538	25 1 35	59 29 1	
Ypane	1538	23 16 26	59 22 10	
Guarambare	1538	23 23 1	59 19 29	
Atira	1538	Z. 23 26 17	Z. 59 26 57	Vereinigt mit den Pois 1674.
Maracayu	1538	24 7 25	57 52 54	Zerstört durch die Portugiesen 1676.
Terecany	1538	24 9 30	58 12 10	
Ybiraparya	1538	24 22 56	58 15 28	
Candelaria	1538	24 30 43	58 59 4	
Loreto	1555	In der Provinz Guaira		Zerstört durch die Portugiesen 1631.
S. Ignacio Miri	1555			
S. Xaver	1555			
S. Josef	1555			
Anunciacion	1555			
S. Miguel	1555			
S. Antonio	1555			
S. Pedro	1555			
S. Tome	1555			
Angeles	1555			
Concepcion	1555			
S. Pablo	1555			
Jesus Maria	1555			
Talchaqui	1573	32° 34′ 2″	63° 26′ 30″	Diese Indianer haben spanische Sitten angenommen und sich zerstreut.
Perico Guazu	1579	23 13 30	59 15 25	Zerstört durch die Portugiesen 1674.
Jesui	1579	Z. 24 4 0	Z. 59 19 0	Zerstört durch die Portugiesen 1676
Curumiay	1580	Z. 23 0 0	Z. 57 1 0	Zerstört durch die Portugiesen 1635.
Pacuyu	1580	20 25 0	57 41 0	
Baradero	1580	33 46 35	62 6 30	Zerstört durch die Payaguas 1748.
Ohoma	1588	27 46 0	60 59 56	
Guacaras	1588	27 27 31	60 55 8	
Ytaty	1588	27 17 0	60 31 38	
S. Lucia	1588	28 59 30	61 18 8	
Tarey	1592	22 4 0	60 13 4	Vereinigt unter dem Namen Santa Maria de Fe.
Bombay	1592	Z. 22 14 0	Z. 60 0 0	
Caaguazu	1592	Z. 22 30 0	Z. 59 30 0	Von den Jesuiten Santiago genannt.
Caazapa	1607	26 11 8	58 49 49	
Yuty	1610	27 18 55	58 39 29	
Arecaya	1632	Z. 24 22 40	Z. 58 37 0	Mit den Altos vereinigt 1675.
S. Domingo	1650	Z. 33 23 56	60 38 20	
Ytare	1673	25 52 0	58 59 33	
Quilmes	1677	34 38 45	60 36 50	
S. Xaver	1743	30 32 15	61 27 15	
S. Geronimo	1748	29 10 20	61 43 46	
Cayastá	1749	31 9 20	62 32 0	
S. Pedro	1765	29 57 0	62 37 0	
Garzas	1770	28 28 49	61 11 40	
Ynispin	1795	20 43 30	62 40 30	

Anm. Der Buchstabe Z deutet einen Zweifel an. Die Ansiedlungen, deren Zerstörung nicht angegeben ist, sind noch vorhanden.



und mußten als Dienstboten dienen. Viele Indianer baten die Spanier freiwillig und dringend, sie als Diener zu sich zu nehmen. Auf diese Weise entstanden die (commanderies), welche Yanaconas, oder Komthureien von ursprünglichen Indianern hießen. Hier hatte jeder spanische Kommandeur immer Indianer von beiden Geschlechtern und von jedem Alter bei sich, welche zu seiner Commanderie gehörten, und, wie es ihm beliebte, als Dienstboten von ihm gebraucht wurden. Aber es war ihm nicht erlaubt, sie zu verkaufen, sie zu mißhandeln, sie wegen übler Aufführung, wegen Krankheit oder Altersschwäche zurückzusenden; er mußte sie kleiden, nähren, in ihren Krankheiten pflegen, in der Religion und irgend einem Gewerbe sie unterrichten. Man wachte über die Beobachtung dieser Punkte und hielt jährlich eine lange Musterung, wo man die Klagen der Indianer anhörte. Auf diese Weise wurden nicht nur die Guaranys, welche in San Ysidro, in Las Conchas, und in den Inseln des untern Parana wohnten, sondern auch einige gefangene Pampas, Payaguas Guaicurus und Mbayas vertheilt, die man im Kriege genommen hatte, so wie die Orejones und andre aus der Provinz Chiquitos, die man nach Paraguay führte.

Wenn aber die Indianer sich während des Friedens unterwarfen, oder ein Krieg durch einen Vertrag endigte, zwang man sie, sich in ihrem eigenen Gebiete einen festen Wohnplatz zu wählen, um sich mit ihren Hütten dort anzusiedeln. Man wählte alsdann sogleich einen Kaziken, oder einen Unterthanen, der fähig war, das Amt eines

Corregidors zu versehen, und nahm aus den übrigen Indianern die Munizpalbeamten und Alcalden, gerade so wie in den spanischen Städten. Wenn alles eingerichtet und im Gange war, bildete man die Commanderien, welche Mitayos genannt wurden, und vertheilte sie unter die Spanier nach Verhältniß der geleisteten Dienste. Jede bestand aus einer Division, d. h. einem Kaziken und den Indianern, welche ihn in solcher Eigenschaft erkannten. Diese Commanderien waren aber nicht so gesucht als die Yanaconas, weil nur die Männer von achtzehn bis zwanzig Jahren verpflichtet waren, dem Commandeur abwechselnd zwei Monate zu dienen. Während der übrigen Zeit des Jahres waren sie dienstfrei und den Spaniern völlig gleich. Die Spanier konnten nichts verlangen von den Weibern, von den Kaziken, und den ältesten Söhnen derselben, von denjenigen, die das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht, oder es überschritten hatten, und von allen, welche ein Amt in der Ansiedlung verwalteten.

Da man stets Befehle und Ermahnungen ergehen ließ, die Entdeckungen und Eroberungen fortzusetzen, ohne daß man die nöthigen Gelder und Hülfsmittel herbeischaffte, so ersann Domingo Martinez de Yrala, der die Eroberung des Landes leitete, ein Mittel, ohne Kosten Fortschritte zu machen. Wenn er wußte, daß es irgendwo eine nicht zahlreiche Indianerhorde gab, so übertrug er den Besitz derselben unter dem Titel einer Commanderie, jedem, der es über sich nehmen wollte, diese Indianer auf seine Kosten mit irgend einer Ansiedlung unterworfener

Indianer zu vereinigen, oder wenn er wollte eine neue aus ihnen zu bilden. Konnte derjenige, der eine solche Commanderie erhielt, durch friedliche Mittel seinen Zweck nicht erreichen, so sammelte er einen kleinen Haufen von Bewaffneten, und zwang die Indianer, sich in eine Ansiedlung zu vereinigen, welche er alsdann als eine Mitayos-Commanderie besaß. Ward hingegen eine Indianerhorde als sehr zahlreich beschrieben, so ließ der Anführer Erkundigung einziehen, und wenn er seiner Sache gewiß war, eine Compagnie Spanier gegen die Indianer rücken, um eine mehr oder minder große Stadt auf ihrem Gebiete zu erbauen. Diese Spanier theilten alsdann die umwohnenden Indianer unter sich und bildeten Yanaconas- oder Mitayos-Commanderien daraus.

Um die Privatleute, für die Kosten, die Mühe und die Gefahren zu entschädigen, welche sie — aber nie die Regierung — bei der Unterwerfung der Indianer und der Stiftung der Ansiedlungen gehabt hatten, machte Yrala folgende Einrichtungen. Jene Commanderien gehörten dem ersten und zweiten Besitzer lebenslänglich; nach Verlauf dieser Zeit aber hörten ihre Rechte auf, und die Indianer waren in dem Genusse völliger Freiheit, den Spaniern gleich, und zahlten dem Staatsschatze bloß einen gewissen Tribut. Yrala glaubte, daß die Zeit, welche für die Dauer einer Commanderie bestimmt war, erforderlich wäre, um die Indianer zu unterrichten und zu civilisiren, was unter der Leitung des, persönlich dabei interessirten Commandeurs, und unter Aufsicht des Anführers geschah, der sich nach dem Zustande der Indianer

und nach der Behandlung, die sie erfuhren, sorgfältig erkundigte. Nach meiner Meinung konnte man die Vergrößerung der Eroberungen, die Civilisation und die Freiheit der Indianer, nicht besser vereinigen mit der Belohnung, welche denjenigen gebührte, die alles auf ihre Kosten unternahmen.

Da die Eroberer keine Weiber mit aus Europa gebracht hatten, so nahmen sie sich, um das Bedürfniß zu befriedigen, Indianerinnen bald als rechtmäßige Gattinnen, bald als Beischläferinnen. Einige begnügten sich nicht mit einer Genossinn, sondern nahmen mehrere auf einmahl. So hatte unter andern der Hauptanführer der Eroberer der erwähnte Yrala, Kinder von sieben Indianerinnen, welche Schwestern waren, wie er selber in seinem Testamente, das ich gelesen habe, erklärt. In diesem Punkte also herrschte völlige Freiheit, und die Mestizen, welche aus solchen Verbindungen entsprangen, wurden als Spanier angesehen. Aber ungeachtet dieses unordentlichen Wandels, welcher unvermeidlich war unter stolzen kraftvollen Kriegern, die wohl wußten, daß man sie zur Vertheidigung und Ausbreitung der Eroberungen brauchte, bewahrten die Spanier ihre Religion, und als sie der Indianersprache ein wenig kundig waren, gaben sie, so gut sie konnten, den Unterworfenen einen Begriff vom Christenthume. Dieß war freilich nur sehr wenig, denn die Gebieter wußten selber kaum das Nothdürftige und ihr Hauptaugenmerk war auf die Unterwerfung und Civilisation der Indianer gerichtet, um sich nützliche Dienstboten zu verschaffen.

In jener frühern Zeit thaten die Priester nichts und konnten nichts thun, weil die ersten Spanier nur einen einzigen Geistlichen mitgebracht hatten, und selbst zwanzig Jahre nach der Eroberung nicht mehr als siebzehn Priester im Lande waren, den Bischof, die Stiftsherrn und Mönche mitgerechnet. Fast alle waren der Landessprache unkundig, und man hatte noch keinen Katechismus entworfen. Endlich zählte man sieben bis acht Städte, oder spanische Kolonien, und gegen vierzig Indianer-Ansiedlungen, und da man kaum zwanzig Geistliche hatte, so sah man ein, daß sie unmöglich über alles in so großen Entfernungen wachen könnten. Die Wenigen unter ihnen, welche die Indianersprache verstanden, reiseten immer umher, und hatten kaum Zeit genug zu taufen.

Man ließ also Jesuiten kommen, und als sie im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts anlangten, vertheilte der geistliche Richter sie auf folgende Weise. Er bestellte zwei für die dreizehn großen Indianer-Ansiedlungen in der Provinz Guayra, die keine Pfarrer hatten, und schickte einen als Seelsorger zu den Indianern in San Ignacio-Guazu. Dieser Priestermangel war gleichfalls Ursache, daß man zwei Jesuiten bestellte, die drei indianischen Ansiedlungen in der Provinz Ytaty zu unterrichten.

Ich werde in dem folgenden Kapitel von den Jesuiten und ihren berühmten Ansiedlungen reden; aber hier kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mit ihrer Ankunft die spanische Herrschaft zu verfallen begann,

und die Unterwerfungen indianischer Stämme aufhörten. Wenn man auf der Tabelle am Ende dieses Abschnittes die Reihe übersieht, welche die Stiftungsjahre enthält, so wird man bemerken, daß die Unterwerfung der Wilden Anfangs rasche bewundernswürdige Fortschritte machte, welche bei der Ankunft der Jesuiten plötzlich aufhörten. Die Geschichte zeigt uns, daß man seit jenem Zeitpunkte keine spanischen Kolonien mehr gestiftet, ja daß man einige der ältern wieder aufgegeben hat; daß seitdem die Eroberung keinen Schritt weiter gerückt und die spanische Macht von Tage zu Tage mehr in Verfall gerathen ist. Ich will hier nicht untersuchen, ob dieß große Mißgeschick durch die Jesuiten, oder durch schlechte Verwaltung verschuldet ist, oder ob beide Ursachen zusammen genommen diese Wirkungen hervorgebracht haben.

Don Francisco Alfaro, Rath bei der Audiencia von Charcas, erhielt vom Hofe den Befehl, nach Paraguay zu gehen, um die Lage der Angelegenheiten zu untersuchen. Die erste Maßregel, welche er 1612 nahm, war die Verordnung, daß künftig niemand mehr die Indianer aufjagen sollte, um sie zu unterwerfen, und daß nicht mehr nach hergebrachter Weise Commanderien sollten ertheilt werden. Ich begreife nicht, auf welche Gründe man diese in politischer Hinsicht so widersinnige Maßregel stützen konnte, aber da dieser Rath die Entwürfe der Jesuiten begünstigte, so vermuthete man damahls, daß diese ihm sein Betragen vorgeschrieben hätten. Seit jener Zeit ward kein Spanier mehr aufgemuntert, unter

großen Gefahren wilde Indianer aufzusuchen, um während der Dauer zweier Generationen ihre Dienste als Kommandeur zu benutzen. Da es damahls weder besoldete Truppen, noch Geld im Lande gab, so besaßen die Gouverneurs kein Mittel mehr, die Eroberungen zu vermehren, und die Indianer zu unterwerfen, und es ward ein plötzlicher Stillstand in allen Unternehmungen. Unsre Nachbarn, die Portugiesen, welche nicht nur allen Privatleuten, die von ihnen zusammen gebrachten Indianer als Commanderie ertheilten, sondern ihnen auch die Erlaubniß gaben, sie für immer als Sklaven zu verkaufen, suchten nun überall, selbst in den abgelegensten Winkeln des Landes, die Wilden auf. Unsere Rechte störend, rissen sie den größten Theil des Gebietes an sich, das sie besitzen, vermehrten ihre Volksmenge, und entdeckten ihre Bergwerke.

Gänzlich also war die einzig wirksame Verfahrungsart aufgehoben, welche die Laien, ohne daß es der Regierung etwas kostete, bei Unterwerfung der Indianer befolgt hatten, und welcher man schnelle und sichere Fortschritte verdankte. Man nahm nun die geistliche Methode an, welche man seit jener Zeit und noch Heut zu Tage befolgt obgleich sie sehr viel kostet und völlig unnütz ist. Ich finde keine einzige, nach dieser Verfahrungsart gestiftete, Ansiedlung, obgleich man zahllose Versuche gemacht hat, die ich indeß nicht auf meiner Tabelle bemerkt habe, um sie nicht mit unnützen Angaben zu überladen. Man wird mir vielleicht einwenden, daß sich auf dieser Tabelle noch bestehende Ansiedlungen finden, welche nach Alfaro's Ver-

ordnungen, nämlich nach 1612, gegründet sind, und also der, seit Ankunft der Jesuiten eingeführten, Methode ihren Ursprung verdanken. Ich antworte darauf, daß die Ansiedlung Arecaya von einem Gouverneur gestiftet ward, welcher aufgebracht gegen die Indianer, die ihn hatten tödten wollen, sie überwand, aus ihrem Gebiete trieb, und sie einigen Spaniern überließ. Die Ansiedlung S. Domingo Soriano ward freiwillig von den Chanas gegründet, als sie sich vor den Charruas fürchteten. Die Indianer von Ytape litten große Hungersnoth und wurden durch ihre Weiber, welche mehr als zwei Drittheile der Volkszahl ausmachten, gezwungen von den Spaniern Lebensmittel zu begehren. Diese bemächtigten sich darauf der Indianer, indem sie dieselben in andre Ansiedlungen vertheilten, bis sie wohl civilisirt waren. Die Ansiedlung Los Quilmes *) endlich wurde durch Indianer gebildet, die man von Santiago del Estero wegführte, um sie in die Nähe von Buenos Ayres zu bringen; und so verdankt keine dieser Ansiedlungen ihr Dasein den Bemühungen der Priester, sondern bloß den Laien und dem Zufalle. Diejenigen Ansiedlungen aber, die nach der Methode der Geistlichen gestiftet wurden, enthalten keinen einzigen christlichen oder civilisirten Indianer.

---

*) Der Name dieser Ansiedlung findet sich in dem Originale an drei verschiedenen Stellen auf dreierlei Art geschrieben: Quilmos — Guitmos — Quilmes. Auf der Charte steht Quilmes, und so schreibe ich den Namen überall.

Der Uebersetzer.

Seit Abschaffung der alten Verfahrungsart gab es immer Geistliche, welche wilde Indianer zu unterwerfen suchten, sei 's daß wahrer Eifer sie trieb, oder das Verlangen sich empor zu schwingen, oder freier zu leben nach der Entferung von einem Obern, ~~einem Obern,~~ einem Gegner, oder endlich die Begierde nach den Belohnungen, die man ihnen bewilligte. Sie fanden stets weltliche Beamten, von welchen sie begünstigt wurden, weil sie ihnen eine schöne Gelegenheit darboten, sich bei Hofe beliebt zu machen, und weil jene wohl wußten, daß eine andre Handlungsweise Verdacht gegen ihre Rechtgläubigkeit erwecken würde. In Madrid fanden Entwürfe dieser Art stets Beifall, und erhielten die Geldunterstützung, welche man als nöthig zur Ausführung verlangte; man erlaubte mit der größten Bereitwilligkeit, diese Summen von dem Ertrage der Kreuzbullen, oder von andern geistlichen Einkünften zu nehmen, welche man nicht zum königlichen Schatze rechnete.

Wenn alles bereitet war, sandte man den wilden Indianern ein unbedeutendes Geschenk von geringem Werthe, und ließ ihnen sagen, man würde ihnen, wenn sie sich, nach freier Wahl, an irgend einem Orte niederlassen wollten, einen oder zwei Priester senden, welche mit ihnen leben, und ihnen Lebensmittel, Eisen u. dergl. liefern sollten. Immer nahmen die Indianer solche Vorschläge an, welche ihnen Unterhalt sicherten, ohne daß sie zu arbeiten brauchten, und ihre Trägheit so sehr begünstigten. Es ward alsdann die Besoldung der Pfarrer bestimmt, und diese begaben sich an Ort und Stelle, von

Handwerkern begleitet und mit den nöthigen Werkzeugen versehen, um sich eine Kapelle und Wohnungen zu bauen. Wenn man damit fertig war, und die Handwerker sich entfernt hatten, blieben sie allein, und hatten nichts anders zu thun, als den Indianern Razionen auszutheilen. Keiner verstand den andern, und alle thaten nichts als essen und schlafen. Wird ein Indianer der Lebensweise müde, so geht er fort, und kommt wieder, wenn's ihm beliebt. Das nennt nun eine Ansiedlung, eine Reduktion. Sind die angewiesenen Gelder erschöpft, so hat alles ein Ende, aber nie berichtet man dem Hofe den geringen Erfolg der Unternehmung, um ihn nicht verdrüßlich zu machen und für immer gegen ähnliche Entwürfe einzunehmen.

Ich habe viele Ansiedlungen gesehen, welche auf diese Weise angefangen und ein Ende genommen hatten, und es ist mir unbezweifelt gewiß, daß man eine zahllose Menge anderer gegründet hat, weil fast jeder Oberbeamte sich in Unternehmungen der Art einläßt. Aber ich kenne keine einzige, noch jetzt bestehende, Indianer-Ansiedlung, welche auf diese Weise gegründet wäre. Eine ununterbrochene Erfahrung von zwei Jahrhunderten ist wohl hinreichend, das Unnütze der geistlichen Unterwerfungsart zu beweisen, während meine Tabelle die unfehlbare Wirksamkeit der weltlichen Methode zeigt, welche man, weil sie die einzig gute ist, anwenden muß so lange man kann, und zu welcher man die Summen brauchen sollte, die man bei der entgegen gesetzten Verfahrungsart, den Hof betriegend, nutzlos verliert. Die Geistlichen, welche sich

das Unnütze ihrer Bemühungen nicht verhehlen können, suchten immer und suchen noch sich gegen Vorwürfe zu sichern, indem sie den unbedeutenden Erfolg der Unzulänglichkeit der angewiesenenen Summen, der Bosheit der Gouverneurs, oder der Spanier zuschreiben. Gegen das, was ich hier sage, führe man nicht die jesuitischen Ansiedlungen an, von welchen hier nicht die Rede ist, denn es wird sich im nächsten Abschnitte zeigen, daß bei der Gründung derselben die Gewalt mehr Antheil hatte, als geistliche Hülfsmittel.

Aber abgesehen von einer so langen und theuren Erfahrung, muß man sich von der Unzulänglichkeit der priesterlichen Hülfsmittel überzeugen, wenn man erwägt, daß es einen Priester oder einem Mönche unmöglich ist, die Sprache der Indianer zu reden, die Guaranysprache ausgenommen, die in Paraguay gebraucht wird. Hätte man endlich auch diese große Schwierigkeit überwunden, wie wäre es möglich, einen Katechismus in so armen Sprachen zu schreiben, die keine Worte für abstrakte Begriffe haben und nicht über drei oder vier zählen? Die Guaranysprache ist zwar die leichteste und reichste von allen Indianersprachen, und fast die einzige, welche die Spanier in Paraguay reden, und doch habe ich nicht mehr als vier Geistliche gefunden, die es wagten, in der Guaranysprache zu predigen und zu unterrichten, und sie gestanden selber, es wäre fast unmöglich, selbst wenn man vieler spanischer Ausdrücke sich bediente. Die Jesuiten, welche sich unter allen Geistlichen unstreitig am eifrigsten auf Erlernung der Indianersprachen gelegt haben, konnten es in den Sprachen der Tobas, Pitilagas,

Abiponer, Mocobys, Pampas, nie so weit bringen, um Sprachlehren, Wörterbücher und Katechismen zu schreiben, selbst wenn ihre Missionarien mehr als zwanzig Jahre unter jenen Indianern gelebt hatten. Eben so wenig gelang es ihnen mit der Payagua-Sprache, obgleich sie wenigstens eben so lange mit den Indianern, die sich derselben bedienten, in derselbigen Stadt lebten, und diese Wilden vor den Thoren ihres Kollegiums in Assumcion wohnten. Der Katechismus in der Guaranysprache ist der einzige, den man in den Gegenden, die ich beschreibe, kennt. Wenn man alle Katechismen, die in dem uns gehörigen Theile von Amerika sich finden, zusammen sucht, wird man vielleicht nicht mehr als fünf finden, obgleich es hier vielleicht mehr als tausend verschiedene Sprachen gibt, und die Jesuiten sowohl, als andre Geistliche sich bemüht haben, das Christenthum zu predigen und Ansiedlungen unter den Wilden, welche jene Sprachen reden, zu stiften. Ja man wird vielleicht, um fünf zu finden, die Katachismen in der Guarany-Guechoa-Aimara- und mexikanischen Sprache mitzählen müssen, Sprachen welche, unabhängig von den Bemühungen der Geistlichen, sämmtlich von den Spaniern angenommen sind.

Man könnte mir einwerfen, daß die Regierung ununterbrochen sehr viele spanische Priester nach Amerika schickt, welche in verschiedenen Provinzen zahlreiche Ansiedlungen von wilden Indianern gegründet haben, aber ich rede hier nur von solchen, welche ich aus eigener Ansicht kenne, ohne mich weiter zu verbreiten. Einige von den geistlichen Missionarien, die mehre Jahre in den

Ansiedlungen zugebracht haben, wovon hier die Rede ist, gestanden mir indeß offenherzig, sie wären alle der Sprache der Indianer unkundig, sie hätten keinen in diesen Sprachen geschriebenen Katechismus, und jene Ansiedlungen wären so, wie ich sie oben beschrieben habe.

Der Rath Alfaro, von welchem ich vorhin sprach, verordnete ferner, daß kein Indianer seinen Kommandeur Dienste schuldig, sondern nur verbunden sein sollte, ihm einen geringen jährlichen Zins in Erzeugnissen des Landes zu entrichten; und daß diejenigen, welche Yanaconas-Kommanderien besäßen, ihren untergebenen Indianern Ländereien zutheilen sollten, um dieselben für eigene Rechnung und nach ihrem Belieben anzubauen. Die Geistlichen sowohl als die übrigen Spanier, welche durch diese Maßregel alle Dienstboten verloren, führten Klage bei Alfaro. Er faßte darauf den sonderbaren Entschluß, die Kommanderien in dem bisherigen Zustande zu lassen, dem Hofe aber in dem Berichte, den er ablegte, das Gegentheil zu sagen, indem er versicherte, daß die persönlichen Dienste unterdrückt und Maßregeln zur Abschaffung der Kommanderien getroffen wären. So war jedermann befriedigt, der Hof billigte alles, und machte Alfaros Verfügungen zu Gesetzen, während man in Paraguay handelte als ob diese Gesetze nie wären gegeben worden. Die Verordnung aber, deren ich früher erwähnt habe, behielt volle Kraft. So blieb alles auf dem alten Fuße, bis in neuern Zeiten, vor etwa 25 Jahren, der Rath von Indien erfuhr, daß es in Paraguay Kommanderien gäbe, welche die Indianer zu

persönlicher Dienstbarkeit verpflichteten. Es ward Befehl gegeben, diesen Gebrauch abzuschaffen, was früher schon im übrigen Amerika geschehen war. Die Bewohner von Paraguay machten Gegenvorstellungen und die Sache blieb unentschieden.

Was ich bisher über die verschiedenen Mittel gesagt habe, welche man zur Unterwerfung der Indianer angewandt hat, durfte ich nicht verschweigen, weil ich glaube, daß es nicht bekannt ist, und weil diese Erörterung leitende Winke für ähnliche Fälle geben kann. Ich will jetzt etwas über das Schicksal dieser unterworfenen Indianer sagen. Die Yanaconas waren und sind noch eine Art von Sklaven, und ihr Schicksal mußte folglich unverändert bleiben. Die Mitayos-Indianer hingegen, welche zu den Ansiedlungen gehörten, waren ehedem, wenn sie dem Kommandeur zwei Monate lang die schuldigen Dienste geleistet hatten, so frei als die Spanier, sie konnten ungestört Handel treiben, erwerben und besitzen. In dieser Lage blieben sie während eines Jahrhunderts, bis die Jesuiten unter den Indianern, welche sie beherrschten, Gemeinden einführten, und die weltlichen Obern in den Ansiedlungen, welche von ihnen abhingen, diese Einrichtung nachahmten, weil diese Verwaltungsart sie zu unbeschränkten Gebietern über die Arbeit aller Indianer ohne Unterschied des Alters und Geschlechts machte. Nur die Ansiedlungen Baradero, Quilmes, Calchaqui und S. Domingo Soriano waren so glücklich, jene Art von Gütergemeinschaft nicht kennen zu lernen, und sind beim Genusse ihrer alten Freiheit eben so civilisirt geworden als

die Spanier. Diese Indianer haben ihre Sprachen, ihre Gewohnheiten vergessen, sie haben sich mit den Spaniern verbunden und gelten fast alle für Spanier. In keiner von den Ansiedlungen aber, wo die Indianer in Gütergemeinschaft leben, wird man ähnliche Erscheinungen finden.

Die weltlichen Oberhäupter haben die Jesuiten nicht bloß durch Einführung der Gütergemeinschaft in ihren Indianer-Ansiedlungen nachgeahmt, sondern auch, gleich jenen, die Indianer sorgfältig von allem Verkehr mit den Spaniern abgehalten. Sie sind eifrig bedacht, alles was in ihren Ansiedlungen vorgeht, ja selbst die Existenz derselben zu verbergen, wovon man in Spanien desto weniger etwas wissen mag, da man selbst in Buenos Ayres nichts wissen würde, wenn ich nichts bekannt gemacht hätte. So wie die Jesuiten ihren Indianern kleine Güter übergaben, um sie für sich selber anzubauen, so thaten es auch die weltlichen Gouverneurs in ihren Ansiedlungen, und als man nach Vertreibung der Jesuiten eine neue Verfügung für die Verwaltung der Indianer-Ansiedlungen, welche sie regirt hatten, entwarf, ward dieselbe auch für die Ansiedlungen, wovon hier die Rede ist, angenommen. Diese Verfügung verordnete in der Hauptsache, daß den Indianern zwei Tage zum Anbau ihrer eigenen Ländereien bewilligt werden, und sie den Ertrag derselben ungestört genießen sollten; daß an den übrigen Wochentagen aber für die Gemeinde, welche ihnen alsdann Nahrung zu reichen hatte, sollte gearbeitet werden, und daß jede Indianerin täglich eine Unze rohe Baumwolle spinnen sollte,

wogegen man ihnen jährlich Kleider geben mußte, nämlich sechs (neue pariser) Ellen (varas) im Lande gewebter Leinwand für erwachsene Männer, und fünf Ellen für die Weiber.

Da aber die Gemeingüter ein wahrer Schatz für die Obern und die Verwaltungsbeamten sind, so läßt sich leicht vermuthen was sie thun; man versorgt nicht den zehnten Theil der Ansiedlung mit Kleidungen, man gibt den Arbeitern nur rohes Fleisch, an den Tagen wo sie für die Gemeinde arbeiten, ohne sich alsdann um die Angehörigen derselben zu bekümmern, man nimmt ihnen zuweilen ihre beiden freien Tage, und zwingt, wenn man's für zuträglich hält, selbst die Indianerinnen zu Feldarbeiten; man treibt sie unaufhörlich zur Arbeit und am Ende werden alle Gemeindegüter zwischen den Obern, ihren Günstlingen und den Verwaltungsbeamten getheilt. Diese letztern sind Spanier, die das Vertrauen der Obern genießen, von welchen sie willkührlich ernannt und abgesetzt werden, und welchen sie über die Verwaltung jeder Ansiedlung Rechenschaft ablegen müssen. Ohne diese Verfahrungsart umständlich zu schildern, sage ich nur soviel, daß die Gouverneurs von Paraguay und Buenos Ayres, jeder in seinem Amtskreise, die unbeschränkten Gebieter über alle Gemeingüter der Ansiedlungen sind, das heißt über die Arbeit aller Indianer ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, obgleich sie mit den Verwaltungsbeamten, und mit denjenigen, welche unter der Hand ihre Geschäfte machen, den Vortheil theilen. Es ist auffallend, daß die Regierung alles dieß gestattet, und sich ruhig ge-

fallen läßt, daß diese Ansiedlungen seit ihrer Gründung bis auf diesen Tag dem königlichen Schatze keinen Real eingebracht haben; denn sie bezahlen nicht nur keinen Tribut, noch irgend eine Abgabe, sondern alle ihre Erzeugnisse sind auch frei von Zöllen und allen Auflagen. Sie kosten dem Staate freilich nichts, denn sie bezahlen selber ihre Pfarrer, und Verwaltungsbeamten, ja selbst ihre Schulmeister, welche so viel ich einsehe, hier ganz unnütz sind.

Vergleicht man die Civilisation dieser angesiedelten Indianer mit der Bildungsstufe der Europäer, so findet man sie freilich sehr weit zurück, aber wenn man, wie es billig ist, zwischen diesen Indianern und den Spaniern aus der untersten Klasse, den Hirten nämlich, eine Vergleichung anstellt, so wird man ihre Bildung ungefähr gleich finden. Der Unterricht in ländlichen Arbeiten, welchen sie von den Kommandeurs erhielten, und ein häufigerer Verkehr mit den Spaniern, mit welchen sie heimlich immer einen kleinen Handel treiben, haben ihnen mehr Bildung gegeben, als die Jesuiten ihren Indianern/ertheilten. Ihre Häuser und ihre Kirchen sind zwar nicht dauerhaft und ansehnlich, aber jeder Indianer hat sein Häuschen, bald mehr bald weniger mit Hausrath versehen, mit einer Küche und Abtheilungen im Innern, was in den jesuitischen Ansiedlungen der Fall war. Ein anderer Unterschied besteht darin, daß sie sich nach spanischer Sitte kleiden, und daß jeder gewöhnlich ein paar Ochsen, einige Milchkühe, einige Pferde oder Esel, Hühner und ein Schwein besitzt. Man findet unter ihnen die

geschicktesten Zimmerleute im Lande. Da ihre Pfarrer immer aus den Eingebornen von Paraguay genommen werden, deren Muttersprache die Indianersprache ist, so wird es ihnen leichter, ihre Untergebenen in der christlichen Religion zu unterrichten, als es den Jesuiten in ihren Ansiedlungen war.

Reisen

in

Süd-Amerika

von

Felix de Azara.

Dritter Band.

Uebersicht der von den Jesuiten gestifteten Indianer-Ansiedlungen.

Namen der Ansiedlungen.	Stiftungsjahre.	Südl. Breite.			W. Länge nach d. Pariser Meridian.			Anmerkungen.
S. Ygnacio-Guazu	1609	26°	54′	36″	59°	4′	14″	
Ytapua . . .	1614	27	20	16	58	12	59	
Concepcion . .	1620	27	58	44	57	57	13	
Corpus	1622	27	7	23	57	52	29	
S. Maria Mayor	1626	27	53	14*)	57	46	4	*) Auf der Tabelle zum 5. Kap. steht 44″. D. Ueb.
Yapeyu	1626	29	31	47	58	58	28	
Candelaria . . .	1627	27	26	46	58	7	34	
S. Nicolas . .	1627	28	12	0	57	39	49	
S. Xaver . . .	1629	27	51	8	57	34	4	
La Cruz	1629	29	29	1	58	48	28	
S. Carlos . . .	1631	27	44	36	58	17	12	
Apostoles . . .	1632	27	54	43	58	9	19	
S. Luis	1632	28	25	6	57	22	14	
S. Miguel . . .	1632	28	32	36	56	59	27	
S. Tome	1632	28	32	49	58	17	43	
S. Ana	1633	27	23	45	57	58	39	
S. Josef . . .	1633	27	45	52	58	8	57	
Martires . . .	1633	27	47	37	57	50*)	2	*) In der Tabelle zu Kap. 5 steht 40″. D. Ueb.
S. Cosmo . . .	1634	27	18	55	58	39	29	
Jesus	1685	27	2	36	58	25	6	
S. Borja . . .	1690	28	39	51	58	15	58	Kolonie von S. Tome.
S. Lorenzo . .	1691	28	27	24	57	8	30	Kolonie v. S. Maria Mayor
S. Rosa . . .	1698	26	53	19	59	14	39	Kolonie v. S. Maria de Fe.
S. Juan . . .	1698	28	26	56	56	48	40	Kolonie v. S. Miguel.
Trinidad . . .	1706	27	7	35	58	4	50	Kolonie v. S. Carlos.
S. Angel . . .	1707	28	17	19	57	0	12	Kolonie v. Concepcion.
S. Joaquin . .	1746	25	1	47	58	33	20	
S. Estanilado .	1749	24	38	31	58	56	15	
Belen	1760	23	26	17	59	28	0	

Die Grade der Breite und Länge gelten nur für die jetzige Lage dieser Ansiedlungen, weil sich für ihre ursprüngliche Lage solche Bestimmungen nicht geben lassen.

Andere, von den Jesuiten gegründete Ansiedlungen, deren in ihren Geschichten erwähnt wird, werden hier nicht angeführt. Fast keine derselben war zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten regelmäßig eingerichtet.

Zu dem 1. Kap. des 3. Bandes.)

Uebersi[illegible]ten Indianer-Ansiedlungen.

Nänge nach [illegible]riser Me- Ansiedian.			Anmerkungen.
S. Ygna[illegible]	4'	14''	
Ytapua	12	59	
Concepcio	57	13	
Corpus	52	29	
S. Mari[illegible]	46	4	*) Auf der Tabelle zum 5. Kap. steht 44''. D. Ueb.
Yapeyu	58	28	
Candelari	7	34	
S. Nicol	39	49	
S. Xaver	34	4	
La Cruz	48	28	
S Carlo[illegible]	17	12	
Apostoles	9	19	
S. Luis	22	14	
S. Migu	59	27	
S. Tome	17	43	
S. Ana	58	39	
S. Josef	8	57	
Martires	50*)	2	*) In der Tabelle zu Kap. 5 steht 40''. D. Ueb.
S. Cosm[illegible]	39	29	
Jesus	25	6	
S. Borja	15	58	Kolonie von S. Tome.
S. Loren[illegible]	8	30	Kolonie v. S. Maria Mayor
S. Rosa	14	39	Kolonie v. S. Maria de Fe.
S. Juan	48	40	Kolonie v. S. Miguel.
Trinidad	4	50	Kolonie v. S. Carlos.
S Angel	0	12	Kolonie v. Concepcion.
S Joaqu	33	20	
S. Estani	56	15	
Belen	28	0	

Die [illegible]r die jetzige Lage dieser Ansiedlungen, weil sich [illegible]fungen nicht geben lassen.

Anderngen, deren in ihren Geschichten erwähnt wir[illegible]eine derselben war zur Zeit der Vertreibung d[illegible]

Erstes Kapitel.

Ueber die Verfahrungsart der Jesuiten bei der Unterwerfung der Indianer und die Art, wie sie dieselben beherrschten.

Die Jesuiten kamen am Ende des 16. Jahrhunderts nach Paraguay, zu einer Zeit, wo es hier so wenige Geistliche gab, daß nur wenige indianische Ansiedlungen damit versehen waren nnd selbst die spanischen Städte Mangel daran litten. Es konnte ihnen also nicht an Gelegenheit fehlen, ihren apostolischen Eifer zu zeigen, am meisten aber zeichneten sie sich durch die Unterwerfung der wilden Indianer aus, welche sie in viele Ansiedlungen vereinten, die noch jetzt bestehen, wie man aus dem Verzeichnisse derselben am Ende dieses Kapitels sieht. Da aber in diese Tabelle nur die, von den Jesuiten gestifteten, Ansiedlungen aufgenommen wurden, so findet man nicht Loreto, San Ygnacio Miri, Santa Maria de Fe, und Santiago, weil diese Ansiedlungen vor Ankunft der Jesuiten von den weltlichen Eroberern gestiftet waren. Sie haben in der, dem vorhergehenden Kapitel angehängten, Tabelle ihren Platz gefunden. Zwar wollen die Jesuiten die Stifter derselben sein, allein mit Unrecht,

denn es ist durch Urkunden in dem Archive zu Assumcion zu erweisen, daß diese Ansiedlungen diejenigen waren, welche man ihnen, wie im vorigen Kapitel gesagt ward, völlig eingerichtet übergab. Die Jesuiten versetzten sie nun an's Ufer des Parana, gaben ihnen Unterricht, und beherrschten sie wie diejenigen, welche sie von ihrer Ankunft in Paraguay bis zu ihrer Vertreibung gründeten. Obgleich man also diese Ansiedlungen nicht als ursprünglich jesuitische betrachten kann, so werde ich sie doch als solche ansehen, so oft von der Beherrschung und Civilisation derselben die Rede ist.

Man zählt in dieser Tabelle neun und zwanzig ursprünglich jesuitische Ansiedlungen. Die sechs und zwanzig ersten bilden die berühmte Provinz der Guaranys- oder Tapes-Missionen und liegen an den Ufern der beiden großen Flüsse Parana und Uruguay. Die drei letzten liegen im nördlichen Paraguay, in großer Entfernung von den ersten. Ich habe in keiner alten Handschrift etwas über das Verfahren gefunden, welches die Jesuiten anwandten bei der Unterwerfung der sechs und zwanzig, in jenen Missionen begriffenen Ansiedlungen. Was die Jesuiten selber darüber mitgetheilt haben, besteht in Folgendem. Sie stifteten zuerst, im Jahre 1609, die Ansiedlung San Ygnacio Guazu, mit einer großen Anzahl ausgewählter Indianer, die sie aus der sehr alten Ansiedlung Yaguaron nahmen, durch Hülfe mehrerer Abtheilungen spanischer Truppen, von welchen die Indianer gezwungen wurden, sich in festen Wohnsitzen zur Bildung einer Ansiedlung niederzulassen. In den folgenden fünf und zwanzig Jahren gründeten sie achtzehn andre Ansied-

lungen, worauf ein und funfzig Jahre bis zur Stiftung der Ansiedlung Jesus verflossen, zu deren Einrichtung man mehrere Indianer aus dem schon ein und siebzig Jahre früher gegründeten Ytapua nahm. Die übrigen sechs Ansiedlungen aber, die zu jener Provinz gehören, waren nicht durch Vereinigung wilder Indianer entstanden, sondern aus Abtheilungen von den Bewohnern früher eingerichteter Ansiedlungen gebildet.

Die Jesuiten behaupten, sie hätten sich bei der Unterwerfung der Indianer keiner andern Mittel bedient, als der Ueberredung und apostolischer Predigten. Ich habe indessen zwei Bemerkungen gemacht, welche hier etwas Licht geben können. Erstens nämlich, daß die Jesuiten ihre ersten neunzehn Ansiedlungen in dem kurzen Zeitraume von funf und zwanzig Jahren stifteten, und daß die Früchte ihres Eifers und ihrer Predigten plötzlich aufhörten, ohne daß sie hundert und zwölf Jahre lang weitre Fortschritte in ihren Unternehmungen machten, das heißt seit dem Jahre 1634, wo die Ansiedlung San Cosmo gegründet ward, bis zum Jahre 1746, wo sie Sanct Joachim unterwarfen. In diesem langen Zeitraume ward bloß die Ansiedlung Jesus gegründet. Zweitens bemerke ich, daß diese fünf und zwanzig Jahre, die so fruchtbar an gestifteten Ansiedlungen sind, gerade in den Zeitpunkt fallen, wo die Portugiesen die Indianer überall verfolgten, um sie als Sklaven zu verkaufen, und wo die erschrockenen Indianer zwischen den Flüssen Parana und Uruguay und in den umliegenden Wäldern Zuflucht suchten. Hier waren sie gesichert gegen die gierigen Menschenräuber. Diese beiden Umstände begründen die Vermuthung, daß die be-

rühmten jesuitischen Ansiedlungen ihren Ursprung mehr der Furcht, welche die Portugiesen den Indianern einflößten, als dem Ueberredungstalente der Jesuiten verdankten. Es mußte den Geistlichen leicht werden, ein Volk, das aus seiner Heimath gejagt und von panischen Schrecken befallen war, zu unterwerfen und zu beherrschen. Die schnelle Gründung der neunzehn ersten Ansiedlungen, welchen keine andern folgten, obgleich man voraussetzen muß, daß es den Missionarien eben so wenig an Bekehrungseifer als an wilden Indianern gefehlt habe, deutet offenbar auf eine andre äußere Ursache, welche diese Unternehmungen erleichterte. So wie hier die Furcht vor den Portugiesen wirkte, so war es gleichfalls der Schrecken von den Spaniern, wodurch alle Ansiedlungen, wovon im vorhergehenden Abschnitte die Rede war, gestiftet wurden.

Meine Vermuthung wird bestätigt, wenn ich die Beschaffenheit der Mittel betrachte, welche die Jesuiten brauchten, um die drei letzten, auf der Tabelle angeführten, Ansiedlungen zu stiften. Ueberredungsmittel wurden von ihnen, als unnütz, gänzlich verschmäht, und sie nahmen zu weltlichen Mitteln ihre Zuflucht, welche sie aber mit so viel Mäßigung, Klugheit und Geschicklichkeit brauchten, daß sie des höchsten Lobes werth sind. Sie verbargen freilich mit großer Sorgfalt ihre Verfahrungsart, aber es war natürlich, daß sie in allen ihren Handlungen den Charakter der Geistlichkeit zu behaupten strebten. Ich habe Gelegenheit gehabt, von ihrem Verfahren mich zu unterrichten, und will hier mittheilen was ich weiß.

Als sie erfuhren, daß es am Taruma wilde Guaranys gab, so sandten sie ihnen einige kleine Geschenke, die

von zwei, aus ältern Ansiedlungen genommene, Indianer überbracht wurden, welche dieselbige Sprache redeten. Es wurden ihnen mehrmahls solche Gesandschaften mit Geschenken zugeschickt, welche ihnen, wie man sagte, ein Jesuit zukommen ließe, der sie zärtlich liebte, unter ihnen zu leben wünschte, und ihnen noch andre köstlichere Sachen, unter andern viele Kühe, verschaffen wollte, damit sie zu essen hätten, ohne sich durch Arbeit zu ermüden. Die Indianer nahmen diese Anerbietungen an, und der Jesuit begab sich mit allem, was er versprochen, auf den Weg, begleitet von vielen aus den alten Ansiedlungen genommenen Indianern. Diese blieben bei dem Jesuiten, weil man sie bei der Erbauung der Wohnung des Pfarrers, und zur Wartung der Kühe brauchte, die aber bald aufgezehrt waren, weil die Indianer nur ans Essen dachten. Die Wilden verlangten andre Kühe, welche ihnen von andern Indianern, die wie die frühern Ankömmlinge ausgewählt waren, zugeführt wurden. Alle blieben bei den Wilden unter dem Vorwande, die Kirche und andre Gebäude zu errichten, Mais und Manioc für den Jesuiten und die Uebrigen zu bauen. Die Nahrungsmittel, die man spendete, die Leutseligkeit des Pfarrers, die gute Aufführung der Indianer, welche die Kühe brachten, die Festlichkeiten und die Musik, die Entfernung jedes Anscheins von Unterwerfung, alles dieß lockte die umwohnenden Wilden in diese Ansiedlung. Als der Pfarrer sah, daß die mitgebrachten Indianer zahlreicher als die Wilden waren, ließ er diese an einem bestimmten Tage von seinen Leuten umringen, und gab ihnen mit wenigen freundlichen Worten zu verstehen, es wäre nicht billig, daß ihre Brü-

der für sie arbeiteten, und die Männer mußten daher das Land bauen und Handwerke lernen, die Weiber aber spinnen. Manche wurden unzufrieden, allein da sie die Ueberlegenheit der Indianer des Pfarrers sahen, und dieser zu rechter Zeit Einigen zu liebkosen, andre mit der größten Gelindigkeit zu bestrafen wußte und alle eine Zeitlang unter genauer Aufsicht hielt, so war die Ansiedlung bald völlig eingerichtet. Der Jesuit ging noch weiter; denn er hob alle wilde Indianer aus und vertheilte sie in die jesuitischen Ansiedlungen am Parana. Sie entflohen freilich und kehrten in ihre Heimath zurück, so entlegen sie war; aber sie wurden zum zweiten Mahle auf dieselbige Art unterworfen, die man späterhin gleichfalls bei der Gründung der Kolonie San Estanilado anwandte. Ich habe in beiden Ansiedlungen mehre hunderte von den Indianern gesehen, welche die Kühe gebracht hatten, und mir mittheilten, was ich hier erzähle. Sie sind noch jetzt weit zahlreicher als die Wilden. Ich traue ihren Aussagen mehr, als der Erzählung des Jesuiten Josef Mas, welcher in einer Handschrift, die er in Paraguay zurückgelassen hat, behauptet, daß man nur zwölf Indianer als Heerdenführer gebraucht habe.

Die Jesuiten hatten bei der Gründung jener beiden Kolonien die Absicht, eine Verbindung zwischen ihren Ansiedlungen am Parana und Uruguay und ihren Missionen in der Provinz Chiquitos zu stiften. In derselbigen Absicht versuchten sie die Ansiedlung Belen unter dem Wendekreise anzulegen. Als das Unternehmen durch Gesandtschaften und Geschenke eingeleitet war, reisete der erste Jesuit ab mit einer gewissen Anzahl von Guaranys, die

aus den alten Kolonien genommen waren, und nahm eine ziemlich zahlreiche Heerde von Kühen mit. Aber der Erfolg entsprach der Absicht nicht, denn die Indianer, welche man unterwerfen wollte, waren Mbayas, die man mit allen Guaranys zusammen nicht hätte bezwingen mögen. Der Jesuit, dem die Gründung dieser Kolonie aufgetragen war, sah diese Schwierigkeit ein, und kam auf den Gedanken, sich der vornehmsten Mbayas zu entledigen, in der Meinung, daß er alsdann die Uebrigen leicht unterjochen könnte. Er überredete daher die Mbayas, die unterworfenen Indianer in der Provinz Chiquitos wollten Frieden mit ihnen machen, und die Gefangenen zurückgeben, welche sie ihnen westlich vom Paraguay-Strome unter den 20. Breitengrade bei einem Ueberfalle abgenommen hatten. Der schlaue Jesuit wußte alle Mbayas, von welchen er sich befreien wollte, zu verleiten mit ihm zu den Chiquitos zu gehen. Als sie bei den äußersten Posten der Heerdenhüter der Ansiedlung S. Corazon — welche späterhin in eine andre Gegend versetzt ward — angekommen waren, wurden sie prächtig empfangen, und mit Musik in die Ansiedlung geführt. Man feierte hier ihre Ankunft durch Konzerte, Tänze, Kampfspiele, aber als darauf alle von den listigen Führern zu abgesonderten Schlafstätten geführt waren, ertönte um Mitternacht eine Glocke, und alle Mbayas wurden auf dieses Zeichen gebunden. Sie blieben bis zur Vertreibung der Jesuiten in Gefangenschaft. Die neue Verwaltungsbehörde setzte sie alsdann in Freiheit, und sie kehrten in ihre Heimath zurück, wo sie frei leben, und alles, was ihnen begegnet ist, erzählen. Aber selbst dieß Mittel trug nichts bei zur Un-

terwerfung der Mbayas. Die Kolonie Belen bestand nach wie vor bloß aus unterworfenen Guaranys, die man aus den ältern Ansiedlungen dahin gebracht hatte.

Die nachfolgenden Bemerkungen über die, von den Jesuiten in ihren Indianer-Ansiedlungen eingeführte, Regierung betreffen nicht bloß die neun und zwanzig Kolonien, die auf der, zu Ende dieses Kapitels mitgetheilten, Tabelle aufgezählt sind, sondern auch die vier andern, welche sie nicht gegründet hatten, aber unterrichteten und regierten.

In jeder Ansiedlung wurden zwei Jesuiten angestellt. Derjenige, welcher Pfarrer hieß, war Provinzial oder Rektor eines Collegiums gewesen, oder war doch wenigstens ein angesehener Ordensbruder. Er hatte gar keine Seelsorgergeschäfte, und verstand oft nichts von der Sprache der Indianer, sondern es war ihm bloß die Verwaltung aller Güter der Ansiedlung anvertraut, über welche er unbeschränkter Gebieter war. Die Seelsorge war dem andern Jesuiten übergeben, der Gesellschafter oder Vize-Pfarrer genannt ward, und unter jenem stand. Die Jesuiten in allen Ansiedlungen waren unter Aufsicht eines andern, welcher Superior der Missionen hieß und überdieß vom Papste die Erlaubniß zur Ertheilung des Sakraments der Firmelung erhalten hatte.

Für die Regierung dieser Ansiedlungen gab es weder Civil- noch Kriminalgesetze; der Wille der Jesuiten war die einzige Regel. Zwar war in jeder Ansiedlung ein Indianer als Corregidor angestellt, und es gab Alcalden und

Regidores, welche einen Gemeinderath bildeten, wie in den spanischen Kolonien, aber keiner von ihnen hatte eine Art von Richtergewalt, sie waren bloß die Werkzeuge, deren sich die Pfarrer bedienten, um ihren Willen, selbst in peinlichen Fällen, durchzusetzen; denn nie ließen sie die Angeklagten vor die königlichen Gerichtshöfe oder die ordentlichen Gerichte laden.

Die Indianer von jeden Alter und Geschlechte mußten für die Gemeinde thätig sein, und keiner durfte für sich arbeiten. Alle mußten den Befehlen des Pfarrers gehorchen, der den Ertrag der gemeinschaftlichen Arbeit aufsammeln ließ, aber dagegen verbunden war, alle zu nähren und zu kleiden. Die Jesuiten waren unumschränkte Gebieter über alles, sie konnten frei schalten über dasjenige, was von den Gütern der ganzen Gemeinde übrig blieb, und da alle Indianer gleich waren und eben so wenig ein Standesunterschied als besonderes Besitzthum unter ihnen eingeführt war, so konnte sie kein Wetteifer anspornen, ihre Talente und ihre Geisteskräfte zu üben, denn der Geschickteste, der Tugendhafteste, der Fleißigste ward nicht besser genährt, nicht besser gekleidet, und hatte nicht mehr Genüsse, als die andern. Es gelang den Jesuiten, die Meinung geltend zu machen, daß diese Beherrschungsweise die einzig passende wäre, und die Indianer glücklich machte, welche, den Kindern gleich, sich selber zu leiten nicht verständen. Sie setzten hinzu, daß sie dieselben, wie ein Vater seine Familie, leiteten, daß sie in ihren Vorrathshäusern den Ertrag der Ernten sammelten und aufbewahrten, nicht um ihres besondern Nutzens willen, sondern um zu rechter Zeit die Vorräthe unter ihre Pfleg-

kinder auszutheilen, welche durchaus nicht an die Zukunft dächten, und nichts zum Unterhalte für die Ihrigen aufzusparen wüßten.

Diese Beherrschungsart hielt man in Europa so großen Lobes werth, daß man fast das glückliche Loos jener Indianer beneidete. Aber man bedachte vielleicht nicht, daß die Indianer in ihrem wilden Zustande ihre Familien zu ernähren wußten, und daß gerade diejenigen, welche man in Paraguay unterwarf, hundert Jahre früher in Freiheit lebten, ohne etwas von Gütergemeinschaft zu wissen, ohne einer Leitung zu bedürfen, ohne daß man sie zur Arbeit zwang, ohne daß man ihre Ernten aufbewahrte und austheilte, und doch hatten sie dabei die Last der Kommanderien zu tragen, welche ihnen den sechsten Theil ihrer jährlichen Arbeit wegnahmen. Sie waren also nicht in dem Grade Kinder und unfähig, als man vorgab, aber selbst wenn diese Voraussetzung wahr gewesen wäre, so muß man, da ein Zeitraum von mehr als hundert und funfzig Jahren nicht hinreichte, die Indianer zu bessern, eins von beiden annehmen, entweder, daß die Verwaltungsart der Jesuiten der Civilisation der Indianer hinderlich war, oder daß diese Völkerschaften von Natur unfähig sind, aus dem Zustande der Kindheit heraus zu treten.

Die vier Ansiedlungen Loreto, San Ygnacio Miri, S. Maria de Fe, und Santiago waren als Kommanderien eingerichtet, als die Jesuiten die Aufsicht über dieselben erhielten. In derselbigen Lage waren S. Ygnacio Guazu, Ytapua, und Corpus. Da aber diese Komman-

derien, weil sie den sechsten Theil des Arbeitsertrages der Indianer genossen, den Absichten der Jesuiten entgegen waren, und die Gouverneurs jährlich hinkamen, um die Klagen anzuhören, welche die Indianer gegen die Kommandeurs und die Verwaltungsbehörden vorbringen konnten, so beschlossen die Jesuiten, diese Einrichtung gänzlich zu zerstören. Sie machten daher übertriebene Schilderungen von der Unsittlichkeit, dem Geize und der Grausamkeit der Kommandeurs, welche nach ihren Berichten, den Indianern, besonders durch das Einsammeln des Paraguay-Krauts, so drückende Arbeiten auflegten, daß sie dieselben zu hunderttausenden ausgerottet hätten. Das Ansehen, worin sie bei Hofe standen, kam ihnen bei diesen Versuchen nicht wenig zu statten, und weil die Bewohner von Paraguay so schwach waren, daß sie kaum ihre Stimme erhoben, um jene abscheulichen Verläumdungen zu widerlegen, so wurde die Aufhebung der Kommanderien befohlen. Die Jesuiten erbaten und verlangten nur für ihre Ansiedlungen diese Verfügung, während in den übrigen Kolonien die Kommanderien fortdauerten, und machten sich dadurch eigennütziger Absichten verdächtig.

Die Gründe, welche die Jesuiten anführten, waren offenbare Verläumdungen. Es herrschte in Paraguay, wie ich im vorhergehenden Kapitel angegeben habe, Ausschweifung in Geschlechtsverbindungen, aber keines von den andern Lastern, welche die Jesuiten den Spaniern vorwarfen, konnte jemahls dort verbreitet sein. Man kannte kein Geld, man hatte keine Bergwerke, keine Fabriken, keine großen kostbaren Gebäude, fast gar keinen Handel, und wußte nichts von Luxus irgend einer Art; daher konn-

te man die Indianer nur zu den Feldarbeiten brauchen, welche zur Unterhaltung einer kleinen Anzahl von Kommandeurs nöthig waren, und zur Wartung ihrer Heerden, die damahls nicht auf sechstausend Kühe sich beliefen. Zu jener Zeit trug, so wie noch jetzt, kein Kommandeur andre Hemden als von einheimischem Gewebe, welches das allerschlechteste von der Welt ist; und was man aus andern Gegenden einführte, bestand bloß in kurzen Waaren, und zwar nur in sehr wenigen, da man gewöhnlich nicht einmahl Schlüssel zu den Thüren hatte. Man sammelte damahls nicht den zwanzigsten Theil der jetzigen Lese des Paraguay-Krauts, nämlich nicht mehr, als für das einheimische Bedürfniß und für die Ausfuhr nach Buenos-Ayres nothwendig war; aber selbst, wenn damahls so viel als jetzt, in dem Lande selbst, in der Provinz Rio de la Plata, in Potosi, Chili, in Lima und in Quito wäre verbraucht worden, so würden hundert und funfzig Indianer genug gewesen sein, das Nöthige einzusammeln.

Die Schriftsteller, die Gelehrten und die Philosophen aller Nationen scheinen Abrede genommen zu haben, von dem Betragen der ersten spanischen Ankömmlinge gegen die Indianer alles mögliche Böse zu sagen. Vielleicht würden sie noch schlimmer von ihren Landsleuten reden, wenn sie wüßten, was die Engländer, die Holländer, die Portugiesen, die Franzosen, und selbst die Teutschen, die Kaiser Karl V. hinsandte, in Amerika thaten. Alle besaßen unermeßliche Gebiete und zahllose Indianer-Ansiedlungen, aber da alle diese Völker nur ihre Habsucht zu befriedigen und von dem Lande und seinen unglücklichen Bewohnern so viel Nutzen als möglich zu ziehen suchten,

so fand sich unter ihnen kein einziger Schriftsteller, der es gewagt hätte, ihr Verfahren zu tadeln, denn es war allen gleich vortheilhaft zu verschweigen, was ihrem Rufe hätte schaden müssen. Die Spanier hingegen, welche unabläßig beschäftigt waren, die Indianer zu civilisiren und besonders sie in der katholischen Religion zu unterrichten, mußten Geistliche brauchen, was dem Staate viel kostete und noch mehr ihrem Rufe und ihrem Ruhme schadete. Denn einige dieser Geistlichen, die Freiheit mißbrauchend, welche ihnen in jenen entfernten Zeiten ihr mächtiger Einfluß, ihre Unabhängigkeit und die Achtung des Volkes gaben, den Ruf ihrer Landsleute ~~befleckten~~, da sie dieß als das einzige Mittel betrachteten, ihre ehrgeizigen Entwürfe oder ihre erfolglosen Versuche zu verhehlen. Dieß ist die wahre Ursache, warum man nur gegen die Spanier allein deklamirt; denn sehr wenigen ist es bekannt, daß Spanien zu allen Zeiten, wie noch jetzt, ein bändereiches Gesetzbuch hatte, in welchem jedes Wort eine bewundernswürdige Menschlichkeit aussprach, und den Indianern völligen Schutz zusicherte, indem sie in Allem den Spaniern gleich gestellt und sogar vorgezogen wurden. Nie aber habe ich vernommen, daß die andern Nationen eine einzige Zeile zu Gunsten ihrer Indianer geschrieben hätten. Es würde vermessen sein, wenn man behaupten wollte, unsre Gesetze wären gut, würden aber nicht ausgeübt, denn es ist weltkundig, daß die Spanier Millionen von civilisirten und wilden Indianern haben, und ich kann es durch Vergleichung der, bei der Stiftung entworfenen Kataster jeder Ansiedlnng mit den heutigen beweisen, daß die Anzahl der ursprünglichen Indianer sich vermehrt hat,

obgleich sehr viele durch Vermischung der Racen Spanier geworden sind. Die Spanier könnten den vorgeblichen Philosophen im Auslande die zahllosen Ansiedlungen und Völkerschaften von ursprünglichen Indianern, die mitten in unsern Besitzungen fortleben, zeigen, und ihnen sagen: Zeigt uns diejenigen, welche in euren Kolonien übrig sind, wir wollen sie mit den unsrigen vergleichen, und sehen, ob ihr nach Verhältniß so viele habt als wir. Vielleicht würde es allen andern Nationen schwer werden, uns in dem unermeßlichen Umfange ihrer Besitzungen eine einzige Ansiedlung von ursprünglichen Indianern zu zeigen, und wenn sie in neuern Zeiten höchstens ein Dutzend Familien finden konnten, so waren es solche, die aus unsern Ansiedlungen entwichen waren. Denn alle, nachdem sie Jahrhunderte lang uns übertriebene Vorwürfe gemacht haben, suchen uns nachzuahmen, indem sie Indianer herbei ziehen und in Ansiedlungen vereinigen. Alle jene Nationen haben zwar an ihren Gränzen wilde Indianer zu Nachbarn, aber im Innern ihrer Besitzungen wohnen keine, wie es bei uns der Fall ist; und sie suchen sich der Nachbarn fortdauernd zu entledigen, indem sie innere Kriege unter denselben erregen, und, was am gewöhnlichsten geschieht, sie erschießen. Der Charakter der Spanier ist sich stets in ausgezeichneter Menschlichkeit gleich geblieben. Nie haben sie sich mit dem entehrenden Negerhandel abgegeben, und wenn die Nothwendigkeit sie gezwungen hat, einige Schwarze zu kaufen, so haben sie dieselben stets gelinde und nicht so grausam behandelt, wie es andere Nazionen thun. Da niemand die Milde, Menschlichkeit und Großmuth der Spanier gegen ihre Negersfla-

ven läugnen kann, wie mag man behaupten, daß eben diese Spanier gegen ihre Indianer nur Tiger und Löwen sind? Diejenigen Indianer, welche unglücklich sind, dürfen deßhalb nicht die Spanier anklagen, sondern die auf Gütergemeinschaft gegründete Beherrschungsweise, welche, so abgeschmackt, so despotisch und so verderblich sie ist, die einzige war, welcher die Philosophen Lob ertheilten.

Die Jesuiten befreiten ihre Ansiedlungen von den Kommanderien, aber alle mußten dem königlichen Schatze für jeden Indianer von 18 bis 50 Jahren einen harten Piaster jährlich zahlen, und jede Ansiedlung überdieß 100 Piaster zu den Zehenten, als Ausgleichungsbetrag geben. Die Lasten waren nicht drückend, denn da der Schatz dem Pfarrer jährlich sechshundert Piaster und eben so viel dem Vize-Pfarrer zahlen mußte, so ging am Ende alles gegen einander auf, und was übrig blieb, war Vortheil der Jesuiten, oder der Ansiedlungen. Diese Kolonien waren, alles genau berechnet, für den Staatsschatz so unfruchtbar, als die Ansiedlungen, von welchen in dem vorhergehenden Kapitel die Rede war; denn sie hatten überdieß das Vorrecht, keine Abgaben für die Waaren, die sie aus ihrem Gebiete führten, zu bezahlen.

Da die Jesuiten in ihren Ansiedlungen die Kommanderien und alle Arten von königlichen Gefällen aufgehoben hatten, indem sie wegen den Zehenten ein Abkommen trafen, und da sie außerdem die Gewalt besaßen, das Sakrament der Firmelung zu ertheilen; so hatten sie ge-

wissermaßen alle Verbindung mit ihrem Könige, mit den Statthaltern, den Bischöfen und allen Spaniern abgebrochen, weil sie Niemanden erlaubten, Handelsverbindungen mit ihren Ansiedlungen anzuknüpfen. Sie wollten aber ihre Unabhängigkeit durch entscheidendere Mittel sichern, welche allen Verkehr mit den Spaniern und die Entweichung ihrer Indianer unmöglich machen sollte. In dieser Absicht sperrten sie die Zugänge zu ihren Ansiedlungen durch tiefe Gräben, welche sie mit dicken Pfählen oder starken Palißaden einfaßten, und mit Thoren und Riegeln verwahrten an den Stellen, wo man übergehen mußte. Wachsame Hüter und Schildwachen waren hier aufgestellt, welche niemanden ohne einen schriftlichen Befehl herein oder heraus ließen. Das Gebiet oder der Sprengel jeder Ansiedlung wurde nicht durch Gränzsteine oder ähnliche Zeichen, sondern durch andre Gräben, andre Thore und andre Schildwachen an den Uebergangsörtern abgesondert und verwahrt, um die Indianer zu hindern, aus einer Ansiedlung in die andre zu entweichen. In derselbigen Absicht erlaubten sie das Reiten nur wenigen Indianern, welche sie zur Ueberbringung ihrer Befehle und zur Hütung ihrer Heerden brauchten. Dazu waren nicht viele Leute nöthig, denn um eine große Anzahl von Hirten zu ersparen, und um nicht jedem Stücke Vieh ein Zeichen einzubrennen, ließen sie auch alle Weiden mit Gräben umschließen.

Diese ernstlichen Vorkehrungen, das Geschütz, welches sie sich verschafften, und die Rüstungen, die sie, nach ihrem Vorgeben, zum Schutze gegen die wilden Indianer machten, erweckten bei Manchen die Vermuthung, daß

dieß Indianergebiet köstliche Bergwerke enthielte, und andre glaubten, daß die Jesuiten ein unabhängiges Reich zu gründen strebten. Dieser Verdacht ward bestärkt, als die Jesuiten den Zutritt zu ihren Ansiedlungen nicht bloß spanischen Privatleuten, sondern auch einigen Gouverneurs, welche nach dem Auftrage der Regierung die Verzeichnisse zinspflichtiger Indianer berichtigen sollten, und selbst den Bischöfen verwehrten, welche ihre Kirchen besuchen wollten. Sie konnten in Ansehung der letztern nicht die Weigerungsgründe anführen, welche sie gegen Privatpersonen geltend machten, sie konnten nicht behaupten, jene angesehenern Männer wären so ruchlos und boshaft, daß sie ihre unschuldigen Neubekehrten verderben würden, und um durch ihre Weigerung nicht gar zu großes Aergerniß zu geben, gestatteten sie in verschiedenen ihrer Ansiedlungen einigen Gouverneurs und Bischöfen Zutritt, welche ihnen ganz ergeben, der höhern Behörde sehr günstige Berichte sandten.

Sie hatten allerdings keine Bergwerke, und ihre Indianer waren so schwach, daß sie ihre Unabhängigkeit selbst gegen die kleine Anzahl von Spaniern, die in Paraguay waren, nicht zu erhalten vermochten, aber vielleicht kannten die Jesuiten, besonders die Europäischen, diese Schwäche nicht so gut, als ich, weil wir uns durch das Herz und die Eigenliebe nur zu oft täuschen lassen. Es ist daher noch nicht ausgemacht, ob sie wirklich die Absicht hatten, Unabhängigkeit zu erlangen. Alle ihre Maaßregeln strebten freilich nach Unabhängigkeit, und man kann ihnen kaum eine andre Absicht zuschreiben, aber die Schwäche ihrer Indianer stand im Widerspruche mit

einem solchen Plane. Es scheint freilich, daß die Jesuiten alles aufboten, um ihre Truppen muthvoll und gewandt zu machen; denn alle Tänze, welche sie in ihren Ansiedlungen einführten, bestanden fast bloß in Fechtübungen, wie ich's selber gesehen habe, und nie ließen sie die Weiber tanzen.

Die Jesuiten in Europa wußten vielleicht großentheils nicht, was ihre Mitbrüder in Amerika thaten. So viel ist gewiß, daß nicht Alle das Verfahren derselben gegen die Indianer, und das Betragen billigten, welches sie bei ihren Streitigkeiten mit den Spaniern in Paraguay beobachteten. Man fand unter den Papieren, welche die Jesuiten im Lande zurückließen, einen eigenhändigen Brief des Pater Rabago, der seinen Mitbrüdern sagte, die Klagen, welche bei Hofe gegen sie einliefen, wären so zahlreich, so wichtig und so schlimmer Art, daß es ihm unmöglich wäre, die nachtheiligen Wirkungen zu verhüten, obgleich er, als Beichtvater, den König gänzlich leitete. Er rieth ihnen, sich um jeden Preis mit den Bewohnern von Paraguay zu vergleichen, denn er wäre der Sache müde, und könnte ihnen nicht länger seinen Schutz gewähren.

Der spanische Hof faßte endlich starken Argwohn gegen die Jesuiten, besonders als man bemerkte, daß fast Alle aus Engländern, Italienern oder Teutschen bestanden, und daß die wenigen spanischen Ordensbrüder, die in Paraguay waren, kein Ansehen hatten, und keine Rolle spielten. Der Hof wagte es aber nie, durch Ergreifung eines kräftigen entscheidenden Entschlusses sein

Ansehen zu gefährden, weil er vielleicht fürchtete, daß die Truppen würden zurückgeschlagen werden. Man begnügte sich also mit Unterhandlungen, und stellte den Jesuiten vor, daß es nach Verlauf von hundert und funfzig Jahren Zeit wäre, den Indianern ihre Freiheit zu geben, damit sie sich selber leiten, und mit den Spaniern Verkehr und Handel treiben könnten. Die Jesuiten behaupteten stets, die Spanier wären so ungerecht, als sie's immer gesagt hätten, und die Indianer nicht im Stande, sich selber zu regieren. Die Gründe, welche man ihnen anführte, waren indeß so einleuchtend, und wurden so nachdrücklich aus einander gesetzt, daß sie, um sich aus dem Gedränge zu ziehen, sich bereitwillig zeigten, zu dem Versuche, ihre Indianer nach und nach an den Besitz eines besondern Eigenthums zu gewöhnen, und sich erboten, jedem ein Stück Land zu geben, das er zwei Tage in der Woche anbauen und als völliges Eigenthum genießen sollte. Der Hof ließ sich zufrieden stellen, weil er nicht wußte, wie unnütz dieser Versuch sein mußte. Den Indianern war es unmöglich, ihren Ueberfluß an jemanden zu verkaufen, und sie erhielten nichts mehr, als was ihnen die Gemeinde gab. Die Sache blieb also gänzlich ohne Erfolg, und die Jesuiten brachten den Ertrag jener einzelnen Güter, so wie alles Uebrige, in ihre Vorrathshäuser.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Jesuiten ihre Ansiedlungen willkührlich beherrschten, ohne jemanden in irgend einer Rücksicht Rechenschaft abzulegen, und daß sie über alle Gemeingüter, über die gesammte Arbeit der Indianer, so frei schalten konnten, als es jetzt die

Obern thun, die an ihre Stelle getreten sind, und als es stets von den Vorgesetzten der Ansiedlungen geschah, in welchen zu ihrem Unglücke die Gütergemeinschaft eingeführt ward. Die Jesuiten zeigten freilich mehr Mäßigung. Sie unterhielten ihre Neubekehrten mit vielen Bällen, Festen und Kampfspielen, und bei allen solchen Feierlichkeiten mußten die Handelnden und die Gemeindebeamten die kostbarsten europäischen Kleider tragen. Sie gaben allen Indianern jährlich die, im vorhergehenden Kapitel beschriebene Kleidung, und lieferten ihnen hinreichende, ja überflüssige Nahrung. Nur die Hälfte des Tages war zum Arbeiten bestimmt, und die Arbeit selbst glich einem Feste; denn immer zogen die Arbeiter mit Musik in's Feld hinaus und trugen eine kleine Bildsäule auf einer Tragbahre. Dann ward zuerst eine Laube gebaut für das Bild, und die Musik hörte nicht auf, bis man zu der Ansiedlung zurückkehrte, wie man ausgezogen war.

Die Arbeiten mit der Nadel wurden bloß den Musikanten, den Sakristanen und den Chorknaben aufgetragen, denn die Weiber hatten nichts zu thun, als Baumwolle zu spinnen. Die Zeuge, welche die Indianer webten, wurden nach Abzug des einheimischen Bedürfnisses, in den spanischen Städten verkauft, wohin man sie, so wie Baumwolle, Taback, trockne Hülsenfrüchte, und Paraguay Kraut, brachte. Zur Fortschaffung dieser Erzeugnisse bediente man sich der Barken, die man auf den nahe liegenden schiffbaren Flüssen unterhielt, und brachte dafür kurze Waaren und andre Bedürfnisse zurück. Die Pfarrer hielten sich in ihren Wohnungen eingeschlossen, ohne je weder ein Weib, noch sonst andre Indianer

als diejenigen zu sehen, die sie unumgänglich brauchten. Sie hielten darüber so strenge, daß sie sich nie durch irgend einen Grund bewegen ließen, in die Ansiedlung und in die Hütten der Indianer zu gehen. Kranke, die des geistlichen Beistandes bedurften, wurden in ein besonders dazu bestimmtes Gemach nicht weit von dem Kollegium gebracht, und der Pfarrer ließ sich in einer Sänfte hintragen, um ihnen die Sakramente zu ertheilen. In der Kirche erschienen sie stets im höchsten Prunk und Glanz, in den kostbarsten Gewändern, und umgeben von zahlreichen Sakristanen, Chorknaben und Musikanten. Ihre Kirchen, die größten und prächtigsten, die man in jenen Gegenden findet, enthielten viele sehr große Altäre, Bildhauerarbeiten, Vergoldungen und die kostbarsten Verzierungen; ein Beweis, daß die Jesuiten zur Bestreitung dieses Aufwands einen Theil der Gemeindegüter anwandten. Ihre Wohnungen zeichneten sich nicht vor gewöhnlichen Häusern aus, aber ihre Vorrathshäuser waren von großem Umfange.

Nach meinen Beobachtungen, und nach allem, was ich bei dem Besuche aller jesuitischen Ansiedlungen bestätigt gefunden habe, war die Anzahl der Indianer sehr unbeträchtlich. Keiner verstand spanisch, und nur diejenigen konnten lesen und schreiben, die man zur Führung der Rechnungsbücher unumgänglich nothwendig brauchte. Sie lernten keine Wissenschaft. Sie verfertigten die sehr grobe Leinwand, wovon sie Hemden trugen, und eben so schlecht stand es um die Geschicklichkeit ihrer Schlosser, ihrer Goldschmiede, ihrer Mahler, ihrer Musikanten. Sie waren in diesen Gewerben und Künsten von Jesuiten

unterrichtet worden, die man in dieser Absicht aus Europa gesandt hatte. Keiner trug Schuhe, und alle Weiber ohne Ausnahme hatten keine andre Bekleidung als ein Hemd ohne Aermel, das um die Hüfte mit einem Gürtel gebunden, und aus dem oben erwähnten groben, sehr durchsichtigen Gewebe verfertigt war. Sie banden ihre Haare in Zöpfe, wie die Soldaten haben, welche sie aber, wenn sie in die Kirche gingen, losknüpften, und trugen nichts auf dem Kopfe. Alle Männer hatten abgeschnittene Haare, und eine baumwollene Mütze, und ihre Kleidung bestand in einem Hemde, Beinkleidern, und einem Poncho. Alle Indianer, die unter einem Kaziken standen, wohnten in einer Galerie, oder einem langen Gemache, aber in der Folge wurden Abtheilungen von drei zu drei Toisen gemacht, und in jeder derselben schlief eine Familie, ohne Bett, ohne Hausgeräthe. Sie waren getauft und wußten die gewöhnlichen Gebete und die zehn Gebote, weil Knaben und Mädchen alle Tage, um dieselben gemeinschaftlich zu wiederholen, in der Nähe der Kirche sich versammelten. Aber die Pfarrer, welche an die Stelle der Jesuiten kamen, behaupten, daß die Indianer im Grunde wenig von Religion wissen. Man hat mir versichert, daß zur Osterzeit ein Indianer, den man Mayor nennt, eine Art von Alguazil, zu dem Pfarrer geht, um ihn zu fragen, wie vielen Indianern er am folgenden Tage Beichte hören wolle. Antwortet der Pfarrer zum Beispiel funfzehn, so versammelt der Mayor die ersten funfzehn Indianer, die er findet, und führt sie in die Kirche. Während einer von ihnen im Beichtstuhle ist, warten die übrigen an der Thüre, und wenn er her-

auskommt, fragen sie ihn, was er gebeichtet habe, und ob der Pfarrer guter oder böser Laune sei. Gibt jener zur Antwort, daß vom sechsten Gebote die Rede gewesen und daß der Pfarrer aufgebracht sei, so geben sich alle das Wort, sich des Diebstahls einer Kuh oder einer Henne anzuklagen. Dieser Entschluß wird einmüthig ausgeführt, so daß der Pfarrer nur gegen den Ersten sich erzürnen kann. Sieht man diese Indianer in der Kirche, so bewundert man ihre Ernsthaftigkeit und ihr anständiges Betragen; aber dieß ist eine Wirkung ihres ernsten, stillen ruhigen Gemüths.

Die Jesuiten verließen im Jahre 1768 ihre Ansiedlungen, und man sandte statt ihrer in jede zwei Mönche, um die Seelsorge zu führen und einen Verwaltungsbeamten, dem die Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde oblag. Die Regierung der Ansiedlungen kam bloß aus einer Hand in die andre. Allein da die Jesuiten diese Ansiedlungen als ihr Eigenthum betrachteten, so waren sie ihnen lieb, und man suchte den Zustand derselben immer mehr zu verbessern, während ihre Nachfolger, welche über diese Kolonien nur eine Zeitlang verfügen können, bloß darauf denken, den Vortheil des Augenblicks zu genießen. Daher werden die Indianer jetzt nicht mehr so gut genährt und gekleidet als ehedem, und mit Arbeit überladen. Der königliche Schatz zieht jetzt so wenig, als je vorher, etwas aus diesen Ansiedlungen, und die Sachen stehen hier auf demselbigen Fuße wie, nach der Erzählung des vorhergehenden Kapitels, in Paraguay. Man darf indeß nicht verschweigen, daß seit der Entfernung der Jesuiten einige Indianer ziemlich civi-

lisirt geworden sind, und durch Handel und Viehzucht ihr Wohlstand zugenommen hat. Im Allgemeinen sind sie allerdings ein wenig mehr gebildet worden; sie kleiden sich nach spanischer Sitte, und erwerben kleine Besitzungen, aber da man nicht mehr so aufmerksam für sie sorget, als es die Jesuiten thaten, so ist die Hälfte ihrer Ansiedlungen verlassen, und die Indianer schweifen überall unter den Spaniern frei umher.

Ich will hier einige Bemerkungen mittheilen, die ich in diesen Ansiedlungen gemacht habe, weil sie über den Charakter der Guaranys, den jetzigen Zustand ihrer Civilisation und die Stufe derselben, welche sie unter der Herrschaft der Jesuiten erreicht hatten, einigen Aufschluß geben können. Obgleich diese Indianer gern ein Amt haben, oder einen Schein von Obergewalt, so lassen sie sich doch ohne alle Schwierigkeit zu den geringsten Verrichtungen herab, weil sie weder den Werth äußerer Auszeichnung, noch Ehre und Schande kennen. Eine Indianerin bewilligt allen Männern ohne Unterschied ihre Gunstbezeigungen, sie mögen alt, jung, Neger oder Sklaven sein. Stehlen halten diese Indianer für einen Beweis von kluger Gewandtheit, und lassen keine Gelegenheit dazu unbenutzt entschlüpfen; nie aber brauchen sie Gewalt und stehlen nie Sachen von Werth, selbst wenn sie es könnten. Sie nennen dieß nicht stehlen, sondern nehmen, oder wegführen, wenn von Heerden die Rede ist. Man kann sie leicht verführen zu bösen Handlungen. Sie geben ihren Kindern weder verbietende, noch gebietende Verhaltungsregeln. Wenn ein Verwaltungsbeamter eine Frau oder einen Knaben will geißeln

lassen, so überträgt er die Vollziehung der Strafe gewöhnlich dem Manne oder dem Vater, weil niemand es besser ausrichten würde, und im entgegengesetzten Falle würde man denselbigen Erfolg sehen. Ein Indianer vollzieht alles, was man ihm befiehlt, ohne Widerrede, selbst wenn er nichts von der Sache begreift. Sie sind gar nicht eifersüchtig, und es gibt vielleicht kein Beispiel, daß eine Indianerin, über acht Jahre alt, einen zärtlichen Antrag abgewiesen hätte.

Diese Indianer lieben sehr den Trunk, ohne daß sie üble Folgen davon spüren. Wenn man sie fragt, ob sie irgend etwas zu machen verstehen, so geben sie stets eine verneinende Antwort, damit man ihnen nicht befehlen möge, es auszurichten, denn sie gehorchen immer ohne Weigerung jedem Gebote. Nie sagen sie, wenn sie einen Reisenden begleiten: Hier wollen wir verweilen, um zu essen. Geht man vor ihnen her und geräth auf einen Irrweg, so geben sie einen Wink, und man muß sie daher stets allein vorausgehen lassen. Mit unglaublicher Geduld ertragen sie die Unbilden der Witterung, Insektenstiche und Hunger, aber wenn man still hält, um zu essen, so entschädigen sie sich mit Wucher für den Zeitverlust. Sie lieben Kampfspiele, Ringelrennen, Wettläufe, und lassen ihre Pferde immer gern mit verhängtem Zügel rennen; aber sie haben wenig Sorgfalt für diese Thiere und mißhandeln sie ohne Erbarmung, theils durch das schlechte Geschirr, das sie denselben anlegen, theils durch übermäßige Arbeit. Sie ziehen Füllen und Schweine auf, welchen sie nichts geben, als was sich auf den Feldern findet. Auch ziehen sie viele Hunde und Katzen. Sie tödten keines der neuge-

bornen Thiere, und überlassen es denselben, sich ihren Unterhalt zu suchen. Sie sind träge, unreinlich, und ertragen geduldig Schmerzen und Krankheit, ohne sich je zu beklagen. Gegen alle Arzeneimittel haben sie einen Abscheu, besonders gegen Klystiere, und ehe sie sich dazu entschließen, leiden sie lieber den Tod. Wenn sie sehr krank sind, und in ihrer Hängmatte oder dem ausgespannten Netze liegen, lassen sie ein Feuer darunter anzünden, wollen nicht reden, nicht reden hören, nichts zu sich nehmen und sterben unbekümmert um alles, was sie in der Welt zurücklassen, unbekümmert um die Zukunft. Ohne Theilnahme sehen sie andre sterben, und ich sah manche so ruhig zum Galgen gehen, als wären sie auf dem Wege zu einer Hochzeit gewesen.

Die Jesuiten versuchten es auch, die Indianer in Chaco und andre Völkerschaften zu unterwerfen, aber da sie mit den Guarany-Haufen, die ihnen zu Gebote standen, die Unterjochung derselben nicht bewirken konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu der geistlichen Unterwerfungsart, welche ich im vorigen Abschnitte beschrieben habe. Auf diese Weise stifteten sie mehrere Ansiedlungen, deren in ihren historischen Berichten erwähnt wird, wovon aber nur noch einige bestehen, die nicht weit von der Stadt Sante Fe de la Vera Cruz liegen, nämlich Sankt-Xavier und die beiden andern, welche in der, dem vorigen Kapitel angehängten, Tabelle darauf folgen. Sie haben auf dieser Tabelle ihren Platz gefunden, weil sie eigentlich von weltlichen Beamten gegründet wurden, welche dieselben den Jesuiten, nebst allem nöthigen Beistande, übergaben. In diesen Ansiedlungen aber gab es

nie, und gibt es auch jetzt nicht, unterworfene oder civilisirte und christliche Indianer, wie ich sowohl aus eignen Beobachtungen, als aus dem Zeugnisse der Indianer selbst weiß. Die Einrichtung war so, wie ich sie im vorhergehenden Kapitel beschrieben habe. Der Unterschied lag bloß darin, daß die Jesuiten, weil sie sparsamer, klüger, gewandter, als die Verwaltungsbeamten andrer Ansiedlungen waren, mit den, zur Unterhaltung der Indianer bestimmten, Summen länger auskamen und daß also ihre Ansiedlungen länger bestehen konnten.

Zweites Kapitel.

Von den farbigen Menschen.

Ich schicke die Bemerkung voraus, daß zur Zeit der Eroberung der ganze Landstrich, den ich beschreibe, ja noch ein weit größerer, nur ein einziges Gouvernement und ein einziges Bisthum bildete, wovon Assumcion in Paraguay der Hauptort war. Da man aber die Provinzen Chiquitos, Moros und Santa Cruz davon trennte, und die Portugiesen sich der Insel Santa Catalina und der Provinzen S. Pablo, Vera und Guaira ungerechter Weise bemächtigten; so theilte man im Jahre 1620 das übrige Land in zwei Gouvernements, jedes mit einem bischöflichen Sitze, und nannte das eine Buenos Ayres, das andre Paraguay. Das letzte verlor viel von seinem Umfange durch das unrechtmäßige Umgreifen der Portugiesen in ~~die~~ Ebenen von Xerez, Matogrosso und Cayaba. Die Gränzen beider Gouvernements blieben lange unbestimmt, weil sie durch die Gebiete der Missionen, oder jesuitischen Ansiedlungen getrennt waren, die im Grunde ihre Unabhängigkeit behaupteten. Noch Heut zu Tage sind diese Gränzen, so wohl in Ansehung des

geistlichen als des weltlichen Sprengels, unverändert dieselbigen. Ein kleiner Theil der Provinz Chaco welcher bewohnt ist und nördlich vom Paranastrome bei der Vereinigung desselben mit dem Paraguay liegt, ist zwischen den beiden Gouverneurs streitig. Jedes Gouvernement hat seinen Bischof und seinen Gouverneur. Das Gouvernement von Buenos Ayres ist mit der Würde des Vizekönigs vereinigt. Der Vizekönig hat in dieser Eigenschaft die Obergewalt über die siebzehn südlichsten jesuitischen Ansiedlungen und der Gouverneur von Paraguay über die andern. Ich rede hier von den Gränzen dieser beiden Gouvernements, weil ich sie in der Folge zuweilen unterscheiden werde.

Es ist bekannt, daß die jetzigen Bewohner von Amerika aus drei verschiedenen Racen bestehen; aus Indianern nämlich oder Amerikanern, aus Weißen oder Europäern und aus Negern oder Afrikanern. Diese drei Gattungen vermischen sich leicht mit einander, und es entstehen aus solchen Verbindungen Individuen, die man im Allgemeinen farbige Menschen nennt. Man begreift in dem Lande unter jenem allgemeinen Namen zwar auch wohl die Neger, aber ich werde von diesen nur in Rücksicht ihrer bürgerlichen Verhältnisse reden, ohne von ihren physischen und ursprünglichen Eigenschaften etwas zu sagen. Ist der farbige Mensch aus der Vermischung eines Indianers mit einem Weißen entstanden, so heißt er Mestize, und diesen Namen behält seine ganze Nachkommenschaft, wofern kein Neger oder Negerabkömmling sich in den Stammbaum gedrängt, und die Verbindung stets zwischen Weißen und Indianern oder ihren Mestizen

statt gefunden hat. Aus der Verbindung zwischen Afrikanern und Weißen oder Indianern entstehen Mulatten. Denselbigen Namen erhalten die Kinder, so oft eine Vermischung mit Negergeblüte, in welchem Grade es auch sei, statt gefunden. Die Benennungen Mestize und Mulatte enthalten also nicht, wie man glauben könnte, eine Anspielung auf die Farbe, sondern bloß auf die Natur der vermischten Racen.

Ich will einige Bemerkungen über die Mestizen und Mulatten, in der allgemeinen Bedeutung dieser Namen mittheilen, weil es mir unmöglich sein würde, alle Unterabtheilungen derselben anzugeben. Wer könnte auch alle die verschiedenen Verbindungen aufzeigen, deren Resultat jeder Mulatte oder Mestize ist? Ich sage daher nichts von ihren Haaren, die mehr oder minder lang oder kraus sind, nichts von ihrer Hautfarbe, die bald weißer bald schwärzer ist, weil es manche gibt, die eben so weiß, eben so roth und eben so blond sind, als in Europa, und deren Haare eben so lang und länger sind. Auch werde ich nicht auf die Geschlechtseigenschaft bei diesen Vermischungen sehen, also zum Beispiel nicht sagen, ob der farbige Mensch aus der Verbindung eines Weißen und einer Negerin, oder im Gegentheile eines Schwarzen und einer Weißen entstanden ist. Ich verlange übrigens nicht, daß man meine Meinung über einen so schwierigen Gegenstand als eine ausgemachte, erwiesene Sache ansehe. Mein einziger Zweck ist, Andre zu reizen, über einen so interessanten Theil der Naturgeschichte zahlreichere und genauere Beobachtungen zu machen.

Wir haben im siebenten Kapitel gesehen, daß eines der Mittel, welche die Eroberer von Amerika anwandten, die Indianer zu unterwerfen, darin bestand, diese zu Spaniern zu machen, indem sie sich mit Indianerinnen verbanden. Die aus diesen Verbindungen entstandenen Kinder oder Mestizen, wurden für Spanier erklärt. Die Mestizen verbanden sich unter einander, weil nur sehr wenige europäische Weiber nach Amerika kamen und die Abkömmlinge dieser Mestizen machen jetzt in Paraguay den größten Theil derjenigen Bewohner aus, welche man Spanier nennt. Sie scheinen mir in Ansehung ihres Wuchses, ihrer schönen Formen und selbst der Weiße der Haut vor den europäischen Spaniern sich auszuzeichnen. Diese Thatsachen begründen mir die Vermuthung, daß die Racen durch die Vermischung sich verbessern, und daß die europäische Gattung am Ende der amerikanischen überlegen wird, wenigstens das männliche Geschlecht dem weiblichen. Auch bin ich der Meinung, daß diese Bewohner von Paraguay schlauer, scharfsinniger und einsichtiger, und wie ich glaube auch thätiger sind, als die Kreolen, das heißt, die in dem Lande selbst von spanischen Aeltern geborenen. Da nach Buenos Ayres immer viele Spanier und Spanierinnen aus Europa gekommen sind, welche sich mit den ursprünglichen Mestizen verbunden haben, so ist die Race dieser letztern dort nicht so unvermischt geblieben, und hat nicht so viele Vorzüge bewahrt, als in Paraguay. Die Spanier in Paraguay sind daher vor den Bewohnern von Buenos Ayres durch schönen Wuchs und körperliche Wohlgestalt, durch Thätigkeit und Schlauheit ausgezeichnet.

Die unterworfenen oder bekehrten Indianer sehen bei ihren Verbindungen weder auf die Farbe und den Stand des Brautwerbers, noch auf Freiheit und Sklavenstand desselben. Bei den Negern, Mestizen und Mulatten findet zwar dasselbe statt, aber man bemerkt, daß sie sich einander einigermaßen den Vorzug geben, und daß sie die Indianer-Race am wenigsten achten; die Sklaven hingegen machen eine Ausnahme, denn sie ziehen die Indianerinnen vor, weil ihre Kinder, wie alle von freien Müttern Geborenen, frei werden. Mulatten, die aus solchen Verbindungen entstehen, haben eine Mittelfarbe, die sehr ins Gelbe fällt, und vor ihren Aeltern, eben so wie die Mestizen, sichtbare Vorzüge.

Es gibt eine andre Art von Mulatten, die aus der Vermischung der afrikanischen und europäischen Race entstehen. In einigen Gegenden von Amerika nennt man sie Quarterons (Viertlinge) oder Saltoatras (Rücksprünge) je nachdem das afrikanische Geblüt in ihrer Abstammung gemischt ist. Aus der Verbindung zum Beispiel eines Europäers und einer Negerin entsteht ein Mulatte, und wenn sich dieser mit einem europäischen Individuum verbindet, so heißt das Kind Quarteron, weil er nur ein Viertheil von einem Neger hat; verbindet er sich aber mit einem Neger, so wird das erzeugte Kind Saltoatras genannt, weil es, statt an Weisse zu gewinnen, gewissermaßen einen Rückschritt thut und drei Viertheile vom Neger hat. In den Gegenden aber, welche ich beschreibe, kennt man diese Benennungen nicht, und man nennt jeden, der in irgend einem Grade von Neger-

geblüt abstammt, einen Mulatten, selbst wenn er ganz weiß oder blond wäre.

Ich habe bemerkt, daß die von Weißen und Schwarzen abstammenden Mulatten im physischen und moralischen Vorzüge vor denjenigen haben, welche von Schwarzen und Indianern erzeugt wurden, und sie sind thätiger, gewandter, kräftiger, lebhafter, geistvoller und schlauer als ihre Erzeuger. Aber ich glaube, daß sich diese Eigenschaften nur bis zu einem gewissen Grade vermehren, und wenn sich ein schon weißer Mulatte mit einer Europäerin verbindet, so hat das erzeugte Kind wenige oder gar keine Vorzüge mehr. Diese Mulatten zeichnen sich vor allen andern Menschen durch frische Farbe und sanfte Haut aus, und nicht wegen dieses Vorzugs allein geben die Kenner den Mulattinnen vor den spanischen Weibern den Preis; sie behaupten, daß sie mit jenen ein eigenes Vergnügen genießen, welches sie bei den andern nicht finden. Die Mulattinnen machen übrigens keinen Anspruch auf den Ruf der Keuschheit oder Sprödigkeit, und selten bewahren sie ihre Jungfrauschaft bis zum neunten oder zehnten Jahre. Sie haben Verstand, Schlauheit, viel Anstelligkeit, sie sind reinlich, freigebig, und wenn sie's vermögen leben sie verschwendrisch. Bei den Männern findet man dieselbigen moralischen Eigenschaften, dieselbige Schlauheit. Ihre gewöhnlichen Laster sind Spielsucht, Völlerei und Neigung zum Stehlen, doch gibt es unter ihnen auch sehr wackere Menschen.

Nach den neusten Bevölkerungslisten von Paraguay findet man hier fünf Spanier gegen einen Mulatten;

und obgleich man im Gouvernement Buenos Ayres keine ähnlichen Zählungen gemacht hat, so kann man doch sicher annehmen, daß hier dasselbige Verhältniß statt findet und die Spanier vielleicht noch zahlreicher sind als die Mulatten. In Paraguay werden die Mulatten in Freie und in Sklaven eingetheilt, deren Anzahl sich gegen einander wie 174 zu 100 verhält. Vergleicht man diese spanische Kolonie mit den Niederlassungen anderer Mächte in Amerika, so findet man eine auffallend große Verschiedenheit in dem gegenseitigen Verhältnisse der Weißen und farbigen Menschen; denn in den nicht-spanischen Kolonien verhalten sich die Weißen zu den Schwarzen höchstens wie 1 zu 25, und in Rücksicht auf den Zustand der Freiheit ist das Verhältniß den farbigen Leuten wohl noch weniger günstig. Dieser Mangel an Sklaven muß hier den Arbeitslohn und die Preise der Produkte nothwendig steigern; denn alles ist die Arbeit freier Leute, die sich besser bezahlen lassen.

Man muß also mit Recht die Großmuth der Spanier in Paraguay bewundern, welche von zwei hundert Sklaven, hundert vier und siebzig die Freiheit gegeben haben, obgleich niemand mehr als sie Sklaven braucht. Man weiß hier nichts von jenen harten Gesetzen und Züchtigungen, die man entschuldigen will als nothwendige Mittel, um die Sklaven bei ihrer Pflicht zu erhalten. Diese Unglücklichen haben hier mit den Weißen von der ärmern Klasse ein gleiches Loos, und selbst ein besseres. Mehre derselben sind Oberhirten und haben spanische Taglöhner zu ihren Untergebenen. Die meisten unter ihnen erhalten in ihrem ganzen Leben keinen Geißelhieb. Man

behandelt sie mit Güte, man treibt sie nie zur Arbeit, man legt ihnen kein bestimmtes Tagewerk auf, und verläßt sie nie, wenn sie alt sind. Die Frauen ihrer Gebieter sorgen für sie in ihren Krankheiten; niemand hindert sie, sich zu verheirathen, selbst wenn sie sich Indianerinnen oder freie Weiber nehmen wollen, um freie Kinder zu erzeugen; man kleidet sie eben so gut und noch besser, als die armen Weißen gekeidet sind, und gibt ihnen gute Nahrung. Augenzeuge muß gewesen sein, wer an die milde Behandlung glauben will, welche die Sklaven erfahren, denn man verfährt hier ganz anders mit ihnen, als in den übrigen amerikanischen Kolonien. Nie hat man sich dagegen über die Sklaven zu beklagen. Ich habe mehre Beispiele gesehen, daß Sklaven, das angebotene Geschenk der Freiheit ausschlugen und nicht eher als nach dem Tode ihrer Gebieter es annehmen wollten. Keiner meiner Sklaven wollte je seine Freiheit annehmen, wenn ich ihn nicht dazu zwang. Die amerikanischen Spanier behandeln eben so gelinde die Indianer in ihren Kommanderien, und nichts ist ihrem Charakter so sehr entgegen, als die Härte und Grausamkeit, welche einige Schriftsteller ihnen vorgeworfen haben. Man vergleiche die Zahl der Indianer in ihre Besitzungen mit der Anzahl derer, welche sich in den Kolonien der Nazionen finden, die den Spaniern Grausamkeit vorwerfen. Ich kann durch Vergleichung der Originalkataster beweisen, daß es jetzt mehr Indianer im Lande gibt, als zur Zeit der Eroberung.

Vor achtzehn bis zwanzig Jahren entfloh eine englische Sklavin mit ihren Töchtern und kam auf eine der spanischen Antillen. Ihr Gebieter forderte sie zurück; die

Sklavin, welche durch ihre Geschicklichkeit etwas erworben hatte, bot ihr Lösegeld in Piastern an. Ihr Herr wollte es nicht annehmen. Aufgebracht über die Ungerechtigkeit des Engländers, weigerte sich der spanische Gouverneur, sie zurück zu geben, obgleich die Rückgabe im Friedensvertrage bedungen war. Er berichtete den Vorfall dem Rathe von Indien, welcher dem Könige die Sache vortrug, und es ward als Grundsatz festgesetzt, daß man keinen Sklaven zurück geben sollte, weil die Freiheit ein natürliches Recht wäre, über welche menschliche Verabredungen nicht verfügen könnten, und daß Flucht ein rechtliches und erlaubtes Mittel wäre, sich dieselbe zu verschaffen. Diese Entscheidung, so ehrenvoll für Spanien, kam nach Paraguay zu der Zeit, wo ich da war. Der Gouverneur des Landes aber, von den Portugiesen durch ansehnliche Geschenke bestochen, mißachtete, ihnen zu Gefallen, die Befehle des Königs, und gab ihnen einen unglücklichen entflohenen Sklaven zurück. Er machte sogar, durch Vermittelung des Vicekönigs von Buenos Ayres Vorstellungen bei Hofe, und es gelang ihren vereinten Bemühungen, die Aufhebung dieser so gerechten und nützlichen Maaßregel bei einem Minister, der dem portugiesischen Hof gefallen wollte, zu bewirken. Man brauchte den Vorwand, daß die spanischen Besitzungen, weil sie nur von Sklaven angebaut würden, verödet werden müßten, wenn die Sklaven entflöhen. Aber alles dieß ist falsch; denn die Zahl der Sklaven, ist, wie gesagt, sehr geringe, und wir haben ihre Flucht nicht zu fürchten. Fände sie ja statt, so würden nur ein paar Eigenthümer geringen Schaden lei-

den, der Staat aber würde außerordentlich gewinnen durch die Auswanderung unzähliger Flüchtlinge aus Brasilien, wo die Sklaven mit Strenge ja mit Härte behandelt werden. Die gerechte Maaßregel, die man genommen hatte, war meines Bedünkens das einzige Mittel, das Land blühend zu machen und den Besitz desselben zu sichern.

Die freien Mulatten werden als die unterste Volksklasse angesehen, weil die Gesetze ihnen nicht nur die Weißen, die Indianer, die Mestizen, sondern selbst die Neger vorziehen. Die öffentliche Meinung aber theilt diese Ansicht gar nicht; denn man verachtet die Indianer, und hält Mulatten und Neger für gleich. Die freien Mulatten, deren Farbe hell oder weiß ist, gehen oft in entlegene Gegenden, wo sie nicht bekannt sind, und gelten dort für Spanier. Im Gouvernement Buenos Ayres zahlen die farbigen Leute keinen Tribut, und genießen in unbeschränkter Freiheit die Früchte ihrer Arbeit. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Spaniern besteht darin, daß sie keine öffentlichen Aemter erhalten können, weil man sie für eine geringere Menschenklasse hält.

Außer dieser Herabsetzung müssen sie sich noch eine Bedrückung, die man amparo nennt, gefallen lassen. Die Sache besteht darin. Don Francisco de Alfaro, von welchem oben die Rede war, befahl, daß jeder freie farbige Mensch von achtzehn bis funfzig Jahren drei Piaster jährlichen Tributs bezahlen sollte, da aber damahls kein Geld und kein Handel im Lande war, und viele farbige Leute ihren Tribut nicht bezahlen konnten, so nahm man den Ausweg, sie an Geistliche oder wohlhabende Spanier abzuliefern, welche sich ihrer wie Sklaven bedienen konn-

ten, unter der Bedingung, jenen Tribut für sie zu bezahlen. Diese Art, einen farbigen Menschen einem Spanier zu überliefern, heißt amparo, Schutz. Die Gouverneurs mißbrauchten bald diese Einrichtung, sie auf jedes Alter und Geschlecht ausdehnend, und überließen die Unglücklichen, der Tribut mochte abgetragen werden oder nicht, ihren Günstlingen und Günstlinginnen, ohne Vorwissen der Finanzbehörden, welcher sie nichts bezahlten. So ist jetzt die Lage der Dinge, obgleich viele, vielleicht die meisten, farbigen Leute in völliger Freiheit leben und keine Abgaben zahlen, sei's daß sie Gönner gefunden haben, sei's daß ihr Aufenthalt im Innern des Landes unbekannt ist, oder daß sie in ein andres Gouvernement sich begeben haben. Manche bezahlen auch den Tribut, aber die Gouverneurs lassen denselben nicht in den königlichen Schatz, sondern in eine andre Kasse fließen, welche sie das Kriegsdepartement nennen, weil sie über diese Gelder willkührlich verfügen können.

Ein Gouverneur, welcher im Jahre 1740 von den Mbayas sehr in die Enge getrieben war, befreite einen Theil der farbigen Leute, die unter Schutz waren, von allem Tribute, und bildete aus ihnen die Ansiedlung de la Emboscada. Er zwang sie zum Kriegsdienste, wozu sie bis dahin nicht verbunden gewesen waren. Dieß gab seinen Nachfolgern Veranlassung, alle farbigen Leute zum Kriegsdienste, so wie zu allen andern Diensten, zu nöthigen.

Uebersicht von dem Zustande des Handels aller Häfen am Platastrome.

Angekommene Schiffe.

Namen der Häfen, woher sie kommen.	Werth d. einheimisch. Produkte in Piastern u. Realen	Werth fremder Waaren und Produkte	Gesammtwerth in Piastern und Realen.
21 1/2 Cadiz	631,615 2	923,313	1,554,928 2
21 Barcelona u. Malaga	595,229 5	21,845 2 1/2	617,074 7 1/2
6 3/4 Coruña	223,484 1/2	75,584 5 1/2	299,069
3 3/4 S. Ander	32,501 1 1/2	24,187 4	56,688 3 1/2
1/2 Vigo	6,132 5	4,400 4	10,533 1
1/2 Ilson	4,684 6	2,123 5 1/2	6,808 3 1/2
1/2 S. Lucar	287 3		287 3
53 1/2	2,545,389 6 1/2		

Ausgelaufene Schiffe.

Namen der Häfen, wohin sie segeln.	Silber; in Piastern, Stangen u. Geschirr.	Gold; nach d. Werthe in Piastern.	Werth der Produkte in Piastern.	Gesammtwerth in Piastern und Realen.
19 Cadiz	1,002,557 2	941,798 6	447,483 5	2,391,839 5
15 4/8 Barcelona u. Malaga	200,385 6	83,281 6	277,301	560,968 4
8 2/8 Coruña	938,348 1/2	625,696 3	32,685	1,596,729 3 1/2
3 2/8 S. Ander	5,201, 3	1,632	50,189	57,023 3
47				4,606,560 7 1/2

Angabe der in den 47 Schiffen ausgeführten Waaren.

Ungegerbte Rindshäute	— — — — — —		758,117
Gegerbte Häute	— — — — — —		1,626
Pferdehäute	— — — — — —		15,760
Feine Häute	— — — — — —		26,197
Braune Schaffelle	— — —	Dutzende	— 231
Talg — —	— — —	Arroben	— — 25,332
Gesalzenes Rindfleisch	— — —	Centner	— — 1432
Gesalzenes Schweinefleisch	— — —	Centner	— — 46
Roßhaare	— — —	Arroben	— — 143
Ochsenhörner	— — —	Tausende	— 323

Vicuña-Wolle	— — — —	Pfunde	— — 18,408
Laine de gorsaque (?) *)	— —	—	— — 2,744
Schafwolle	— — — —	Arroben	— — 2,745
Federbesen (plumasseaux)	— —	—	— — 10,209
Mehl	— — —	Centner	— — 702
Chinarinde	— — — —	Arroben	— — 54
Wallfischthran	— — — —	—	— — 340
Kupfer	— — — —	Centner	— — 2,114
Zinn	— — — — —	—	— — 10

Schiffe, aus Havana angekommen — mit:

Zucker	— — —	Arroben	— 13,037
Konfekt	— — —	—	— 37
Honig	— — —	carafes	— 132
Cacao	— — —	Arroben	— 65
Kaffee	— — —	Arroben	— 225
Branntwein	— — —	Tonnen	— 1,277
Reiß	— — —	Centner	— 240
Wachs	— — —	Arroben	— 505
Theer	— — —	Centner	— 37
Leinwand	— — —	Stücke	— 473 1/2
Manna	— — —	Pfunde	— 96
Färbeholz	— — —	Centner	— 37 1/2
Arona-Holz	— — —	Centner	— 188
Gesammtwerth in Piastern:			36,344

Schiffe, nach Havana abgegangen — mit:

Silber in Piastern	— — —		17,236
Gesalzenem Fleische	—	Centner	— 39,281
Talg — —	—	Arroben	— 10,617
Feinen Häuten	— — —	—	— 147
Seewolfshäuten	— — —	—	— 323
Schafwolle	— —	Arroben	— 80
Braunen Schaffellen	—	Dutzende	— 113
Mehl — —	—	Centner	— 440
Seewolfsthran	— —	Centner	— 25
Kupfer —	— — —	—	— 50
Federbesen	— — —	—	— 70
Gesammtwerth in Piastern:			71,563

Schiffe, von Lima angekommen — mit:

Zucker	— — —	Arroben	— 4,337
Cacao	— — —	Arroben	— 295
Zimmt	— — —	Pfunde	— 75 1/2
Reiß	— — —	Centner	— 80
Salzsteine	— — —	—	— 200
Indigo	— — —	Pfunde	— 138
Verarbeitetes Eisen	— —	—	— 7
Gesammtwerth in Piastern:			25,045

Schiffe, welche mit Negern angekommen:

Neger	— — — — — —		1,338
Hacken	— — — — — —		1420
Gesammtwerth in Piastern:			313,417

Schiffe, nach Lima abgegangen — mit:

Paraguaykraut	— —	Arroben	— — 2,688
Talg	— — —	Arroben	— — 2800
Schwanhäuten	— —	—	— — 20
Negern	— — —	—	— — 83
Hacken	— — —	—	— — 419
Garn	— — —	Pfunde	— — 128
Seidenen Strümpfen	—	Dutzende	— — 8
Gewöhnlichen Hüten	— —	—	— — 24
Gesammtwerth in Piastern:			22,454

Schiffe, welche um Neger zu holen abgegangen:

Silber in Piastern	— — — —		126,276
Werth der Produkte in Piastern	— — —		12,738
Gesammtwerth in Piastern:			133,014

Der Werth der sämmtlichen Einfuhr und Ausfuhr betrug 7,879,968 Piaster, 7 Realen

Außer den oben genannten Schiffen, sind zwei der Fischer-Kompagnie gehörige abgegangen, welche nach Spanien führten: 17,561 Seewolfshäute, 37 Seelöwenhäute, 3602 Ruthen (Verges) Seewolfsthran, 534 Verges Wallfischthran und 200 Arroben Wallfischbärte.

*) So in der französischen Ausgabe. Ich finde nirgend Erklärung des Ausdrucks. Hätte vielleicht im spanischen Original Lana de los gorjales. Wolle von der dritten Sorte, gestanden? d. Uebers.

Uebersicht von der

Angekommene Schi

Namen der Häfen, woher sie kommen.		Werth d. einheimisch. Produkte in Piastern u. Realen	Werth fremder Waaren und Produkte	mmtwerth in rn und Realen.
21 1/5	Cadiz	631,615 2	923,313	391,839 5
21	Barcelona u. Malaga	595,229 5	21,845 2	560,968 4
6 4/5	Coruña	223,484 1/2	75,584 5	596,729 3 1/2
3 2/5	S. Ander	32,501 1 1/2	24,187 4	57,023 3
2/5	Vigo	6,132 5	4,400 4	
2/5	Jijon	4,684 6	2,123 5	
1/5	S. Lucar	287 3		
53 3/5				506,560 7 1/2

Zimmt	—	—	—	Pfu	— 83
Reiß	—	—	—	Cent	— 419
Salzsteine	—	—	—	—	— 128
Indigo	—	—	—	Pfu	— 8
Verarbeitetes Eisen	—	—	—	—	— 24

Gesammtwerth in 22,454

Schiffe, welche mit Neger egangen:

Neger	—	—	—	—	126,276
Hacken	—	—	—	—	12,738

Gesammtwerth in P 133,014

Der Werth der sämmtlichen Einfuh ten: 17,561
Außer den oben genannten Schiffen Hallfischbärte.
Seewolfshäute, 37 Seelöwenhäute, 3

*) So in der französischen Ausgabe. Ich orjales, d. i
Wolle von der dritten S Ueberf.

Drittes Kapitel.

Von den Spaniern.

Die Bewohner des Gouvernements Buenos Ayres stammen größtentheils von den Ankömmlingen, welche Europa unaufhörlich aussendet, nur wenige aber aus der Verbindung mit den Indianern, deren Anzahl hier immer nur klein war, und sie reden daher spanisch. Die Spanier in Paraguay hingegen und ihre Nachbarn, die Bewohner des Gebiets der Stadt Corrientes, entsprangen aus den Verbindungen ihrer Väter mit Indianerinnen, wie oben schon erwähnt ist; sie reden daher die Sprache der Guaranys, und nur unterrichtete Leute und die Männer in dem Flecken Curuguaty verstehen spanisch.

Die Spanier in allen diesen Gegenden halten sich für eine weit edlere Menschenklasse als die Indianer, die Neger und die farbigen Leute; aber unter diesen Spaniern herrscht die vollkommenste Gleichheit, ohne Rangunterschied zwischen Adeligen und Unadeligen. Man weiß hier nichts von Lehnen, von Substitutionen, von Majoraten. Der einzige Unterschied, welcher statt findet, ist bloß persönlich, und nur von der Verwaltung öffentlicher Aem-

ter, von dem größeren oder geringerem Vermögen, oder von dem Rufe der Talente oder der Redlichkeit abhängig. Einige rühmen sich zwar der Abkunft von den Eroberern Amerika's; aber sie werden darum nicht mehr geachtet, und wenn sich Gelegenheit darbietet, heirathen sie die erste, welche sie finden, wenn sie nur Geld hat, ohne sich um ihren vorigen Stand zu bekümmern. Sie halten soviel auf Standesgleichheit, daß diejenigen, welche der König Adelsbriefe geben wollte, darum schwerlich höher geachtet werden, oder von ihren Mitbürgern irgend eine Auszeichnung empfangen würden. In Lima hat man die Titel Baron, Graf, Marques, Herzog eingeführt. Ich weiß nicht, ob diese Titulirten besondere Auszeichnung genießen, aber wenn es der Fall ist, so verdanken sie dieselbe vielleicht nur ihrem Reichthume an Gelde oder Gütern. Diesem Grundsatze der Gleichheit gemäß, mag in den Städten kein Weißer dem andern dienen, und selbst der Vicekönig würde vergebens einen spanischen Kutscher oder Bedienten suchen. Jeder läßt sich von Negern, farbigen Leuten oder Indianern bedienen.

Zuerst will ich, da die spanischen Einwohner sehr verschieden von einander sind, von den Städtern, den Bewohnern von Buenos Ayres, Montevideo, Maldonado, Assumcion, Corrientes und Santa Fe de la Vera Cruz reden, die man als die einzigen spanischen Städte des Landes betrachten kann. Es gibt zwar noch einige Flecken und Pfarrdörfer oder Kirchspiele, aber die Bewohner derselben sind nicht, wie in Spanien, an einem einzigen Orte vereinigt, sondern leben zerstreut umher in einzelnen weit von einander entfernten Häusern,

so daß in der Nähe der Kirche selten jemand, außer dem Pfarrer, einem Hufschmidt, einem Würzkrämer und einem Schenkwirth (pulpero) wohnt. Wäre es auch, daß einige der Kirchspielglieder sich eine Hütte in dem Flecken selbst bauten, so benutzte sie dieselbe nur an den Tagen, wo sie in die Messe gehen, oder an Kirchenfesten, und bringen die übrige Zeit in ihren abgesonderten Wohnungen zu.

Die genannten Städte enthalten vielleicht so viele Spanier, als das ganze übrige Land zusammen; eine nach meiner Meinung sehr nachtheilige Gewohnheit, welche die obern Behörden nicht beachten: Offenbar werden in den Städten alle Laster, Sittenverderbniß, und die entschiedene Abneigung, welche die Kreolen gegen die Spanier und die spanische Regierung hegen, erzeugt und fortgepflanzt. Ich sah diese Abneigung so weit gehen, daß sie oft Kinder und Vater, Mann und Frau trennte, wenn die einen Europäer, die andern Amerikaner waren, unter den Landbewohnern aber habe ich sie nicht bemerkt. Am lebhaftesten zeigt sich diese Abneigung bei den Advokaten, den Bankerottirern, und bei allen denjenigen, welche sich durch Trägheit, Unfähigkeit und Laster auszeichnen. Die Städte entziehen überdieß dem Landbau die Arme, die ihm so unentbehrlich sind, und den wahren Reichthum eines Landes ausmachen. Der Nachtheil würde minder bedeutend sein, wenn es Fabriken gäbe; aber sie sind hier gänzlich unbekannt, und die meisten Einwohner verdanken die Mittel ihres Unterhalts nur der Wohlfeilheit des Fleisches und der Leichtigkeit zu leben, fast ohne zu arbeiten.

Ich schätze die jährlichen Einkünfte des Bischofs von Paraguay auf 6000 Silber-Piaster. Ein solches Einkommen macht ihn schon zu dem reichsten Manne im Lande, aber der König gibt ihm überdies noch 1838 Piaster und 2 Realen, aus den Kassen von Potosi, weil die Einkünfte von Paraguay nicht hinreichen, ein Drittheil der angestellten Beamten zu besolden. Das Domkapitel besteht aus einem Dechanten, drei Dignitarien, zwei Domherrn, und einem Beneficiaten. Der erste hat 807 Piaster jährlich, die andern 700 und der letzte 300. Kein Pfarrer hat gewiß mehr als das Nothdürftige. Im Jahre 1793 betrug die Gesammtzahl der Weltgeistlichen im Lande 134, ungerechnet 110 Mönche. Der Bischof von Buenos Ayres hat 18 bis 20 tausend Piaster jährlicher Einkünfte. In seinem Kapitel gibt es eben so viele Dignitarien und Domherrn als in Paraguay, aber jeder von diesen besitzt fast eben so viele Einkünfte als sämmtliche Domherrn von Paraguay. Ich weiß nicht, wie viele Geistliche sich in dem ganzen bischöflichen Sprengel finden, im Jahre 1793 zählte man bloß in der Stadt Buenos Ayres 136, außer vier reichbesetzten Klöstern von Franziscaner, Dominikanern, Bethlehemiten und von dem Orden unserer lieben Frau von der Gnade.

Die beiden Bischöfe und ihre Domkapitel ziehen ihre Haupteinkünfte aus den Zehenten. In Buenos Ayres nimmt man den Zehenten sogar von Backsteinen, und in Paraguay von dem Paraguaythee, obgleich dieser das Blatt eines wildwachsenden Baumes ist, den jeder abblättern kann, und der keinen besondern Eigenthümer hat, so wenig als Schwämme und Heilpflanzen. In

Buenos Ayres zahlt man für diesen Thee nicht einmahl beim Verkaufe eine Abgabe. Viele Personen, besonders Geistliche und bejahrte Frauen, stiften bei ihren Lebzeiten oder durch Testamente viele Kapellen, entweder für Klöster, oder für Privatpersonen, wobei sie die Verpflichtung auflegen, einige Messen zu lesen, oder lesen zu lassen. Solche Stiftungen nehmen so sehr zu, daß sie bald eine unerträgliche Last für das Land sein werden. Viele Geistliche leben von den Einkünften dieser Kapellen, während die Pfarrer nichts als ihre zufälligen Einnahmen haben. Obgleich diesen gesetzlich ein Antheil an den Zehenten gebührt, den sie auch in Anspruch nehmen, so wird ihnen derselbe doch von denjenigen, die höhere Gewalt in Händen haben, vorenthalten.

Das Land ward auf Kosten der Anführer der Unternehmungen erobert, und man versprach ihnen zweitausend Dukaten Gehalt, wofern ihre Eroberung diese Summe einbringen sollte, im entgegengesetzten Falle aber ward ihnen nichts vom Staatsschatze zugesagt. Die Anführer wurden von zwei oder drei andern Männern begleitet, welche den Auftrag hatten, die dem Könige gehörenden Gefälle einzunehmen, welche aber statt aller Besoldung nichts als gewisse Procente zu genießen hatten. Im Jahre 1620 theilte man das Land, wie ich im vorigen Kapitel angegeben habe, und bestellte in Buenos Ayres einen Gouverneur mit drei Finanzbeamten, und in Paraguay einen Gouverneur mit einem Finanzbeamten. Diese Einrichtung dauerte bis zum Jahre 1776, wo in Buenos Ayres ein Vicekönig mit 40,000 Piastern Gehalt angestellt wurde. Man errichtete darauf so viele Gerichtshöfe, und vermehrte die

Beamten überall so sehr, daß es mir unmöglich sein würde, sie nachzuzählen. In Paraguay ward bloß die Besoldung des Gouverneurs verdoppelt, aber es wurden zwei Finanzbeamten, jeder mit freier Wohnung und zweitausend Thalern Gehalt, und viele andere Beamten angestellt, so daß die sämmtlichen Einkünfte des Landes nicht ein Drittheil der Besoldungen decken konnten. Es gibt überdieß eine große Anzahl von Leuten, welchen man Gehalt und Anwartschaft auf Stellen ertheilt, und einen Schwarm von Accessisten, von Leuten, die in den Kanzeleien arbeiten, um sich einen Anspruch auf Aemter zu erwerben. Glückliche Einfalt der Zeiten, wo vier bis sechs Menschen zu Allem hinreichten! Welche plötzliche Umkehrung der Verhältnisse, als man für dieselbigen Geschäfte so viele Menschen anstellte, deren Arme für die öffentliche Wohlfahrt verloren waren! In der That, ungeachtet aller dieser Einrichtungen, mag der Minister so wenig als sonst jemanden bestimmen können, ob dieß Vice-Königreich dem öffentlichen Schatze etwas einbringe oder nicht, denn es gibt in dem ganzen Umfange desselben wohl kaum eine Kasse und einen Verwaltungszweig, die nicht bankerott gemacht haben. Sehr viele der letztern haben noch nie Rechnung abgelegt, und mehre abgelegte Rechnungen sind noch nicht untersucht worden.

Die Kinder der Spanier erhalten gleich nach der Geburt Mulattinnen, Negerinnen oder Indianerinnen zu Ammen, welche gewöhnlich bis zum sechsten Jahre und länger für sie sorgen. Während dieser ganzen Zeit kann das Kind nichts Nachahmungswürdiges sehen. Sie saugen

überdieß hier noch mehr als in Spanien den schlechten Grundsatz ein, daß Adel und Großherzigkeit in Zerstören und Nichtsthun bestehen. Die Abneigung gegen Arbeit, welche in Amerika weit stärker ist, als anderswo, befestigt in den Kindern jenen Hang. Mit diesen Grundsätzen und dem Gedanken der Standesgleichheit aufgewachsen, verschmähen selbst die Kinder eines geringen Matrosen alle Arbeit und halten es unter ihrer Würde, das Gewerbe des Vaters zu ergreifen. Sie werden lieber Mönche, Priester, Advokaten, Kaufleute, und manche wählen nicht einmahl den Kaufmannsstand, weil er ihnen zu mühsam ist. Es schmeichelt sie sehr, Aemter zu erhalten, obgleich sie dieselben gering zu achten scheinen, und denjenigen, die ihnen dazu helfen, wenig Dank wissen; aber eigentlich ist's die Mühe, welche die Bewerbung kostet, was ihnen lästig ist. Die Wenigen, die nach Europa reisen, und dort Rücksichten, die ihnen unbekannt sind, beobachten und eine politische Rangordnung anerkennen müssen, kommen immer nach Amerika zurück, und verwünschen was sie in Europa gesehen haben. In ihrem Vaterlande freilich gibt's Freiheit und Gleichheit, es ist leicht sich fast ohne Arbeit zu nähren, und auf mancherlei sich Geld zu erwerben. Sie werden nicht eingeschränkt, durch Gesetze, die man ohne Nachdruck handhabt, und welche jeden thun lassen was ihm beliebt. Die Abgaben die ganz unbedeutend sind, belasten sie nicht, und die einzige Unannehmlichkeit, welche sie ertragen müssen, ist die Nothwendigkeit nur Indianer oder Sklaven zu Dienstboten zu nehmen, und zuweilen etwa noch die Plackereien oder die Leidenschaften der Obrigkeiten. Wenn sie alles wohl überlegten,

müßten sie eine so gefällige und milde Regierung lieben, die sie in dem Zustande läßt, worin sie sind.

Ihre Hauptlaster sind, Ausschweifung in der Geschlechtsliebe, Spielwuth, und bei den untern Volksklassen, Neigung zum Trunke. Uebrigens haben sie, meiner Meinung nach, viel Schlauheit und gute Beurtheilungskraft, was mir bei allen trägen Menschenracen, die aus der Vermischung verschiedener Gattungen entstehen, der Fall zu sein scheint. Hätten sie eben so viele Gelegenheit zu geistiger Ausbildung, als es in Europa gibt, und benutzten sie dieselben fleißig, so würden sie uns ohne Zweifel übertreffen. In Buenos Ayres und in Paraguay lehrt man sie nur die lateinische Sprachlehre, die aristotelische Philosophie, die Theologie der Thomisten und vielleicht ein wenig vom kanonischen Rechte. Nur die unentbehrlichen Künste und Handwerke werden getrieben und zwar von armen, aus Europa gekommenen Spaniern, oder von farbigen Leuten. Die Weiber in Buenos Ayres, Montevideo und Maldonado spinnen nicht gern Wolle und Baumwolle, in andern Städten aber beschäftigen sich die Weiber mit Spinnen. Sitten, Kleidung und Moden sind im allgemeinen wie in Spanien, aber in Buenos Ayres und Montevideo, den ansehnlichsten und reichsten Städten, herrscht mehr Luxus, das Hausgeräth ist dort zahlreicher und die Wohnungen sind besser. Die Häuser haben gewöhnlich nur ein Stockwerk, und die Baukunst hat keine Fortschritte gemacht. Alle Straßen sind breit und gerade, ausgenommen in Assumcion.

Ich gehe zu den Landbewohnern über und rede zuerst von den Ackerbauern, und dann von den Hirten.

Fast alle bekehrte Indianer, mehr als die Hälfte der Bewohner von Paraguay, von den Ufern des Platastroms und den Städten beschäftigen sich mit dem Anbaue der Pflanzen, welche ich im 4ten Kapitel angab, wo ich zugleich von der Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge und ihrer Verfahrungsart sprach. Diese ermüdende Lebensweise wird nur von denjenigen gewählt, welche keine Mittel haben, Kaufleute zu werden, oder Ländereien und Heerden zu kaufen, um Hirten zu werden, und von solchen Taglöhnern, welche sich nicht als Heerdenführer verdingen können. Die Bewohner der Gegenden des Platastroms *) verachten meist alle das Ackerbauerleben; der Ackerbau, sagen sie, sei nicht nöthig in ihrem Lande, weil sie alle wie die Hirten leben könnten, die nur Fleisch essen, ohne die Erzeugnisse des Ackerbaues zu benutzen.

Da der Landbauer nur so viel Boden braucht, als er anbaut, und als zum Weideland für seine Pferde, seine Milchkühe und zuweilen für einige Schafe nothwendig ist, so sind die Wohnungen, die alle in der Mitte des angebauten Landes liegen, bei weiten nicht so sehr von einander entfernt, als die Wohnungen der Hirten oder Heerdenbesitzer. In jedem Distrikte ist ein Pfarrer und eine Kirche, oder wenigstens eine Kapelle, die gewöhnlich klein und schlecht gebaut ist. Oft heißt so etwas ein Flecken, obgleich die Bewohner des Kirchspiels nicht vereinigt an

*) Die entferntern Anwohner des Stroms? Denn oben ward von den Uferbewohnern (habitants des bord) des Rio de la Plata das Gegentheil behauptet. Der Ueb.

demselbigen Orte leben. Hier ist indeß nicht von den bekehrten Indianern, deren Wohnungen an demselbigen Orte vereint sind, sondern von den Spaniern die Rede. Ihre Häuser sind gewöhnlich nichts als kleine niedrige Strohhütten. Die Mauern bestehen aus Pfählen, welche man neben einander einen Fuß tief in die Erde einrammt, und deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt werden. Sie besitzen wenig Hausrath; indeß haben diese Ackerbauer einige Vorzüge vor den Hirten in Ansehung der Kleidung, der Civilisation, und der Sittlichkeit. Auch nähren sie sich nicht, wie jene, hauptsächlich von Fleische, sondern auch von Pflanzenkost und würzen ihre Speisen.

In allen Städten und Pfarrdörfern von Paraguay ist ein Schulmeister angestellt, welchen die Kinder, selbst auf zwei Stunden weit, täglich besuchen. Sie bleiben den ganzen Tag zusammen, ohne etwas anders als gekochte Manioc-Wurzeln zu essen, die sie mit von Hause bringen, und Abends kehren sie heim. Da es weder Aerzte und Wundärzte noch eine Apotheke in Paraguay gibt, so hat jeder Bezirk seinen Heiler (curandero). Er besucht keinen Kranken; an den Festtagen aber begibt er sich mit einigen Heilkräutern zu dem Pfarrdorfe, oder der Kapelle des Ortes, und setzt sich vor die Thüre. Die Kranken schicken ihm ihren Urin in hohlen Rohrstengeln. Ohne ein Wort zu sagen, und gewöhnlich ohne eine Frage zu thun, nimmt der Heiler den Urin, schüttet einige Tropfen in die hohle Hand, hält sie gegen das Licht und wirft sie senkrecht in die Höhe. Indem er diesen Versuch mehrmahl wiederhohlt, als wollte er seiner Sache recht gewiß werden, beobachtet er, ob die herabfallenden Tro-

pfen Blasen, oder eine Art von Thau bilden, und darnach entscheidet er, ob die Krankheit von Erhitzung oder Erkältung herkommt; denn auf diese beiden Fragen beschränkt sich das ganze medicinische System. Nach jenen Beobachtungen verordnet er dem Kranken Kräuter, die zum Aufgusse gebraucht werden. Ich sah, daß man zu diesen Gesundmachern über 30 Stunden weit den Urin brachte, ohne ihnen etwas von dem Zustande des Kranken zu sagen. Selten findet man Einige unter ihnen, welche die Kranken besuchen; es sind solche, die das Buch der Madame Fouquet gelesen haben, oder Aspergers Receptensammlung besitzen. In dem Gouvernement Buenos Ayres haben nicht alle Flecken und Pfarrdörfer einen Schulmeister und einen Arzt. Jeder lebt, wenn er krank ist, nach Belieben, oder sehr oft nach dem Rathe alter Weiber.

Die Hirten *) hüten 12 Millionen Kühe, 3 Millionen Pferde, nebst einer ziemlich beträchtlichen Menge

*) Hirtenleben, sagt Azara hier, ward später als Jagd, Fischfang und Ackerbau unter den Menschen bekannt, denn sie mußten von dem Ertrage der Jagd, des Fischfangs und des Feldbaus leben, ehe sie Heerden zähmen und vermehren konnten. Dagegen wendet Walkenaer ein, Ackerbau, der bloß durch Menschenarme, mit Spaten und Hacke getrieben wird, verdiene kaum diesen Namen. So etwas findet bei den wildesten Völkern statt, um sich zu verschaffen, was die Jagd oder der freiwillige Ertrag des Bodens nicht darbietet. Aber es ist nicht Hauptbeschäftigung bei ihnen, sie bekümmern sich kaum darum, und

Schaafe. Dieß ist, nach meiner Schätzung, die Anzahl der zahmen Hausthiere in jenen Gegenden. Das Gouvernement Paraguay enthält davon den sechsten Theil und Buenos Ayres das übrige. Darunter sind aber die zwei Millionen wilder Kühe nicht begriffen, welche es, nach meiner Meinung, im Lande gibt, so wenig als die unermeßliche Menge wilder Pferde, die man antrifft. Alle Heerden von Hausthieren sind in so viele einzelne Heerden abgetheilt, als es Eigenthümer gibt. Eine Weide

---

überlassen es oft ihren Weibern oder Sklaven, dem wenig oder gar nicht zubereiteten Boden den Saamen nährender Pflanzen zu übergeben, die bis zur Ernte keine Sorgfalt mehr fordert. Anders ist's bei dem Ackerbaue im Großen, welcher mit Hülfe eines von Thieren gezogenen Pfluges getrieben wird. Dieses Mittel, sich Unterhalt, und andre zu den Bedürfnissen und Gemächlichkeiten des Lebens nöthige Dinge zu verschaffen, hat so viele Vorzüge vor allen übrigen, daß die Völker, welche es einmahl kennen, ihre Hauptbeschäftigung daraus machen, und als Herren und Götter diejenigen ehren, welche durch glückliche Erfindungen die Fortschritte dieser ersten aller Künste fördern. Es ist offenbar, daß ihr die Kunst, Thiere zu zähmen und in Heerden zu vereinigen, vorhergehen mußte. Das Hirtenleben, ein weit einfacheres und minder beschwerliches Mittel, sich Unterhalt zu erwerben, mußte also früher als die Kunst des Landbauers sein; und bis auf wenige Ausnahmen, welche die geographische Lage, oder die Natur des Bodens nothwendig macht, zeigt uns die Geschichte überall Hirtenvölker, die späterhin Ackerbauer werden, und nie vielleicht hat ein ackerbauendes Volk den Rückschritt zum Hirtenleben gemacht.

(estancia) die nur einen Flächenraum von 4 bis 5 Quadratstunden enthält, wird in Buenos Ayres für nicht sehr beträchtlich gehalten, und gilt in Paraguay für gewöhnlich. Im Innern dieser Besitzungen werden die Wohnungen der Hirten errichtet. Fast alle haben keine Thüren und Fensterläden, statt deren man bei Anbruch der Nacht Rindshäute braucht.

Jede Heerde hat einen Oberhirten (capataz) und einen Taglöhner auf jedes tausend Kühe. Der erste ist gewöhnlich verheirathet, die Taglöhner aber sind ledig, wofern sie nicht Neger, farbige Leute oder entflohene christliche Indianer aus einer Ansiedlung sind. Diese leben gewöhnlich in der Ehe, und ihre Weiber und Töchter pflegen die unverheiratheten Männer zu trösten. Man ist so gleichgültig in diesem Punkte, daß kein Mädchen, wie ich glaube, bis zum achten Jahre Jungfrau bleibt. Die meisten für Spanierinnen geachteten Weiber, die auf dem Lande unter den Hirten leben, genießen gleiche Freiheit, und gewöhnlich schläft der Vater mit seiner ganzen Familie in einer Kammer.

Diese Leute gehen nie mit den Heerden aus, wie es in Europa geschieht; ihre ganze Sorgfalt beschränkt sich darauf, viermahl in jeder Woche, von einigen Hunden begleitet, auszugehen, um mit lautem Geschrei rings um ihre Besitzungen zu galoppiren. Alle Kühe, welche hier und da frei herum weiden, fangen dann zu laufen an, und versammeln sich auf einem besonders dazu eingerichteten offenen Platze, den man rodeo nennt. Man behält sie hier einige Zeit, und läßt sie dann wieder frei auf

die Weide laufen. Durch diese Maaßregel will man die Thiere hindern, sich von den Ländereien des Eigenthümers zu entfernen. In gleicher Absicht machen sie's eben so mit den Pferden, welche sie von Zeit zu Zeit in dem Hofe versammeln. Während der übrigen Zeit in der Woche beschäftigen sie sich damit, ihre Thiere zu verschneiden und zu zähmen, oder andre wirthschaftliche Arbeiten vorzunehmen; gewöhnlich aber sind sie müßig.

Da diese Hirten 4 bis 10 ja zuweilen 30 Stunden von einander wohnen, so gibt es wenige Kapellen. Sie gehen nur selten oder nie in die Messe. Oft taufen sie selber ihre Kinder, und verschieben diese Feierlichkeit auch wohl bis zur Verheirathung, wo sie verlangt wird. Sie baten mich zuweilen, ihre Kinder zu taufen, welche ich in der Ebene ihre Pferde wacker tummeln sah. Wenn sie zum Gottesdienste gehen, hören sie gewöhnlich zu Pferde die Messe, außer der Kirche, deren Thüren offen bleiben. Alle haben ein lebhaftes Verlangen, in geweihter Erde zu ruhen, und Verwandte und Freunde versäumen nie, den Todten diesen Dienst zu leisten. Einige aber, die sehr weit von den Kirchen entfernt wohnen, lassen ihre Leichen gewöhnlich im Felde faulen, wo sie dieselben, ohne sie zu begraben, mit Steinen oder Baumzweigen bedecken, und tragen endlich die letzten Ueberreste, die Gebeine, zu dem Pfarrer, damit er denselben Begräbniß in geweihter Erde gebe. Andre zerstückeln die Todten und lösen mit einem Messer das Fleisch von den Knochen, welche sie alsdann dem Pfarrer bringen, nachdem sie das Fleisch begraben haben. Wenn die Kirche nicht über 20 Stunden entfernt ist, kleiden sie den Todten, als

ob er lebte, setzen ihn auf's Pferd, mit den Füßen in den Steigbügeln, und stützen ihn mit zwei, in Gestalt eines Andreaskreuzes zusammen gelegten, Stäben, und so bringen sie den Leichnam in das Pfarrdorf.

In Krankheiten haben sie kein anderes Hülfsmittel, als sich an einen christlichen Indianer oder eine Indianerin, oder auch an einen kundigen Hirten zu wenden, der ihnen ein Heilmittel oder ein Pflaster nach Gutdünken verordnet. Wenn ein Kranker in ihrem Hause ist, pflegen sie jeden Vorübergehenden um ein Heilmittel anzusprechen, und was man ihnen vorschreibt, brauchen sie gläubig auf der Stelle. Einem Greise, der mich bei Kopfschmerz um Rath fragte, sagte ich scherzend, er sollte zweimahl zur Ader lassen, weil ich glaubte, er würde in jenen Wildnissen niemanden finden, welcher diese Operation vornehmen könnte. Abends beklagte er sich bei mir, ein Offizier, der mich begleitete, wollte ihm nicht zur Ader lassen, so sehr er ihn darum gebeten hätte. Ich tröstete ihn, und sagte, er würde noch besser thun, sich sogleich nieder zu legen, vorher aber sich die Füße zu waschen und die Nägel zu schneiden. Diese langen Nägel, die er wahrscheinlich nie geschnitten hatte, gab ich für die Ursache seines Uebels aus. Er befolgte buchstäblich meine Anweisung und besserte sich. Dieß erweckte in ihm so viel Zutrauen zu mir, daß er mir ein halbes Jahr nachher schrieb, um mich wegen der Krankheit seines Sohnes um Rath zu fragen. Ohne sich in eine umständliche Mittheilung einzulassen, meldete er mir, daß einige die Krankheit für einen Bruch, andre für ein bösartiges Fieber hielten.

Diese Hirten haben in ihren Hütten gewöhnlich keinen andern Hausrath, als ein Gefäß zum Wasserholen, ein Horn, das zum Trinkgeschirr dient, hölzerne Bratspieße, und eine Chokolatenkanne, oder ein kleines kupfernes Geschirr, worin sie das Wasser zum Aufgusse des Paraguay-Krautes sieden. Wenn sie Fleischbrühe für einen Kranken kochen wollen und kein anderes Gefäß haben, schneiden sie kleine Stücke Fleisch in ein mit Wasser gefülltes Stierhorn, welches sie alsdann rings mit Kohlen umgeben. Einige haben einen Kochtopf, einen Napf, ein paar Stühle oder eine Bank und zuweilen ein Bett, das heißt ein Lager von vier Stäben gemacht, welche an vier eingerammte Pfähle befestigt, und mit einer Kuhhaut bedeckt sind. Gewöhnlich aber schlafen sie auf einer, über die Erde gebreiteten Rindshaut. Sie setzen sich auf die Fersen, oder auf den Schädel eines Pferdes oder einer Kuh. Sie essen weder Gemüse noch Salat; das sei Heu, sagen sie, und wundern sich über die Europäer, welche solches Pferdefutter essen, und Oehl brauchen, wogegen sie ebenfalls einen Abscheu haben. Sie leben bloß von Rindfleisch, daß sie wie die Charruas, ohne Salz braten. Sie haben keine bestimmten Stunden für ihre Mahlzeiten. Sie wischen sich den Mund mit dem Messerrücken und die Finger an den Beinen oder Stiefeln ab. Kalbfleisch essen sie nicht. Sie trinken nur nach dem Essen. Die Gegend um ihre Hütten ist immer mit Knochen und Ueberresten von Kühen bedeckt, welche faulen und die Luft verpesten, denn die Hirten essen nur die Rippen, das Stück zwischen den Schenkeln, und das Fleisch vom Bauche. Das Uebrige werfen sie weg. Diese

Abfälle locken eine Menge von Vögeln herbei, welche durch ihr stetes Geschrei lästig sind, und die Fäulniß erzeugt viele Fliegen und Insekten. Auf den Weiden von Paraguay, die kleiner sind und wirthschaftlicher verwaltet werden, läßt man das Fleisch, welches man in fingerdicke Streifen schneidet, in der Sonne trocknen, um es zum Genusse aufzubewahren. Man findet hier gewöhnlich auch ein wenig mehr Reinlichkeit, einen besser eingerichteten Hausrath, eine Hängmatte nämlich, oder ein ausgespanntes Netz zum Schlafen.

Die Oberhirten oder die Heerdenbesitzer, und überhaupt alle, welche etwas wohlhabend sind, haben ein Wamms, eine Weste, Beinkleider, weiße Unterhosen, einen Hut, Fußbekleidung und einen Poncho, ein Stück wollenen oder baumwollenen Zeuges, in der Provinz Tucuman gewebt, das sieben Palmen (54 pariser Zolle) breit, und zwölf Palmen (92½ pariser Zolle) lang ist, und in der Mitte ein Loch hat, durch welches man den Kopf steckt. Die Taglöhner haben weder Wamms, noch Weste, noch Hosen, sondern binden bloß mit einem Stricke das Chiripa, ein Stück groben Wollenzeuges, um die Hüfte. Viele von ihnen haben kein Hemd, aber alle einen Hut, weiße Unterhosen, einen Poncho, und kleine, einen halben Fuß lange Stiefeln, die von der Beinhaut eines Füllens oder Kalbes gemacht sind, deren Biegung das Fersenstück des Stiefels bildet. Andre brauchen dazu das Fell der wilden Katze. Da sie keine Barbiere haben, so tragen sie gewöhnlich sehr lange Bärte. Sie rasiren sich selten, und nur mit ihrem gewöhnlichen Messer. Die Weiber gehen barfuß und sind sehr unreinlich. Ihre

Kleidung besteht gewöhnlich in einem Hemde, das um die Hüfte mit einem Gürtel befestigt ist, und keine Aermel hat. Oft haben sie nur ein einziges Hemd. Wenn sie es waschen wollen, gehn sie ans Wasser, ziehen es aus, reinigen es und wenn sie's an der Sonne getrocknet haben, gehen sie nach Hause. Im allgemeinen geben sie sich weder mit Nähen noch mit Spinnen ab, und sind bloß damit beschäftigt die Hütte auszufegen und Feuer anzulegen, um Fleisch zu braten und das Wasser zum Aufgusse des Mate oder Paraguay-Krauts zu kochen. Die Weiber der Hirten und der wohlhabenden Leute sind ein wenig besser gekleidet, und die Taglöhner in Paraguay haben gewöhnlich Wäsche zum Wechseln. Die Landleute besitzen gewöhnlich nur einen einzigen Anzug, und wenn sie von Regen überfallen werden legen sie denselben, um ihn gegen Nässe zu schützen, unter die Thierhaut, welche den Sattel bedeckt. Sie machen sich nichts daraus daß sie selber naß werden; denn ihre Haut, sagen sie, würde schnell wieder trocken, nicht aber ihre Kleider. Wenn sie bei Regenwetter etwas kochen müssen, breiten zwei einen Poncho wagerecht aus und der dritte macht Feuer darunter an.

Da viele Weiber ohne Beistand entbunden werden, und nicht alle es verstehen, die Nabelschnur zu unterbinden, so sieht man ziemlich viele erwachsene Männer und Weiber, die einen vier Zoll langen Nabel haben, den man für ganz etwas anderes hätte halten können, er ist weich und angeschwollen. Kaum ist ein Kind acht Tage alt, so nimmt es der Vater oder der Bruder auf den Arm und reitet mit ihm durch's Feld, bis es anfängt zu wei-

nen, dann bringen sie es der Mutter zurück, damit sie ihm die Brust reiche. Diese Spazierritte werden oft wiederholt, bis das Kind im Stande ist, selber alte und ruhige Pferde zu besteigen. So wird der Knabe erzogen, und da er nie eine Glocke schlagen hört, da ihm nie und über nichts Regel und Maaß vorgeschrieben wird, und sein Auge nur Seen, Flüsse, Einöden, und einige herumirrende nackte Menschen sieht, welche wilde Thiere und Stiere verfolgen, so gewöhnt er sich an dieselbige Lebensweise und an Unabhängigkeit. Er liebt nicht den Umgang mit Menschen, die er nicht kennt, und Vaterlandsliebe ist ihm ein ganz fremdes Gefühl; er weiß nichts von Schamhaftigkeit, von Anstand, von den Gemächlichkeiten des Lebens, er bleibt ohne allen Unterricht, kennt keinen Gehorsam; und von Jugend an gewöhnt Thiere zu ermorden, hält er es für eben so natürlich, mit den Menschen auf gleiche Weise zu verfahren, oft ohne einen besonderen Bewegungsgrund, aber immer mit kaltem Blute und ohne Zorn; denn diese Gemüthsbewegung ist unbekannt in jenen Einöden, wo es keine Gelegenheiten gibt sie aufzureizen. Nur in zahlreichen Gesellschaften wird diese leidenschaftliche Bewegung erzeugt und genährt.

Im allgemeinen sind diese Hirten, besonders die Abkömmlinge von Spaniern und Indianern, sehr rüstig und Krankheiten nicht sehr unterworfen. Nie klagen sie, wenn sie zufällig krank werden, selbst nicht bei den größten Schmerzen. Das Leben achten sie wenig, und dem Tode sehen sie gleichgültig entgegen. Ich sah sie kaltblütig zum Richtplatze gehn, ich sah andre, welche in dem Augenblicke, wo sie den tödlichen Dolchstoß empfingen,

keinen Klagelaut ausstießen, und nichts als die Worte sagten: Dieser Mensch ist mit mir fertig geworden. Wenn sie in den letzten Augenblicken die Besinnung verlieren, und in diesem Zustande einige Worte sprechen, nennen sie gewöhnlich ihr Lieblingspferd, nicht um die Trennung zu beklagen, sondern seine guten Eigenschaften zu rühmen. Als ich durch diese Ebenen reisete, ward ein Mulatte aufgebracht gegen einen Mestizen, der übel von ihm gesprochen hatte. Er fand seinen Feind, der auf den Fersen sitzend sein Frühstück genoß, und ohne vom Pferde zu steigen sprach er zu ihm: Mein Freund, ich bin böse auf euch, und komme euch zu tödten. Der Mestize rückte nicht von der Stelle, und fragte: warum? Sie wechselten phlegmatisch noch einige Worte, ohne ihre Stimme zu erheben, bis endlich der Mulatte abstieg und den Mestizen tödtete. Zwölf andre Bewohner der Gegend waren Zuschauer, aber nach ihrer unverbrüchlichen Gewohnheit nahm keiner Theil am Streite. Man hat kein Beispiel, daß jemand sich zum Vermittler in Zwistigkeiten angeboten, oder daß man einen Schuldigen ergriffen und verhaftet hätte, sie betrachten solche Angelegenheiten so gleichgültig wie alles Uebrige. Sie halten es, glaube ich, für ehrlos, einen Verbrecher zu entdecken oder zu greifen, wie groß auch seine Schuld sein mag, und darum verhehlen und begünstigen sie ihn, so sehr sie können.

Sie haben lebhaften Widerwillen dagegen, jemanden wer es auch sei im Hause als Gesinde zu dienen, aber sie sind nicht so eitel als die Bewohner der Städte, und die Spanier verdingen sich ohne Schwierigkeit, um mit

Negern, farbigen Leuten und Indianern die Heerden zu hüten, selbst wenn der Oberhirt zu diesen Menschklassen gehörte. Unablässig gewohnt, nichts zu thun als was ihnen beliebt, fassen sie nie Zuneigung, weder gegen den Boden, der sie nährt, noch gegen ihren Gebieter, obgleich dieser sie gut behandelt und bezahlt. Sie verlassen ihn, wenn es ihnen einfällt, oft ohne Abschied von ihm zu nehmen, und höchstens sagen sie beim Scheiden: Ich gehe, weil ich euch lange genug gedient habe. Vergebens sind des Gebieters Bitten und Vorwürfe, sie wiederholen immer dieselbige Antwort, und lassen sich nicht zurück halten.

Diese Hirten sind sehr gastfrei, jedem Wanderer, der bei ihnen einspricht, geben sie Obdach und Nahrung, oft ohne zu fragen, wer er sei und wohin er gehe, selbst wenn er mehre Monate bei ihnen bliebe. Ich weiß dieß aus Erfahrung.

In Einöden aufgewachsen, fast ohne allen Verkehr mit andern Menschen, kennen sie kaum die Freundschaft und haben daher Hang zu Mißtrauen und Hinterlist. Bei Kartenspielen, die sie leidenschaftlich lieben, sitzen sie, wie gewöhnlich, auf den Fersen und halten des Pferdes Zügel unter den Beinen, besorgt es möchte entlaufen. Oft stecken sie ihren Dolch oder ihr Messer neben sich in die Erde, bereit jeden Mitspieler zu tödten, welchen sie auf einem Betruge ertappen, denn sie sind darin nicht ungeschickt und suchen nicht den Ruhm der Redlichkeit im Spiele. Sie wagen in einem Augenblicke, und immer kaltblütig, alles was sie haben. Ist ihr Geld verspielt,

so geht es um das Hemd, wenn noch etwas daran ist, und der Gewinnende gibt gewöhnlich dem Verlierenden das Seinige, wenn's nichts mehr werth ist, denn niemand hat mehr als ein Hemd. Bei Hochzeiten borgen die Brautleute Wäsche, welche sie, nach der Rückkehr aus der Kirche, den Darleihern wieder geben. Dann legen sie sich nieder auf die ausgebreitete Rindshaut, und haben oft weder Haus noch Hausrath.

Einige Heerdenbesitzer oder Oberhirten verkaufen in ihren Wohnungen einige Kleinigkeiten, besonders Branntwein, und ihre Häuser heißen alsdann Pulperias, Schenken, und sind die Versammlungsörter aller Landbewohner, die gar nichts auf Geld halten, das sie bloß mit Spielen und Trinken durchbringen. Es ist Sitte bei ihnen, jeden in der Gesellschaft zum Trinken einzuladen. Sie füllen alsdann ein großes Gefäß mit Branntwein — Wein lieben sie nicht — und lassen es unter den Gästen herum gehen. Sie wiederholen dieß so lange, bis ihnen kein Dreier mehr übrig bleibt, und finden sich beleidigt, wenn man ihre Einladung ausschlägt. Zum Zeitvertreib in den Augenblicken, wo das Trinkgefäß ruht, gibt es in jeder Schenke eine Guitarre, und wer sie zu spielen versteht, wird immer von den übrigen Gästen frei gehalten. Diese Tonkünstler singen stets nur Yarabys, peruanische Gesänge, die eintönigsten, traurigsten von der Welt, in klagender Weise, die immer nur die Geschichte unglücklicher Liebe, die Klagen eines Liebenden, der seine Leiden in der Einöde entdeckt, erzählen, nie aber von fröhlichen, scherzhaften oder gleichgültigen Dingen handeln.

Die Hirten haben einen natürlichen Hang, Kühe und allerlei Kleinigkeiten zu stehlen, aber nie vergreifen sie sich an Gegenständen von Werth. Sie tödten gern wilde Thiere, und selbst Kühe, ohne daß Bedürfniß sie dazu treibt. Alle Geschäfte, welche sie nicht zu Pferde und im Galopp besorgen können, sind ihnen zuwider. Sie können fast gar nicht zu Fuße gehn, und nur ungern und mit Wiederwillen entschließen sie sich dazu, wäre es auch nur, um über die Straße zu gehen. Wenn sie in der Pulperia zusammen kommen, oder wo es sonst sein mag, bleiben sie stets zu Pferde, mag die Unterhaltung auch mehre Stunden dauern. Auch auf den Fischfang gehen sie zu Pferde, und reiten bis mitten in's Wasser, um das Netz auszuwerfen und zurück zu ziehen. Wollen sie Wasser aus einem Brunnen schöpfen, so binden sie das Seil an ihr Pferd, welches das Wasser heraufziehen muß, ohne daß sie einen Fuß auf die Erde setzen. Brauchen sie Mörtel, und wäre es nur so viel, als sie in einem Hute halten können, so lassen sie denselben, indem sie hin und her reiten, von ihren Pferden kneten, ohne abzusteigen. Kurz alles was sie vornehmen, thun sie zu Pferde.

Ununterbrochene Uebung von Kindheit an macht sie zu unvergleichlich geschickten Reitern. Sie sitzen so fest, als ob sie mit dem Rosse zusammen gewachsen wären, und rennen unaufhörlich, ohne zu ermüden. In Europa würde man vielleicht Anstand bei ihnen vermissen, denn ihre Steigbügel sind kurz, sie drücken die Kniee wenig an, und spreizen die Beine sehr aus, ohne die Fußspitze nach dem Ohre des Pferdes zu richten. Aber nie sind sie in Gefahr einen Augenblick aus dem Gleichgewichte zu

kommen, und ihr Körper verliert weder im Trabe noch im Galoppe, noch bei den Sprüngen und dem Ausschlagen des Pferdes, seine Haltung, obgleich ihre Steigbügel nur kleine hölzerne Dreiecke sind, worin bloß die Spitze der großen Zehe Platz hat. Die meisten besteigen das erste beste Füllen, selbst ein ungebändigtes, das sie eben erst eingefangen haben. Zuweilen besteigen sie sogar Stiere. Mit ihrer, an den Gurt des Pferdes befestigten Schlinge wissen sie in einer Entfernung von zwölf bis funfzehn Toisen jedes Thier, und selbst einen Stier, aufzuhalten und zu bezwingen. Sie werfen ihm die Schlinge um den Hals oder um die Füße und verfehlen nie den Fuß, auf welchen sie zielen. Diese Schlinge ist ein, aus vier daumdicken Riemen von Rindshaut geflochtener Strick, an dessen Ende ein eiserner Ring befestigt ist, damit es fortrolle. Wennn sie im Galopp stürzen, bleiben die meisten aufrecht neben dem Pferde stehen, ohne sich Schaden zu thun, und behalten die Zügel in der Hand, um das Entrinnen desselben zu verhüten. Manche lassen, zu ihrer Uebung, von andern eine Schlinge um die Beine ihres galoppirenden Pferdes werfen, und wenn es nach tausend Sprüngen gestürzt ist, bleiben sie auf den Beinen stehen. Der Wurfkugeln bedienen sie sich, wie die Pampas-Indianer.

Es ist unglaublich, wie genau sie ihre Pferde und die Thiere überhaupt kennen. „Hier hast du zweihundert Pferde — und oft waren es mehr — die mir gehören; sorge für sie, du mußt dafür stehen" sagte ich zuweilen zu einem von ihnen, und er sah sie einen Augenblick aufmerksam an, mochten sie auch in einer Entfer-

nung von einer halben Stunde weiden. Mehr brauchte er nicht, um alle zu erkennen, und um nicht ein einziges zu verlieren, obgleich er sie nur von fern betrachtete. Nicht minder bewundernswürdig ist, wie richtig diejenigen, welche man die Kundigen nennt, auf den ersten Blick die bequemste Fuhrt durch einen Fluß entdecken, den man in einer Entfernung von einer Stunde oder weiter entdeckt, und den sie vielleicht zum ersten Mahle sehen. Sie treffen immer ohne Umweg auf der Stelle ein, die ihnen bezeichnet wird, obgleich man weder Bäume, noch Wege, noch andre Merkzeichen antrifft, und immer durch ~~ein~~ Land reisen; sie wissen sich bei Tage so gut wie bei Nacht, zu finden, ohne etwas vom Kompaß zu wissen.

Außer den Hirten wohnen in den Ebenen viele Menschen, die durchaus weder arbeiten noch dienen wollen, in welcher Eigenschaft und um welchen Preis es sein mag. Ich fand viele solcher halbnackten Menschen, und wenn ich sie fragte, ob sie in meine Dienste treten wollten, um meine Pferde zu besorgen oder sonst andre Geschäfte zu verrichten, antworteten sie mir mit der größten Kaltblütigkeit: Ich suche auch jemand, der mir dienen möge. Wollt ihr es thun? — Hast du auch so viel, daß du mich bezahlen kannst? — Nicht einen Heller, antwortete er, aber ich wollte nur sehen, ob ihr vielleicht Lust hättet, mir unentgeltlich zu dienen.

Fast alle diese Menschen sind Diebe, und sie stehlen sogar Weiber. Sie führen diese in's Innere einsamer Wälder, wo sie ihnen eine kleine Hütte bauen, den Woh-

nungen der Charruas-Indianer gleich, und ernähren sie mit dem Fleische der wilden Kühe, welche es in der Gegend gibt. Wenn die Familie ganz ohne Kleidung ist, oder ein andres dringendes Bedürfniß sie treibt, geht der Mann allein fort, und stiehlt Pferde auf den spanischen Weiden, um sie in Brasilien zu verkaufen, woher er alles, was er braucht, mitbringt. Ich habe mehre dieser Räuber entdeckt und verhaftet, und die geraubten Weiber wieder gefunden. Eine dieser Frauen, eine junge hübsche Spanierin, die seit zehn Jahren unter diesen Leuten lebte, wollte nicht wieder zu ihren Angehörigen zurückkehren, und ließ sich nur ungern wieder ins väterliche Haus führen. Sie war, nach ihrer Erzählung, von einem gewissen Cuenca entführt worden, der von einem andern getödtet ward; dieser wurde von einem Dritten erschlagen, welchem ein Vierter, ihr letzter Mann, dasselbige Schicksal bereitete. Nie sprach sie den Namen Cuenca ohne Thränen aus; er wäre der erste aller Menschen gewesen, sagte sie zu mir, und seine Geburt hätte seiner Mutter das Leben gekostet, damit er der einzige in der Welt wäre.

Ich will dieß Kapitel mit einer Uebersicht von dem jetzigen Zustande des Handels beschließen, aber ehe ich dazu übergehe, etwas von dem Handel früherer Zeiten sagen.

Diejenigen, die ehedem nach Amerika handelten, suchten nur Gold und Silber, und achteten die Länder nicht, welche, wie die von mir beschriebenen Gegenden, diese Metalle nicht hervor brachten. Aus Furcht aber

daß man über Buenos Ayres Waaren in Peru einführen, und dieß für den Absatz der Ladungen, die sie auf ihren Flotten und Gallionen nach Panama sandten, nachtheilig werden könnte, bewirkten sie das Verbot alles Handels auf dem Platastrome. Alle, welchen diese Maaßregel drückend war, machten dringende Vorstellungen dagegen, und im Jahre 1602 erlaubte man ihnen, sechs Jahre lang in Schiffen, die ihnen eigenthümlich gehörten, für ihre Rechnung 2000 Fanegas Mehl, 500 Centner geräucherres Fleisch und 500 Centner Talg auszuführen. Aber sie konnten diese Waaren nur nach dem portugisischen Brasilien und nach der Guinea-Küste ausführen, um bei der Rückkehr mitzubringen was sie bedurften. Alle übrige Häfen waren ihnen verboten. Als die festgesetzte Zeit abgelaufen war, verlangte man unbestimmte Verlängerung und sogar Erweiterung der Erlaubniß, denn man wollte sie auf alle Waaren ausdehnen, und mit allen Häfen Spaniens unmittelbar Verkehr treiben, sowohl in den eignen Schiffen der Kolonie, als in denjenigen, welche sie für ihre Rechnung miethen könnte. Die Konsulate von Lima und Sevilla widersetzten sich eifrig diesem Verlangen. Am 18. September 1618 bewilligte man den Anwohnern des Plata-Stromes die Erlaubniß, zwei Schiffe abzusenden, wovon aber jedes nicht über 100 Tonnen halten sollte. Man schrieb ihnen noch mehre andre Bedingungen vor, und damit nichts in das Innere von Peru käme, errichtete man zu Cordova del Tucuman eine Zollstätte, wo alle eingeführte Waaren 50 vom Hundert bezahlen sollten. Dieser Zoll sollte auch die Ausführung des Goldes und Silbers von Peru nach

Buenos Ayres verhüten, selbst wenn man die Maulthiere, welche der letztre Ort lieferte, damit bezahlen wollte. Als die Zeit dieser Erlaubniß erloschen war, wurde sie durch eine neue Verordnung vom 7ten Februar 1622 auf unbestimmte Zeit verlängert, und man glaubte zum Wohl des Landes beizutragen, als man 1665 zu Buenos Ayres eine königliche Audiencia errichtete, die man aber 1672 als unnütz wieder aufheben mußte. In dieser Lage blieben die Sachen, obgleich man von Zeit zu Zeit einzelnen Unternehmern erlaubte, Schiffe zu befrachten, bis zum 12ten Oktober 1778, wo man alle Art von Handelsverkehr auf dem Plataströme, selbst mit dem Innern von Peru erlaubte.

Die nachstehende Tabelle gibt eine Uebersicht von dem Zustande des Seehandels in allen Häfen des Plataströms, nach Mittelzahlen von den fünf letzten Friedensjahren während meines Aufenhalts im Lande. Die Preise sind nach den Zolltarifen der Kolonien bestimmt. Vergleicht man Einfuhr mit Ausfuhr, so sieht man, daß diese 1,908,427 Silber-Piaster mehr beträgt, welches anzudeuten scheint, daß entweder der Tarif für eingeführte Waaren nach Verhältniß geringer ist, oder daß viele Waaren durch Schleichhandel eingeführt wird.

Ein sehr großer Theil der eingeführten Gegenstände, wovon die Uebersicht redet, geht nach Chili, nach Lima, nach Potosi, und dem Inneren, das Uebrige wird in den Gouvernements Buenos Ayres und Paraguay verbraucht. Beide Gouvernements senden jährlich nach Chili und den andern genannten Orten 150,000 Arroben

Paraguay-Thee, und 60,000 Maulthiere, wogegen sie jährlich 7313 Tonnen (Barils) Mendoza-Wein, 3942 Tonnen Branntwein von S. Juan und 150,000 Ponchos, Decken und Felle aus Tucuman erhalten. Ich habe diese Angaben nach einer Durchschnittszahl von fünf Jahren, nämlich von 1792 bis 1796, bestimmt.

Das Gouvernement Paraguay treibt einen besondern Handel mit Buenos Ayres, wohin jenes 196,000 Arroben Paraguaykraut, Taback, viel Holz und andre Gegenstände schickt, welche nach einem Durchschnitt von fünf Jahren, von 1788 bis 1792, sich auf 327,646 Silber-Piaster beliefen. Was dagegen Buenos Ayres nach Paraguay sandte, betrug nur 155,903 Piaster; ein Beweis, daß Paraguay sich bald bereichern wird, obgleich man dort bei meiner Ankunft kein Geld kannte.

Viertes Kapitel.

Uebersicht aller Städte, Flecken, Dörfer und Kirchspiele im Gouvernement Paraguay.

Da ich von allen diesen Kolonien, oder doch von den meisten, nichts anzugeben weiß, als das Stiftungsjahr, die Einwohnerzahl, und ihre geographische Lage, so verweise ich auf die angehängte Tabelle, welche eine bequeme Uebersicht gibt. Nur derjenigen werde ich erwähnen, von welchen ich besondre Umstände mitzutheilen habe.

Alle spanische Städte und die Ansiedlungen der Indianer und farbigen Leute sind auf europäische Weise eingerichtet, die Häuser nämlich, an einem Orte vereinigt, bilden Straßen und Plätze; in allen Flecken und Kirchspielen aber sind die Häuser in der umliegenden Gegend zerstreut, bald mehr bald minder von einander entfernt, und nur wenige sind neben der Kirche oder Kapelle errichtet.

Die Häuser in den, von den Jesuiten gegründeten, Indianer-Ansiedlnngen sind mit Ziegeln gedeckt, und die Mauern von Backsteinen. Die Wohnungen aber der

Uebersicht

Namen der

Uebersicht der Bevölkerung des Gouvernements von Paraguay

Namen der Städte, Flecken, Ansiedlungen und Kirchspiele.	Stiftungsjahre.	Südliche Breite.	W. länge, nach d. pariser Meridian.	Menschenzahl.
Ita J.	1536	25° 30' 30"	59° 45' 2"	965
Yaguaron J.	1536	25 33 20	59 38 14	2093
Ypane J.	1538	25 27 44	59 53 15	278
Guarambare J.	1538	25 29 48	59 50 16	368
Aregua J.	1538	25 18 1	59 46 42	200
Altos J.	1538	25 16 6	59 38 30	869
Atira J.	1538	25 16 45	59 33 59	972
Tobaty J.	1538	25 16 16	59 28 59	932
Ytape K.	1673	25 52 0	58 59 33	124
Caazapa J.	1607	26 11 18	58 49 49	725
Yuty J.	1610	26 36 56	58 36 48	674
S. Maria de Fe J.	1592	26 48 12	59 18 54	1144
Santiago J.	1592	27 8 40	59 8 34	1097
Loreto J.	1555	27 19 28	57 54 39	1519
S. Ygnacio Miri J.	1555	27 14 52	57 55 14	806
S. Ygnacio Guazu J.	1609	26 54 36	59 4 14	864
Santa Rosa J.	1698	26 53 19	59 14 39	1283
S. Cosmo	1634	27 18 55	58 39 29	1036
Yapua J.	1614	27 20 16	58 12 59	1409
Candelaria J.	1627	27 26 46	58 7 35	1514
Santa Ana J.	1633	27 23 45	57 58 39	1430
Corpus J.	1622	27 7 23	57 52 29	2267
Trinidad J.	1706	27 7 35	58 4 59	1017
Jesus J.	1685	27 2 36	58 25 6	1185
S. Joaquin J.	1746	25 1 47	58 33 20	854
S. Estanilado J	1749	24 38 31	58 56 15	729
Belen J.	1760	23 26 17	59 28 0	361
Assumcion St.	1536	25 16 40	60 1 4	7088
Luque K.	1635	25 15 30	59 52 19	3813
Frontira K.	1718	25 23 50	59 55 26	2187
Lambare K.	1766	25 20 0	60 1 4	825
Limpio K.	1785	25 10 25	56 51 49	1769
Concepcion F.	1773	23 23 8	59 36 4	1551
Yguamandiyu K.	1784	24 6 12	59 18 29	979
Curuguaty F.	1715	24 28 10	58 14 25	2254
Carimbatay K.	1760	24 33 35	58 17 7	972
Villarica F.	1576	25 48 55	58 51 59	3014
Hiaty K.	1773	25 44 42	58 54 12	1232
Yaca Guazu K.	1785	25 58 2	58 52 19	866
Boby K.	1789	26 54 46	58 38 49	427
Arroyos K.	1781	25 29 36	59 7 15	1227
Ajos K.	1758	25 26 34	58 50 0	715
Cariy K.	1770	25 30 27	59 12 6	654
Ybitimiri K.	1783	25 45 43	59 13 2	620
Piribebui K.	Z. 1640	25 27 54	59 24 37	3595
Caacupe K.	1770	25 24 21	59 29 24	1066
S. Roque K.	1770	25 22 28	59 23 19	733
Quarepoty K.	1783	24 23 25	59 33 6	540
Pirayu K.	1769	25 29 19	59 35 12	2352
Paraguary K.	1775	25 36 51	59 39 50	507
Capiata K.	1640	25 21 45	59 51 48	5305
Yrangua K.	1728	25 24 44	59 44 6	2235
S. Lorenzo.	1775	25 21 14	59 57 0	1720
Villeta K.	1714	25 30 56	59 56 25	3098
Remolinos K.	1777	26 10 0	60 23 48	458
Carapegua K.	1725	25 45 31	59 36 56	3346
Quiindy K.	1733	25 58 26	59 34 49	1894
Quiquiho K.	1777	26 13 13	59 20 50	1136
Acaay K.	1783	25 54 7	59 29 1	858
Ybicuy K.	1766	26 0 54	59 21 7	1500
Caapucu K.	1787	25 11 21	59 35 23	659
Neembucu F.	1779	26 52 24	60 31 28	1730
Laureles K.	1790	27 13 57	59 40 34	631
Taquaras K.	1791	26 50 43	60 9 17	520
Emboscada M.	1740	25 7'42	59 44 5	840
Tapaby M.	1653	25 54 59	59 41 19	644

Gesammte Menschenzahl	92,347
Die hier nicht mitgerechneten Spanier in d. ind. Ansiedl.	5,133
Sämmtliche Volksmenge	97,480

Anmerk. St. bedeutet Stadt, F. Flecken, J. Indianer-Ansiedlung, K. Kirchspiel, M. Ansiedlung von Mustarten oder farbigen Menschen.

übrigen Indianer und der farbigen Leute, so wie in den Flecken und Kirchspielen, sind im allgemeinen gebaut, wie ich im vorhergehenden Kapitel angegeben habe. Die meisten Gebäude in den Städten sind von Backsteinen, oder von Steinen, die mit Mörtel verbunden sind, die Wände mit Kalk und Sande beworfen, und die Dächer mit Ziegeln gedeckt.

Assumcion. Im Jahre 1536 fing man an, diese Stadt auf dem östlichen Ufer des Paraguay zu erbauen. Sie war die Hauptstadt der spanischen Besitzungen in diesen Gegenden, bis man 1620 ein andres Gouvernement und Bisthum in Buenos Ayres errichtete. Es gingen mehre Kolonien von ihr aus, als die Flecken, Ontiveros, Villarica, und Talavera, und die Städte: Ciudad Real, Xerez, Santa Cruz de la Sierra, Corrientes, Concepcion del Vermejo, San Juan, Santa Fe de la Vera Cruz und Buenos Ayres. Der Boden ist abhängig und sandig, die Straßen sind krumm und von ungleicher Breite. Es gibt hier eine Domkirche, zwei Pfarreien, und eine Hülfskirche. Die Stadt hat drei Klöster von Franziscanern, Dominikanern und dem Orden unsrer lieben Frau von der Gnade, einen Commissar der Inquisition, und ein Kollegium, wo man Elementarkenntnisse, Sprachlehre, Philosophie und Theologie lehrt.

Villarica del Espiritu Santo — wurde 1576 in der Provinz Guayra, zwei Stunden vom Paranastrome, gegründet, aber bald ward dieser Flecken nach Osten versetzt, ans Ufer des Huibay, und dann in die Gegend, wo dieser Fluß sich mit dem Curubaty ver-

einigt. Als die Portugiesen 1631 die Indianer-Ansiedlungen in diesen Gegenden zerstört hatten, ward Villarica, vereinigt mit Ciudad Real, zehn Meilen nördlich von der Stelle, wo jetzt Curuguaty liegt, verlegt. Aber auch hier verheerten die Portugiesen die benachbarten Ansiedlungen, und dieser Flecken ward 1676 in die Nähe des Pfarrdorfes Los Ajos versetzt, bis man ihm 1680 die Stelle gab, welche er jetzt einnimmt. Als der Flecken in Guayra lag, ging eine Kolonie von demselben aus, Segunda Xerez (das zweite Xerez) genannt, und 1715 eine andre Kolonie, der jetzige

Flecken Curúguaty.

Yta. Die älteste Ansiedlung von Guarany-Indianern. Eine Horde, die von Joann de Ayolas in einem Treffen 1536 besiegt wurde, ließ sich hier nieder. Sie lebte vorher in der Umgegend des Ortes, den sie jetzt bewohnt.

Yaguaron. Die Indianer, welche hier wohnen, lebten an den Ufern des Baches Yaguary, der sich in den Fluß Tebicuary ergießt. Aus einer Abtheilung dieser Indianer ward die Ansiedlung S. Ygnacio Guazu gebildet.

Ypane ward in der Provinz Ytati gestiftet, und hieß anfangs Pitun. Die Guaranys, woraus die Ansiedlung bestand, gingen aus Furcht vor den Mbayas, am Ende des Novembers 1673 auf ihren jetzigen Wohnplatz über, wo sie seitdem viele Angriffe von den Indianern in Chaco erlitten haben.

Guarambare, eine Guarany-Ansiedlung, gleichzeitig mit jener gestiftet. Die Bewohner derselben, ver-

eint mit den Bewohnern von Yvane, sind späterhin auf die Stelle gewandert, wo der Flecken jetzt liegt.

Atira bestand aus Guaranys und wurde zu gleicher Zeit mit den vorhergehenden gestiftet, in der Gegend, wie ich glaube, wo jetzt Belen liegt. Die Furcht vor den Mbayas bewog diese drei Ansiedlungen zur Auswanderung. Atira ward mit dem Flecken Los Yois vereinigt, der seinen Namen verlor.

Aregua ward ohne Zweifel 1538 auf der Stelle gegründet, wo die Ansiedlung jetzt liegt, und aus einem Stamme von Guaranys, Namens Mongolás, gebildet. Der Visitator Alfaro schenkte sie wahrscheinlich dem Kloster des Ordens unserer lieben Frau von der Gnade als Yanaconas oder Dienstboten. Da die Mönche diese Ansiedlung lange Zeit besessen hatten, so glaubten sie, die Indianer wären ihre Sklaven, bis 1783 durch einen Ausspruch der höhern Behörde festgesetzt wurde, daß diese Indianer zu der Klasse der Yanaconas gehörten.

Altos ward 1538 auf der Stelle, wo es jetzt liegt, aus Guarany-Indianern gebildet, und am 7. November 1677 die Ansiedlung Arecaya damit vereinigt. Arecaya war 1632 in der Nähe des Flusses Curuguaty gegründet worden, wahrscheinlich unter 24° 23′ südl. Breite und 58° 36′ der Länge. Der Gouverneur zerstörte die Kolonie 1660, und vertheilte die Indianer, woraus sie bestand, unter die Spanier; im Jahre 1664 aber ward sie wieder vereinigt und lag unter 25° 11′ 45″ südl. Breite und 59° 54′ 18″ der Länge.

Tobaty. Diese Guarany-Ansiedlung ward zu der Zeit und auf der Stelle, die ich auf der Tabelle angezeigt

habe, gestiftet. Als die Mbayas ihr viele Menschen getödtet hatten, wanderten sie am Ende des Februars 1699 auf ihren jetzigen Wohnplatz.

Ytape. Zwei Abtheilungen von Guaranys, die in den Wäldern bei der Quelle des Flusses Tebicuary wohnten, und zu zwei Drittheilen aus Weibern bestanden, baten im Jahre 1673, daß man sie vor dem Hungertode retten und in eine Ansiedlung vereinigen möchte. Der Gouverneur ließ sie einstweilen in die benachbarten Ansiedlungen Caazapá, und Yuti bringen, und im Jahre 1680 bildete man aus ihnen auf der bemerkten Stelle jene Ansiedlung.

Yuty. Die Spanier zwangen im Jahre 1610 diesen Guarany-Stamm, sich zu einer Ansiedlung zu vereinigen, die anfangs auf der Stelle gestiftet ward, wo jetzt S. Cosmo liegt, aber im Jahr 1673 ihren heutigen Wohnplatz erhielt.

San Ignacio Guazu. Der Jesuit Marciel de Lorenzana und ein Geistlicher Namens Fernand Cueva begannen am 2. Januar 1610 die Gründung dieser Kolonie. Sie ward zuerst aus einer Abtheilung von Indianern gebildet, die man aus der Ansiedlung Yaguaron genommen hatte, und mit welchen man bald nachher die umwohnenden Guaranys vereinigte, die von den Spaniern auf verschiedenen Streifzügen zusammengetrieben, und gezwungen wurden, sich in Ytaqui, unter 26° 57′ 53″ der Breite, und 59° 20′ 49″ der Länge niederzulassen. Nach achtzehn Jahren versetzte man diese Ansiedlung auf die Stelle, wo jetzt die Kapelle S. Angel liegt, um 12 Grade südlicher als ihr jetziger Wohnplatz,

den sie vierzig Jahr nachher bezogen. Im Jahre 1640 vereinigte man 300 Guaranys mit derselben, welche man an den Ufern des Uruguay gefangen hatte.

Santa Maria de Fe. Juan Caballero Bazan stiftete mit seiner Kompagnie Spanier im Jahre 1592 die Ansiedlungen Tarey, Bombay und Caaguazu, in der Provinz Ytaty, ungefähr unter 22° südl. Breite, auf dem östlichen Ufer des Paraguaystroms, und übertrug die Aufsicht über dieselben dem Priester Fernando Cueva. Im Jahr 1632 veranlaßte die Furcht vor den Portugiesen die Vereinigung von Tarey und Bombay, welche den Namen San Benito erhielten. Man übergab den Jesuiten die Aufsicht über diese Ansiedlnng, weil man keine Geistlichen hatte. Sie änderten sogleich die Namen, San Benito in Santa Maria de Fe, und Caaguazu in San Ygnacio. Im Jahre 1649 griffen die Portugiesen die Ansiedlung an, und führten viele Guaranys mit sich fort. Die Uebrigen nahmen ihren Wohnplatz am Ufer des Piray oder Aquidaban, unter 23° 9′ 30″ südl. Breite, an einem Orte, der Aguaranamby hieß. Nach sieben Jahren kehrten die Ansiedlungen zu ihrem alten Wohnplatze zurück, Santa Maria nämlich unter 22° 4′ der Breite, ein wenig südlich von der Vereinigung der Flüsse Corrientes und Paraguay, und San Ygnacio nicht weit davon. Im Jahre 1661 tödteten die Mbayas viele Indianer aus der Ansiedlung Santa Maria. Diejenigen, welche sich gerettet hatten, vereinigten sich mit der andern Ansiedlung, und nahmen ihre Zuflucht in einem Walde, zwölf Stunden östlich vom Paraguay-Strome, unter 22° 30′ der Breite. Endlich wurden beide Ansied-

lungen von den Jesuiten aus Furcht vor den Mbayas im Jahre 1672 (?) *) auf die Ufer des Parana versetzt, wo sie noch fortdauern.

Santiago. Dies ist die Ansiedlung, welche im vorhergehenden Artikel unter dem Namen Ygnacio erwähnt ward, den sie aber verlor, weil es in der Nähe eine andre gleichnamige Ansiedlung gab.

Santa Rosa, ward am 2. April 1698 durch die Jesuiten aus einer, von Santa Maria de Fe genommenen, Abtheilung von Indianern gebildet.

San Cosmo. Der Jesuit Formoso stiftete diese Ansiedlung am 24. Januar 1634 in den Gebirgen von Tape. Aus Furcht vor den Portugiesen nahm sie 1638 ihren Wohnplatz zwischen der Kolonie Candelaria und dem Bache Aguapey. Man versetzte sie späterhin auf das nördliche Ufer des Parana; sie vereinigte sich nachher aber mit der Ansiedlung Candelaria, von welcher sie 1718 sich wieder trennte, um sich eine Stunde weiter östlich niederzulassen. Im Jahre 1740 ging sie wieder auf das nördliche Ufer des Parana und ließ sich ¾ Stunden nordwärts von der Stelle nieder, welche sie jetzt, seit 1760, einnimmt.

Ytapua. Die Jesuiten stifteten diese Ansiedlung 1614, nicht weit von dem jetzigen Wohnsitze. Es vereinigten sich aus derselben 360 Guaranys aus der Ansiedlung Santa Teresa de Ygay (oder Yacuy), welche die Portugiesen am 25. Dezember 1637 zerstörten. Später-

*) Das Original hat 1772; offenbar ein Druckfehler, da die Jesuiten 1768 aus Paraguay vertrieben wurden.

hin kamen noch die Ueberreste der Ansiedlung de la Natividad hinzu, die 1624 am Ufer des Acaray gegründet und bald nachher von den Portugiesen zerstört worden war. Im Jahre 1703 erhielt sie ihren jetzigen Wohnplatz. Ein Theil ihrer indianischen Bewohner ward zur Gründung der Ansiedlung Jesus genommen.

Candelaria ward 1627 von den Jesuiten gestiftet nicht weit von der Quelle des Baches *) Pirayu, der sich bei San Luis in den Piratini ergießt. Aus Furcht vor den Portugiesen ließ sie sich 1637 am nördlichen Ufer des Parana nicht weit von Ytapua nieder, ging aber in der Folge über den Fluß zurück, und zog an die Mündung des Baches Ygarupa, ein wenig unterhalb ihres jetzigen Wohnplatzes, den sie seit 1665 eingenommen hat.

Santa Ana, im Jahre 1633 östlich vom Flusse Ygay gegründet. Im Jahre 1636 wanderte die Ansiedlung nach dem Parana hin, und ließ sich nicht weit von ihrem jetzigen Wohnsitze nieder, wo sie seit 1660 ist.

Loreto. Nuflo de Chaves unterwarf diese Guaranys 1555, und man vertheilte sie in Kommanderien unter die Spanier in der Provinz Guayra. Man gründete die Ansiedlung nicht weit vom Flusse Parana-Pané, und da es ihr an Geistlichen fehlte, übergab man sie 1611 den Jesuiten. Im Dezember 1631 nahm sie, die Portugiesen fürchtend, die Flucht, und ließ sich im März des

*) So wie die Flüsse und Ströme in Süd-Amerika durch ihre gewaltige Wassermasse sich vor den europäischen auszeichnen, so sind auch nach Verhältniß dort die Bäche, was wir kleine Flüsse nennen würden.

folgenden Jahres am Ufer des Baches Yabebiry nieder, an dem Orte, wo der Weg nach San Ygnacio Miri durchgeht. Sie zog späterhin ein wenig höher hinauf bis zu ihrem alten Wohnplatze, und ließ sich 1686 in der Gegend nieder, wo sie jetzt sich befindet.

San Ygnacio Miri. Sie hatte gleiches Schicksal mit der vorhergehenden Kolonie. Beide lagen neben einander in der Provinz Guayra, zogen zusammen an die Ufer des Yabebiri, und da wo dieß Flüßchen einen großen Bogen bildet, ließ sich die Kolonie San Ygnacio nieder. Sie näherte sich darauf dem Parana und kam im Junius 1659 auf ihren jetzigen Wohnplatz.

Corpus ward 1622 von den Jesuiten gestiftet, westlich vom Parana, am Ufer des kleinen Baches Jniambey, wo diese Ansiedlung durch die Vereinigung mit der Hälfte der Kolonie Natividad, deren Ueberrest sich mit Ytapua verband, anwuchs. Im Jahre 1647 zog sie an das Ufer des Parana, und ließ sich etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von dem Orte nieder, wo sie seit 1701 wohnt.

Trinidad ward 1706 aus einer Abtheilung von Indianern gebildet, die aus San Carlos genommen wurden, und sich unter 27° 45′ 2″ der Breite und 57° 57′ 46″ der Länge niederließen, aber seit 1712 hat sie ihren jetzigen Wohnplatz eingenommen.

Jesus. Diese Ansiedlung ward von den Jesuiten an den Ufern des Flusses Monday, nicht weit von der Vereinigung desselben mit dem Parana gegründet. Sie zog nachher westwärts, und ließ sich mit Hülfe der Indianer von Ytapua an den Ufern des Baches Ybaroty, nicht weit von dem Monday, nieder. Darauf zog sie an

den Bach Mandizoby, dann an den Capibary, auf dem Wege nach Trinidad, und endlich auf ihren jetzigen Wohnplatz.

San Joaquin, von den Jesuiten unter dem Namen Rosario, am Ufer des Taruma gegründet. Im Jahre 1724 vereinigte sie sich mit Santa Maria de Fe und andern Ansiedlungen, 1733 aber entflohen 60 Familien, um in ihre Heimath zurück zu kehren. Im August 1746 stiftete man diese Kolonie von neuen unter 24° 44′ 49″ südl. Breite, und 58° 58′ 51″ der Länge, und im Jahre 1753 kam sie auf ihren jetzigen Wohnplatz.

San Estanilado und Belen wurden von den Jesuiten auf die im achten Kapitel angegebene Art gegründet.

Fünftes Kapitel.

Uebersicht aller Städte, Flecken, Dörfer, Ansiedlungen und Kirchspiele im Gouvernement Buenos Ayres.

Die Bemerkungen, welche ich im vorigen Kapitel gemacht habe, gelten auch hier. Die Bevölkerung von Paraguay läßt sich aus den Verzeichnissen oder Katastern sehr genau bestimmen; da aber weder die weltlichen noch die geistlichen Behörden jemahls eine ähnliche Arbeit für das Gebiet von Buenos Ayres angeordnet haben, so wird die am Ende dieses Kapitels mitgetheilte Tabelle in dieser Rücksicht ein wenig unvollständig sein.

Buenos Ayres. Am 2. Februar 1535 ward der Grund zu dieser Stadt gelegt, aber sie ward 1539 wieder entvölkert und blieb öde bis 1580, wo 60 Bewohner von Paraguay sich auf derselbige Stelle niederließen, welche die ersten Gründer der Stadt eingenommen hatten. Im Jahre 1620 wurden hier ein Gouvernement und ein Bisthum errichtet, 1776 ward ein Vicekönig angestellt, und zugleich die königliche Audiencia wieder hergestellt, die aus einem Regenten, fünf Auditoren und zwei Regierungskommissaren bestand. Diese Audiencia war 1665

Uebersic

Namen der ken, Ansiedlu sp
S. Josef J.
S. Carlos J
Apostoles J.
Concepcion
S. Maria la
Martires J.
S. Xaver J.
S. Nicolas
S. Luis J.
S. Lorenzo
S. Miguel
S. Juan J.
S. Angel J.
Yapeyu J.
La Cruz J.
S. Tome J.
S. Borja J.
Guacaras J.
Itaty J. —
S. Lucia J.
Garzas J. —
S. Geronimu
Inispin oder
Batoby Fl.
Corrientes S
Caacaty K.
Burucuya K.
Aladas K.
S. Roque
S. Fe St.
Baxada Fl.
Novoya K.
Coronda Fl.
Rosario Fl.
Rionegro Fl.
Maluinas K.

St. bedeutet

Z. ein

*) Das fra

fehle

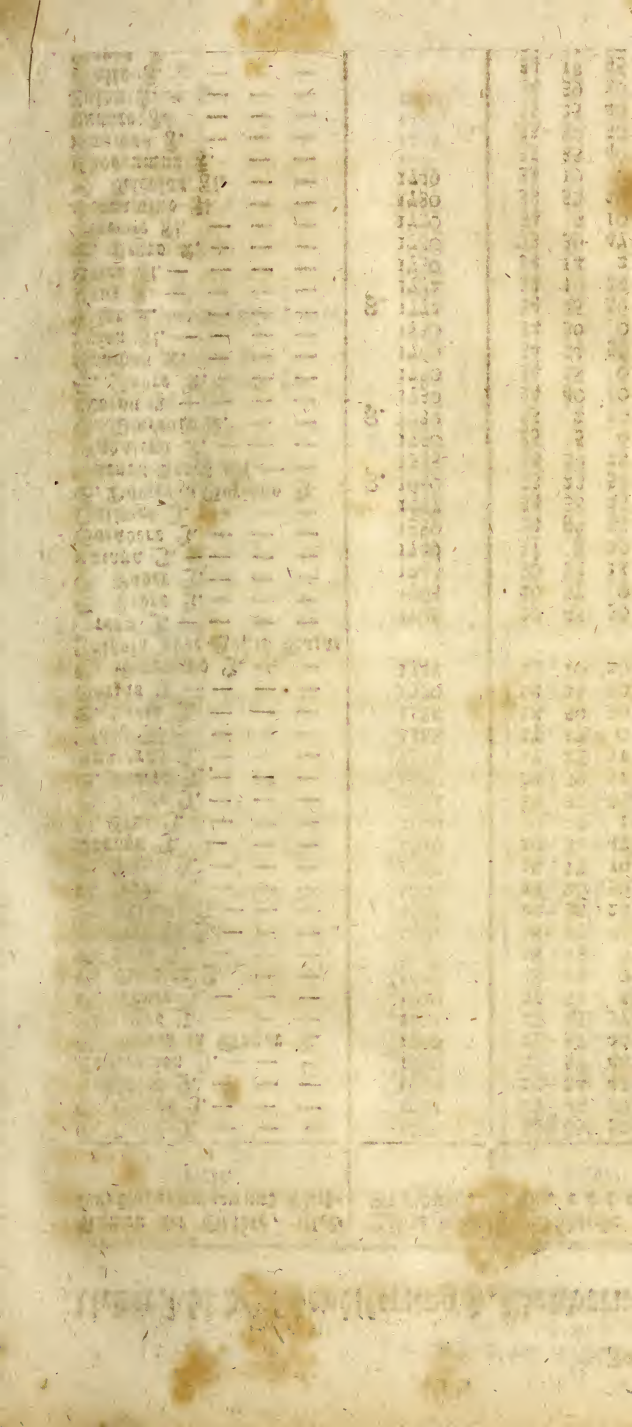
Uebersicht der Bevölkerung d. Gouvernements Buenos Ayres.

Namen der Städte, Flecken, Ansiedlungen und Kirchspiele.	Jahre der Gründung.	Südliche Seite.	W. Länge, nach d. pariser Meridian.	Menschenzahl.
S. Josef J. — — —	1633	27° 65′ 52″	58° 8′ 57″	1352
S. Carlos J. — — —	1631	27 44 36	58 17 12	1280
Apostoles J. — — —	1632	27 54 43	58 9 19	1821
Concepcion J. — — —	1620	27 58 44	57 57 13	2104
S. Maria la Mayor J.	1626	27 53 44	57 46 4	911
Martires J. — — —	1633	27 47 37	57 40 2	937
S. Xaver J. — — —	1629	27 51 8	57 34 4	1379
S. Nicolas J. — — —	1627	28 12 0	57 39 53	3667
S. Luis J. — — —	1632	28 25 6	57 22 14	6500
S. Lorenzo J. — — —	1691	28 27 24	57 8 30	1275
S. Miguel J. — — —	1632	28 32 26	56 59 27	1973
S. Juan J. — — —	1698	28 26 56	56 48 40	2388
S. Angel J. — — —	1707	28 17 19	57 0 12	1986
Yapeyu J. — — —	1626	29 31 47	58 58 28	5500
La Cruz J. — — —	1629	29 29 1	58 48 28	2500
S. Tome J. — — —	1632	28 32 49	58 17 43	1500
S. Borja J. — — —	1690	28 39 51	58 15 58	1800
Guacaras J. — — —	1588	27 27 31	60 55 12	60
Itaty J. — — —	1588	27 17 0	60 31 38	712
S. Lucia J. — — —	1588	28 59 30	61 18 2	192
Garzas J. — — —	1770	28 28 49	60 11 40	218
S. Geronimo J. — —	1748	29 10 20	61 43 46	482
Juisnin oder Jesus Nazareno J. — — —	1795	29 43 30	62 40 30	600
S. Pedro J. — — —	1765	29 57 0	62 37 0	613
S. Xaver J. — — —	1743	30 32 15	62 27 15	1308
Caiasta J. — — —	1749	31 9 20	62 39 0	67
Baradero J. — — —	1580	34 46 35	62 6 30	ca. 900
Quilmes J. — — —	1677	34 38 45	60 36 50	ca. 800
S. Domingo Soriano J.	Z. 1650	33 23 56	60 38 20	ca. 1700
Buenos Ayres St. — —	1535	34 36 28	60 40 30	40,000
Madalena K. — — —	1730	35 5 6	59 55 40	Z. 3000
S. Vincente K. — —	Z. 1730	35 2 20	60 46 30	1750
Moron K. — — —	1730	34 40 10	61 4 45	Z. 1100
S. Isidro K. — — —	1730	34 28 0	60 43 10	2000
Conchas K. — — —	1769	34 24 56	60 53 30	2000
Lusan Fl. — — —	1730	34 36 0	61 40 30	1500
Pilar K. — — —	Z. 1772	34 25 56	61 33 40	2058
Cruz K. — — —	1772	34 16 22	61 43 30	1772
Areco Fl. — — —	1730	34 14 2	62 7 10	2300
S. Pedro K. — — —	1780	33 39 47	62 13 0	Z. 600
Arrecife Fl. — — —	1730	34 4 10	62 47 10	1728
Pergamino Fl. — —	1780	33 53 28	63 3 5	1200
S. Nicolas Fl. — —	1749	33 19 0	62 45 4	4220
Chocancuus F. — —		35 33 40	60 22 15	ca. 1000
Ranchos F. — — —		35 30 30	60 36 14	ca. 800
Monte F. — — —		35 25 40	61 10 54	ca. 750
Lujan F. — — —		34 39 30	62 4 50	ca. 2000
Salto F. — — —		34 18 45	62 54 40	ca. 750
Rojas F. — — —		34 11 30	63 19 50	ca. 740
Melincue K. — — —		33 44 30	64 9 56	ca. 400
Montevideo St. — —	1724	34 54 36	58 30 42	15245
Piedras K. — — —	1780	34 45 24	58 32 4	Z. 800
Canelon Fl. — — —	1778	34 35 23	58 34 55	3500
S. Lucia Fl. — — —	1781	34 30 35	58 40 41	ca. 460
S. Josef Fl. — — —	1781	34 22 17	59 13 22	ca. 350
Colla K. — — —	1780	34 19 39	59 41 43	ca. 300
Colonia Fl. — — —	1679	34 26 10	60 9 15	ca. 300
Real Carlos K. — —	1680	34 25 8	60 9 56	ca. 200
Rivoras K. — — —	1680	33 56 20	60 31 30	ca. 1500
Espinillo K. — — —	1680	33 33 30	60 32 15	Z. 1300
Mercedes oder Capilla nueva K. — — —	1791	33 12 30	60 17 40	Z. 850
Martin Garcia K. —		34 11 5	60 33 40	ca. 200
Arroyo de la China Fl.	1780	32 29 18	60 33 55	ca. 3500
Gualegaichu Fl. — —	1780	32 59 15	60 47 8	ca. 2000
Gualegay Fl. — — —	1780	33 8 19	61 48 10	ca. 1600
Pando K. — — —	Z. 1782	34 41 18	58 9 4	ca. 300
Maldonado St. — —	1730	34 53 12	57 7 44	ca. 2000
S. Carlos Fl. — — —	1778	34 44 45	57 4 4	ca. 400
Minas Fl. — — —	1783	34 21 30	57 25 34	450
Rocha Fl. — — —	1800	34 22 0	56 32 58	350
S. Teresa F. — — —	1762	33 58 5	55 54 15	Z. 120
S. Miguel F. — — —	1733	33 44 44	55 55 30	40
Melo Fl. — — —	1795	32 23 14	56 37 44	820
S. Tecla F. — — —	1773	31 16 8	56 34 24	130
Batoby Fl. — — —	1800	30 36 1	57 6 24	948
Corrientes St. — — —	1588	27 27 21	61 6 0	4500
Caacaty K. — — —	1780	Z. 27 31 0	60 21 0	Z. 600
Buruenya K. — — —	1780	Z. 27 57 50	60 35 25	356
Aladas K. — — —	1780	28 15 20	60 50 20	Z. 1200
S. Roque — — —	1781	28 33 53	60 57 30	1390
S. Fe St. — — —	1573	31 40 29	63 12 30	4000
Baxada Fl. — — —	1730	31 44 15	63 4 30	3000
Novova K. — — —	1593*)	32 17 43	62 24 34	Z. 1500
Coronda Fl. — — —	1708	31 58 47	63 21 50	2000
Rosario Fl. — — —	1730	32 56 4	63 11 20	3500
Rionegro Fl. — — —	1781	40 50 0	64 43 30	Z. 300
Malvinas K. — — —		51 32 0	59 57 30	Z. 600

Gesammte Menschenzahl 170,832

St. bedeutet Stadt, Fl. Flecken, K. Kirchspiel, F. Fort, J. Judianer-Ansiedlung, Z. einen Zweifel.

*) Das französ. Original hat die offenbar falsche Jahrszahl 1393, ob ich den Druckfehler richtig verbessert habe, weiß ich nicht. d. Uebers.



gegründet und 1672 wieder aufgehoben worden. Zu gleicher Zeit wurden verschiedene Kammern für die Finanzen errichtet. Die Häfen dieser Stadt, von welchen ich im dritten Kapitel gesprochen habe, sind der Riachuelo und die Ensenada. Die Straßen sind breit, gerade, und ungefähr die Hälfte derselben ist gepflastert. Die Stadt liegt in einer Ebene, am flachen sandigen Ufer des Plata-Stroms. Die Domkirche ist neu. Es gibt fünf Pfarrkirchen, zwei Nonnenklöster, vier Mönchsklöster, zwei Spitäler, eines für Männer und eines für Weiber, ein Findelhaus und ein Waisenhaus. Auch hier ist ein Kommissar der Inquisition und ein Kollegium, wo man alles lehrt, was in der ähnlichen Anstalt zu Assumcion gelehrt wird. Der Vicekönig wohnt in einem Fort, welches die Aussicht auf Fluß und Stadt hat. Die Volksmenge beträgt 40,000 Seelen.

Montevideo. Die Erbauung dieser Stadt ward 1724 befohlen, und sie ward zuerst 1726 durch Bewohner der canarischen Inseln bevölkert. Die Straßen sind breit, schnurgerade, aber ungepflastert. Die Stadt ist auf allen Seiten vom Meere umgeben, ausgenommen auf der Seite des Forts, welches vier Bastionen hat. Man macht auf dieser Seite neue Befestigungen. Das Ganze ist mit einem Walle von vielen Batterien umgeben. Die gesammte Volksmenge beträgt 15,000 Seelen, wovon fast die Hälfte außerhalb des Umfangs der Stadt, in einiger Entfernung von derselben wohnt. Es giebt hier einen Militär-Gouverneur, einen See-Befehlshaber, ein Franziskanerkloster, und eine Pfarrkirche.

Maldonádo. Man fing fast zu gleicher Zeit mit Montevideo die Erbauung dieses Ortes an, welcher 1786 den Namen einer Stadt erhielt. Der Boden ist eben und sandig. Die Straßen sind schnurgerade. Der Hafen liegt fast eine Stunde von der Stadt.

Colonia del Sacramento. Diese Kolonie ward 1679 durch den portugiesischen Gouverneur von Rio Janeiro gestiftet, und am 7. August 1680 durch den Gouverneur von Buenos Ayres zerstört. Im folgenden Jahre erlaubte man den Portugiesen sich einstweilen dort niederzulassen. Im Jahre 1705 bemächtigte sich der Gouverneur von Buenos Ayres zum zweiten Mahle der Kolonie, aber 1715 überließ man sie den Portugiesen. Die Truppen von Buenos Ayres nahmen sie 1762 abermahl weg, und man gab sie wieder zurück. Im Jahre 1777 nahm man sie von neuen und zerstörte sie völlig. Späterhin baute man eine ziemliche Anzahl spanischer Häuser wieder auf, und errichtete eine Kapelle, die in einem sehr elenden Zustande ist.

Santa Fe de la Vera Cruz. Diese Stadt ward 1573 in der Gegend gestiftet, wo jetzt die Ansiedlung Cayasta liegt; im Jahre 1651 ward sie auf die jetzige Stelle verlegt. Die Straßen sind gerade und breit. Es gibt hier 3 Mönchsklöster, eine Pfarrkirche und die Einwohnerzahl ist 4000.

Corrientes. Diese Ansiedlung ward auf der Stelle, wo sie jetzt liegt, am Ufer des Parana gestiftet. Der Boden ist eben und thonig. Die Straßen sind schnurgerade. Die Stadt hat 3 Mönchsklöster, eine Pfarrkirche und 4500 Einwohner.

Ytaty. Die Stifter von Corrientes unterwarfen die hier wohnenden Guarany-Indianer im Jahre 1588, und bildeten aus denselben einige Zeit nachher eine Ansiedlung, welche 10 Stunden weiter aufwärts am Parana, in einer Gegend, Namens Yguary lag. Es wurden andre Indianer aus der Nachbarschaft mit ihnen verbunden. Mehr als 40 Jahre nachher versetzte man diese Ansiedlung auf ihren jetzigen Wohnplatz, indem man die Indianer von der Insel Apipe, und andre, die man aus Paraguay kommen ließ, damit vereinigte. Die Einwohner der Ansiedlung vertrieben die Franziskaner, welche die Aufsicht über selbige führten, und riefen die Jesuiten herbei. Diese ertheilten der Ansiedlung sogleich den neuen Namen Santa Ana, und schrieben ihr einen andern Ursprung zu. Die vertriebenen Mönche fingen Streit darüber an, und durch einen Befehl des Königs wurden die frühern Verhältnisse der Kolonie 1616 hergestellt. Die Payaguas und andre Indianer von Chaco zerstörten sie 1748 fast gänzlich, so wie Santa Lucia.

San Josef, von den Jesuiten gestiftet, in der Nähe der Tape-Gebirge, welche jetzt den Portugiesen gehören. Fünf Jahre später flohen die Bewohner dieser Ansiedlung aus Furcht vor den Portugiesen, und ließen sich zwischen den Kolonien Corpus und San Ygnacio Miri nieder, bis sie 1660 auf ihren jetzigen Wohnplatz kamen.

San Carlos, von den Jesuiten in einer Gegend Namens Caapy gegründet. Die Portugiesen griffen diese, so wie viele andre Ansiedlungen an, aus deren vereinigten Ueberresten diese Kolonie auf dem Wohnplatze, wo sie seit 1639 ist, erwuchs.

Apostoles, von den Jesuiten in den Tape-Gebirgen unter dem Namen La Natividad gegründet. Im Jahre 1637 zogen die Einwohner, von den Portugiesen gedrängt, auf den Wohnplatz, wo man sie Heut zu Tage findet, und führen seitdem ihren jetzigen Namen.

Martires. Im Jahre 1630 gründeten die Jesuiten, in der Gegend Namens Ybiticaray, die Ansiedlung Jesus Maria und 1633 die Kolonien San Cristorol, und San Joaquin (oder San Pedro) und San Pablo del Caapy (oder San Carlos) wovon die letztern in der Nähe des Tape-Gebirges lagen. Als alle von den Portugiesen zerstört waren, wurde aus den vereinigten Trümmern 1638 die Ansiedlung Martires gestiftet, und lag anfangs zwischen den Kolonien Concepcion und Santa Maria la Mayor, die nicht weit von jener auf dem Rücken des Gebirges sich befand. Im Jahre 1704 zog die Ansiedlung auf ihren jetzigen Wohnplatz.

Santa Maria la Mayor, gleichfalls von den Jesuiten gestiftet, bei dem Zusammenflusse der großen Ströme Parana und Yguazu. Im November 1633 mußte sich diese Ansiedlung aus Furcht vor den Portugiesen in die Gegend zurück ziehen, wo anfangs die Kolonie Martires war, bis sie späterhin ihren jetzigen Wohnplatz erhielt.

San Xavier; von den Jesuiten an dem Bache Ytahu, ein wenig nördlich von der jetzigen Lage gestiftet.

San Nicolas, ward von den Jesuiten am Ufer des Flüßchens Piratini-Miri gegründet. Als die Portugiesen diese Ansiedlung im Januar 1638 angegriffen hatten, flohen die Einwohner, und gingen über den Uruguay,

wo sie an den Bache Aguarapucay, zwischen den Ansiedlungen Santa Maria la Mayor und San Xavier sich niederließen. Im Jahre 1652 vereinigten sie sich mit der Kolonie Apostoles, und am 2. Februar 1687 kam sie auf ihren jetzigen Wohnplatz.

San Luis, von den Jesuiten an dem Flusse Ygay oder Yacuy, unter dem Namen San Joaquin, gegründet. Im Jahre 1638 vereinigte sie sich, aus Furcht vor den Portugiesen, mit der Ansiedlung Concepcion, von welcher sie sich 1687 wieder trennte, um auf dem alten Wohnplatz der Kolonie Candelaria, zu Caazapa Miri, sich niederzulassen. Von hier zog sie in die Nähe der Gegend, wo sie jetzt wohnt, und erhielt in den Ueberresten von drei, durch die Portugiesen zerstörten, Ansiedlungen, nämlich Jesus Maria (in Ibiticaray gegründet) la Visitacion del Caapy und San Pedro y San Pablo del Caaguazu — einen Zuwachs.

San Lorenzo, eine Kolonie von Santa Maria la Mayor.

San Miguel, von den Jesuiten in den Tape-Gebirgen gestiftet. Um den feindlichen Angriffen der Portugiesen auszuweichen, zog diese Ansiedlung über den Uruguay, und ließ sich in der Nähe von Concepcion nieder, bis sie 1687 in die Gegend kam, wo sie jetzt wohnt.

San Juan, eine Kolonie der vorigen Ansiedlung.

San Angel, eine Kolonie von Concepcion, im Jahre 1707 zwischen den beiden Flüssen Yuy gestiftet. Zuletzt nahm sie am Ufer des großen Yuy ihren jetzigen Wohnsitz.

Santo Tome, von den Jesuiten am Bache Tebi-

cuacuy gestiftet, nicht weit von dem Flusse Ybicuy. Im Jahre 1639 verließ sie, die Portugiesen fürchtend, ihren Wohnsitz, um sich dem Uruguay zu nähern, auf dessen jenseitigem Ufer sie sich nachher niederließ.

San Borja, eine Kolonie der vorigen Ansiedlung.

La Cruz, von den Jesuiten, auf dem westlichen Ufer des Uruguay gestiftet, bei der Mündung des Baches Acaragua. Späterhin zog sie an den Fluß Mborore herab, vereinigte sich alsdann mit der Ansiedlung Yapeyu, bis sie endlich 1657 ihren jetzigen Wohnsitz wählte.

San Francisco Xavier. Eine gewisse Anzahl Mocoby-Indianer wandte sich an den Kommandanten der Stadt Santa Fe, und wünschte eine Ansiedlung zu bilden. Der Kommandant trug die Einrichtung der Kolonie am 4. Julius 1743 den Jesuiten auf. Sie gründeten dieselbe in der Gegend, wo jetzt die Ansiedlung Cayasta, liegt, und versetzten sie späterhin auf den jetzigen Wohnplatz. Da man aber bei der Gründung und Leitung dieser Kolonie immer nur die geistliche Verfahrungsart befolgte, ohne je Gewalt anzuwenden, so sieht man hier keine christlichen Indianer und die Ansiedler unterscheiden sich gar nicht von den Wilden. Dieß ist auch der Fall bei der Ansiedlung

San Geronimo, deren Bewohner Abiponer sind.

Las Garzas. Ein Theil der Abiponer, welche die vorher genannte Ansiedlung bildeten, entfloh und gründeten diese. Die Bewohner dieser Kolonie sind ebenfalls im Zustande der Wildheit.

San Pedro y San Pablo. Auch von dieser

Ansiedlung gilt, was von den vorher gehenden gesagt wurde.

Cayasta. Ein Haufen Spanier von Santa Fe überfiel eine Anzahl von Charruas und Minuanes, aus welchen diese Kolonie gebildet ward. Kein einziger ist christlich; alle sind völlig wild.

Ynispin oder Jesus Nazareno. Der Kommandant von Santa Fe bildete diese Ansiedlung aus einer Abtheilung von Mocobys, und übergab sie 1795 der Aufsicht einiger Geistlichen. Keiner der Ansiedler ist christlich geworden.

Baradero. Diese Ansiedlung 1580 ohne Zweifel von weltlichen Befehlshabern aus Guarany-Indianern von dem Stamme Mbegua gebildet. Sie haben die spanischen Sitten angenommen, und gelten jetzt fast alle für Spanier. Ihre Sprache und ihre ursprünglichen Gewohnheiten sind untergegangen.

Quilmes. In dem gleichnamigen Thale, nicht weit von Santiago del Estero, waren zwei indianische Völkerschaften, die Quilmes und die Calianos. Man vereinigte sie 1618, um diese Ansiedlung zu bilden, die damahls 700 waffenfähige Indianer zählte. Sie sind durch häufige Verbindungen mit den Spaniern diesen fast alle gleich geworden, und haben ihre, von einander verschiedenen, Sprachen vergessen.

Santo Domingo Soriano. Diese Ansiedlung ward aus Chana-Indianern gebildet, und befand sich ehedem $1\frac{1}{2}$ Meilen westlich von ihrem jetzigen Wohnsitze, den sie seit 1704 inne hat. Das Stiftungsjahr ist mir unbekannt.

Sechstes Kapitel.

Geschichte der Entdeckung und Eroberung von dem Lande am Plata-Strome und der Provinz Paraguay.

Der spanische Hof gab den Befehl über ein zu Entdeckungen bestimmtes Geschwader, dem Obersteuermann Joann Diaz de Solis, aus Lebrixa, der im September 1515 von Lepe mit 3 Schiffen abreisete, wovon das eine sechzig Tonnen und jedes der andern dreißig hielt. Er hatte 60 Soldaten an Bord und Lebensmittel für dritthalb Jahre. Auf der Insel Catalina warf er Anker, und als er nachher zu der Mündung des Flusses kam, der jetzt la Plata heißt, schiffte er denselben hinauf und nannte ihn Solis. Um sich mit einigen Charruas, die sich sehen ließen, zu besprechen, landete er am nördlichen Ufer; aber er ward von seinen Begleitern von jenen Indianern, und andern, die aus einem Hinterhalte hervorkamen, getödtet, nicht weit von einem Bache, zwischen den Städten Montevideo und Maldonado, welcher zum Andenken jenes Ereignisses noch jetzt den Namen Solis führt. Sein Bruder, und sein Schwager Franz Torres, beide Piloten,

kehrten mit der übrigen Schiffsmannschaft sogleich nach Spanien zurück, wo man bis zu Ende des Jahres 1525 nicht wieder an den Platastrom dachte.

In diesem Jahre aber erhielt Diego Garcias von dem Hofe den Befehl zu einer neuen Entdeckungsreise, und verließ am 15. Januar 1526 mit einem einzigen Schiffe den Hafen von Coruña. Er warf Anker auf den Canarischen Inseln, darauf in dem Brasilischen Hafen St. Vincent, wo er von den Portugiesen eine Brigantine kaufte, und einem Baccalaureus versprach, gleich nach seiner Ankunft im Platastrome das große Schiff nach St. Vincent zurückzusenden, um 800 Sklaven, die jenem gehörten, nach Europa zu bringen. Der Baccalaureus schiffte sich mit ihm ein. Garcia verließ St. Vincent am 15. Januar 1527 und warf Anker im Hafen los Patos, unter 27° der Breite.

Hier fand er den Venetianer Sebastian Gaboto, dem die spanische Regierung aufgetragen hatte, durch die Magellanische Straße nach Ostindien zu reisen. Er war in dieser Absicht am 3. April von St. Lucar mit vier Schiffen abgereiset, wovon er das größte auf der Catharinen-Insel verlor. In dem Hafen los Patos fand er die beiden Spanier Heinrich Montes und Melchior Ranurez, welche von dem Geschwader des unglücklichen Solis entflohen waren. In der umliegenden Gegend traf er funfzehn andre Spanier, Ausreißer von dem Herrn des Don Rodrigo de Acuna, der nach Ostindien bestimmt gewesen war. Gaboto erhielt von allen diesen Ausreißern die Nachricht, daß man im Plata-Strome große Schätze von Gold und Silber fände. Er entschloß sich darauf, den Fluß hinanzu-

schiffen, und um die Fahrt zu erleichtern, baute er sich eine Galiote. Als ihm Einige von seiner Schiffsmannschaft den Vorwurf machten, daß er seine Reise nach Ostindien aufgäbe, und sich weigerten, den Plata-Strom zu beschiffen, faßte Gaboto den Entschluß, die vornehmsten Widersacher, Martin Mondez, Michael Roxas und einen andern Roxas auf der Katharinen-Insel zu lassen. Er lichtete darauf die Anker am 15. Februar 1527, und lief in den Hafen los Patos ein, wo er vier Indianer und viele Lebensmittel an Bord nahm. Er fuhr in dem Plata-Strome hinauf und warf Anker in der Mündung eines Baches, den er San Lazaro nannte, und der jetzt San Juan heißt, Buenos Ayres gegenüber. Hier fand er Franz Puerto, der allein sein Leben gerettet hatte unter denjenigen, die mit Solis ans Land gegangen waren. Gaboto ließ in diesem Hafen die beiden größten Schiffe zurück, mit 30 Spaniern und 12 Soldaten zur Vertheidigung der Güter, die er in eine, mit Palissaden umgebene, Barke niederlegte. Am 8. Mai desselbigen Jahres reisete er mit der Galiote und der Caravelle ab, und gab den zurückbleibenden Befehl, einen bessern Hafen in der Umgegend zu suchen. Um diesen Befehl zu vollziehen, fuhr eines der beiden größten Schiffe in dem Uruguay hinauf, aber es scheiterte drei Tage nachher bei einem Sturme. Die Mannschaft ward glücklicher Weise gerettet, und kam in S. Juan an, theils in einem Kanot, theils zu Lande; der Kapitän und einige andre waren in einem Gefechte gegen die Jaros umgekommen.

Gaboto fuhr mit seinen beiden Schiffen in den südlichsten Arm des Parana, welchen er den Palmenfluß

nannte. Er hatte freundschaftlichen Verkehr mit den Mbeguas, einer Guarany-Horde, und als er ihnen Lebensmittel abgekauft hatte, fuhr er weiter hinauf bis zum 32° 25′ 12″ südl. Breite, wo sich die Mündung des Baches Carcarana befindet, der aus dem Innern des Landes kommt. Hier baute er eine Brigantine und errichtete ein kleines Fort, das er Espiritu Santo nannte. Dieses Land gehörte den Caracas-Indianern, welche Gaboto freundlich behandelte, so wie die Timbus, die weiter aufwärts wohnten. Alle gehörten zu dem Guarany-Volke. Gaboto sandte die Galiote ab, um die Güter zu holen, die er zu S. Juan gelassen hatte, und als diese angelangt waren, reisete er am 23. Dezember mit seiner Galiote und der Brigantine ab, und ließ 60 Soldaten in dem neu erbauten Fort. Er folgte dem Laufe des Parana bis zu 27° 27′ 20″ südl. Breite und 59° der Länge, wo er über die Untiefe fuhr, welche den Namen Wassersprung führt. Er blieb hier dreißig Tage bei den Guaranys, die er von Santa Ana kommen ließ, und die jetzt als Christen in der Ansiedlung Ytati leben. Diese Indianer hatten in den Ohren kleine Gold- und Silberplatten, welche die Spanier gegen andre Kleinigkeiten eintauschten.

Am 28 März 1528 reisete Gaboto zurück und schiffte in den Paraguay, um dort gewisse Indianer zu finden, von welchen, wie man ihm erzählte, die Plättchen von Gold und Silber kamen, die er eingetauscht hatte. Als er an die Mündung des rothen Flusses (rio bermejo) gekommen war, schickte er die Brigantine mit dreißig Mann voraus. Diese trafen einige Agace-Indianer, welche den Spaniern einbildeten, sie hätten wirklich viel Gold

und Silber in ihren nicht weit entfernten Wohnungen, und würden es gern gegen andre Dinge vertauschen. Die Spanier, funfzehn an der Zahl, ließen sich bereden, und folgten den Agaces, von welchen sie überfallen und ermordet wurden. Die vornehmsten unter ihnen waren der zweite Kommandant Michael Rifos und der Schatzmeister Geronimo Nuñez. Dieß Mißgeschick, und die Nachricht, daß einige Schiffe in den Plata-Strom eingelaufen wären, bestimmten Gaboto, die Rückreise anzutreten. Er hatte erst dreißig Stunden von der Mündung des Paraguay abwärts gemacht, als Garcia ihm begegnete, der hinauf fuhr. Beide machten sich erste Entdeckung des Landes streitig, endlich aber kamen sie überein, zusammen bis zum Fort Espiritu Santo zu gehen, dort sechs Brigantinen zu bauen und die Entdeckung und Eroberung des Landes gemeinschaftlich fortzusetzen.

Garcia, den wir im Hafen los Patos verließen, hatte seine Richtung nach dem Platastrome genommen. Als Anton Grageda, der Befehlshaber in San Juan war, diese Schiffe entdeckte, ward ihm bange, weil er glaubte, sie gehörten den Spaniern, welche Gaboto auf der Insel S. Catalina zurück gelassen hatte, aber kaum hatte er Garcia erkannt, als er ihn freundschaftlich aufnahm. Garcia sandte sogleich sein großes Schiff ab, um die Sklaven zu holen, wie er mit dem Baccalaureus verabredet hatte, und als er die Brigantine, welche er in Stücken aus Spanien mitbrachte, hatte zusammen setzen lassen, folgte er Gaboto's Spur. In Espiritu Santo zwang er den Gregorio Caro, ihn als seinen Vorgesetzten anzuerkennen, weil ihm die Entdeckung des Landes aufge-

tragen war, Gaboto aber, nach dem Befehle des Hofes, nach Ostindien reisen sollte. Caro erfüllte dieß Verlangen desto williger, da man ihm gemeldet hatte, Gaboto wäre mit allen seinen Begleitern ermordet worden. Garcia setzte nun seine Fahrt fort und begegnete dem rückkehrenden Gaboto. Beide schifften nach Espiritu Santo, um ihre Entdeckungen fortzusetzen. Bald nachher aber entzweiten sie sich, und Garcia dessen Partei die schwächste war, reisete nach Spanien zurück. Gaboto blieb in Espiritu Santo, wo er Ferdinand Calderon und Rojel Barto mit seiner Caravelle absandte, um dem Könige Nachricht von seinen Entdeckungen und Unternehmungen zu geben, und ihm die goldnen und silbernen Platten überreichen zu lassen, die er von den Indianern in S. Ana getauscht hatte. Dieß war damahl die Veranlassung, jenem Lande den Namen Rio de la Plata (Silberstrom) zu geben, den es noch jetzt führt, obgleich man nach der völligen Entdeckung, des Landes nicht die mindeste Spur von edlen oder andern Metallen finden konnte. Der König war mit Gaboto's Betragen zufrieden, er befahl ihm, seine Eroberung fortzusetzen, und versprach ihm die Unterstützung, die er verlangen möchte. Aber die Erschöpfung des öffentlichen Schatzes erlaubte keinen Aufwand, und man mußte diese Eroberung dem Don Pedro de Mendoza, einem sehr reichen Edelmanne aus Guadix, auftragen, der sich erbot, sie auf seine Kosten zu unternehmen. Gaboto ließ 110 Mann unter dem Befehl des Nuno de Lara in Espiritu Santo, und schiffte sich nach Spanien ein, wo er 1530 anlangte.

Lara lebte in Frieden mit den Caracaras und Timbus bis 1532, wo folgender Vorfall das gute Vernehmen störte. Der Kazike der Timbus, Mangore, verliebte sich in Lucia Miranda, die Frau des Sebastian Hurtado. Da er seine Absichten nicht durch gewöhnliche Mittel erreichen konnte, so wollte er Gewalt brauchen zur Befriedigung seiner Wünsche, und dazu die Abwesenheit des Ruy Garcias Mosquera benutzen, der mit 40 Soldaten auf einer Brigantine aus dem Fort gegangen war, um von den Indianern auf den Inseln und an den Ufern des Stromes Lebensmittel zu kaufen. Mangore verbarg seine Leute zwischen den Weiden, und als er bei Anbruch der Nacht dem Fort mit acht Indianern sich näherte und um Einlaß bat, öffnete man ihm sogleich, weil man ihn für einen Freund hielt, und Lebensmittel von ihm erwartete. Mandore gab nun das Zeichen. Alle Indianer aus dem Hinterhalte brachen herein durch die offenen Thore, deren Verschließung der Kazike hinderte, und von den überraschten Spaniern blieb kein Mann am Leben. Aber unter vielen Indianern, die auf dem Platze blieben, war auch Mangore. Die Mannschaft auf der Brigantine kam zurück, um das Unglück ihrer Gefährten zu beweinen. Sebastian, als er den Leichnam seiner Lucia nicht fand, ahnete den Zusammenhang der Begebenheit und reisete allein, wie im Wahnsinn, ab, um sie unter den Indianern zu suchen. Sie wollten ihn tödten, und schenkten ihm das Leben nur auf Lucias Bitten, in welche sich Mangore's Bruder, Syripo, ebenfalls verliebt hatte. Ihres Widerstandes müde, ließ er sie endlich lebendig verbren-

nen, und ihren Mann, der an einen Baumstamm gebunden ward, durch Pfeile tödten.

Mosquera ging mit seinen Leuten und seiner Brigantine nach der Gränze von Brasilien, und ließ sich in Ygua, zwanzig Stunden von St. Vincente, einer portugiesischen Kolonie, nieder. Die Portugeisen erklärten ihnen den Krieg. Es kam unterdessen ein französischer Seeräuber an, der seine Schaluppe ans Land schickte, um Lebensmittel zu kaufen. Die Spanier nahmen das Fahrzeug bei Nacht weg, schifften sich in demselben ein, näherten sich dem Seeräuber und bemächtigten sich seiner durch Ueberraschung. Sie schafften sogleich das Geschütz ans Land, und brauchten es gegen die Portugiesen, die in großer Anzahl gegen sie anrückten. Sie verfolgten ihren Sieg bis San Vincente, das sie verwüsteten. Endlich schifften sie sich wieder ein, und ließen sich auf der Insel S. Catalina nieder.

Don Pedro de Mendoza reisete ab mit vierzehn Schiffen, zwei und siebzig Pferden, zwei tausend fünfhundert Spaniern und hundert und funfzig Teutschen und Niederländern. Er verließ Sevilla am 24. August 1534 und kam glücklich nach Rio Janeiro. Gefährlich erkrankt, überließ er das Kommando dem zweiten Befehlshaber Juan de Osorio, einige Zeit nachher aber ließ er ihn ermorden, weil Osorio durch die Berichte seiner Neider ihm verdächtig geworden war. Mendoza setzte seine Reise fort, bis zur Insel S. Gabriel, jetzt Colonia del Sacramento genannt.

Er ließ sogleich das gegenüber liegende südliche Gestade untersuchen, dann die ganze Flotte übersegeln und

gründete am 2. Februar 1535 die Stadt Buenos Ayres. Man fing an, sie mit Mauern zu umgeben, und die Guaranys und Pampas brachten in den ersten Tagen Lebensmittel herbei, die sie den Spaniern verkauften; nachher aber tödteten sie davon zehn, welche Holz fälleten, und griffen die Stadt an, um die neuen Anlagen zu zerstören.

Der Befehlshaber sandte unter seinem Bruder Diego zwölf Offiziere zu Pferde und 130 Mann Fußvolk ab, die Indianer zu züchtigen. Sie kamen am zweiten Tage in das Thal Escobar, und als sie die Guaranys und die Querandys bewaffnet vor sich sahen, griffen sie dieselben an, aber kaum waren sie einige Schritte vorgerückt, da versanken ihre Pferde bis an die Brust in den Schlamm, und standen wie unbeweglich. Die Wilden tödteten mit ihren Wurfkugeln, ihren Wurfspießen und Pfeilen zehn Reiter, worunter der Anführer war, und zwanzig Mann Fußvolk, obgleich auch von den ihrigen viele umkamen. Die Spanier kehrten in die Stadt zurück, nachdem sie ein kleines Fort, wovon man noch Spuren bei der Kapelle del Pilar sieht, wo sie hundert Soldaten ließen.

Man litt bald an Krankheiten, und die Lebensmittel fingen an abzunehmen. Um dem Mangel abzuhelfen, sandte man ein Schiff nach den Inseln im Parana, und ein zweites nach Brasilien. Andre hinlänglich bemannte Schiffe unter dem Befehl des Juan de Ayolas segelten den Fluß hinauf, um einen andern bequemen Ort zu einer Niederlassung zu suchen. Das erste der ausgesandten Fahrzeuge kam mit wenigen Lebensmitteln in dem Augenblicke zurück, wo die Pampas oder die Querandys die Stadt angegriffen, zwanzig Spanier getödtet, und fast

alle Häuser verbrannt hatten. Ayolas kehrte bald darauf auch zurück, nachdem er das kleine Fort Corpus Christi oder Buena Esperanza auf dem Gebiete der Timbu-Indianer, fünf Stunden unter Coronda, erbaut hatte, wo eine Besatzung von 100 Mann zurück geblieben war. Der Anführer begab sich sogleich mit mehr als der Hälfte seines Kriegsvolks in diese neue Niederlassung, aber da man auch dort durch Krankheiten litt, welche die Zahl der Ansiedler bedeutend minderten, so gingen einige derselben zu den Indianern über. Juan de Ayolas ward darauf von Mendoza mit hundert Soldaten den Fluß hinauf gesandt, und erhielt nicht lange nachher, als der Anführer gefährlich erkrankte, von diesem, als sein Stellvertreter, den Oberbefehl. Mendoza schiffte sich nach Spanien ein, und starb auf der See.

Juan de Ayolas folgte, den Parana hinauf schiffend, Gaboto's Spur, und behandelte freundlich alle Indianer, die er auf seiner Fahrt fand. Nachher fuhr er den Paraguay hinauf bis zu 25° 38′ 3″ südl. Breite, wo das Strombett sehr enge wird. An dieser Stelle, Angostura genannt, ward er hart gedrängt von den Kanots der Agaces, die 15 Spanier tödteten, aber Ayolas siegte. Er setzte seine Fahrt fünf Stunden höher hinauf fort, und an einem Orte, den er Villeta nannte, warf er Anker, in der Hoffnung, die mangelnden Lebensmittel von den Indianern zu erhalten. Diese Indianer, welche jetzt die Ansiedlung Yta bilden, wollten ihm keine Lebensmittel verkaufen, und keinen Verkehr mit den Spaniern haben. Sie erklärten ihnen den Krieg. Ayolas ging

mit seinen Soldaten ans Land, und als er bei dem Thale Guarnipitan auf die Wilden stieß, lieferte er ihnen ein Treffen. Es kamen viele Indianer um, und sechzehn Spanier wurden getödtet. Dieser Sieg zwang die Indianer Frieden zu machen, und außer den Lebensmitteln mußten sie sieben junge Mädchen für Ayolas und zwei für jeden Soldaten liefern.

Man baute späterhin, ein wenig höher hinauf, ein befestigtes Haus, das erste Gebäude der Stadt Assumcion. Man gab ihr diesen Namen zum Andenken des Treffens, das am 15. August 1536 geliefert ward. *) Ayolas ließ Besatzung da, nahm Lebensmittel ein, und fuhr den Fluß hinauf bis zu 21° 5′ südl. Breite. Hier ging er am 2. Febr. 1537 ans Land, an einem Orte, den er Puerto de Candelaria nannte. Er ließ seine Schiffe dem Domingo Martinez de Yrala mit dem Befehle, ihn sechs Monate zu erwarten, und ging mit 200 Spaniern nordwestwärts ins Innere des Landes.

Während dieser Zeit war das, nach Brasilien gesandte Schiff, mit Lebensmitteln beladen, in Buenos Ayres angekommen, und brachte die Spanier zurück, die sich auf der Insel S. Catalina niedergelassen hatten. Es ward nun beschlossen, daß Juan de Salazar mit Kriegsvolk den Fluß hinauf segeln sollte, um Ayolas zu verstärken und ihm die Nachricht zu bringen, daß er zum Oberbefehlshaber ernannt wäre. Salazar kam an den Ort, wo Yrala mit den Schiffen Ayola's Rückkehr erwartete;

*) Am Feste der Himmelfahrt Maria's — F. Assumptionis.

und da man von diesem gar keine Nachricht hatte, kehrte er nach Buenos Ayres zurück und verstärkte im Vorbeisegeln die Besatzung von Assumcion. Der damahlige Kommandant von Buenos Ayres, Francisco Ruiz Galan, fehlte es an Lebensmitteln und er kam nach Assumcion, um dem Mangel abzuhelfen. Er fand dort Yrala, welcher mehr als 6 Monate vergebens auf Ayolas gewartet hatte. Ruiz Galan befahl ihm, sogleich zu dem ihm angewiesenen Orte zurückzukehren, und als er selber Lebensmittel eingenommen hatte, fuhr er den Fluß wieder hinab.

Als Galan in Corpus Christi ankam, waren die Spanier mit den Indianern entzweit. Er ließ 200 Soldaten da, und kehrte nach Buenos Ayres zurück. Während seiner Abwesenheit war aus Spanien ein Oberaufseher, Namens Alonso Cabrera mit drei Schiffen angekommen, welche neue Mannschaft und Kriegsvorräthe brachten. Ein andres Schiff war in sehr schlechtem Zustande auf S. Catalina geblieben. Man sandte diesem ein Fahrzeug zum Beistande, und ein anderes nach Spanien, um über die Lage der Angelegenheiten Bericht abzustatten.

Kaum waren diese zwei Fahrzeuge unter Segel gegangen, als man erfuhr, daß die Spanier, welche sich auf einer Brigantine nach Corpus Christi begaben, von den Indianern überfallen wären. Man sandte zwei Schiffe mit Truppen ab, um diese Kolonie zu sichern. Die Verstärkung kam zu rechter Zeit, in dem Augenblicke, als die Indianer das Fort belagerten, und schon funfzig Mann nebst dem Gouverneur getödtet hatten. Sie wurden gezüchtigt und in die Flucht geschlagen. Als man indeß die Umstände erwogen hatte, schifften sich alle Spa-

nier ein, verließen das Fort und begaben sich nach Buenos Ayres.

Die letzten aus Spanien angekommenen Schiffe hatten den königlichen Befehl gebracht, einen Gouverneur nach Stimmenmehrheit zu erwählen, wofern Ayolas gestorben wäre oder sein Tod vermuthet würde. Man ließ daher eine hinlängliche Besatzung in Buenos Ayres, und die vornehmsten Offiziere gingen nach Assumcion, wo die Wahl vorgenommen werden sollte. Sie fanden gleich nach ihrer Ankunft Yrala, welcher den Fluß herabkam, und ihnen die bestimmte Nachricht von Ayolas Tode brachte, die er von einem Indianer erhalten hatte.

Ayolas war durch Chaco und Chiquitos bis nach Peru vorgedrungen, wo er sich etwas Silber verschafft hatte, und darauf nach den Hafen von Candelaria zurückgekehrt. Als er hier seine Flotte, die eben abgesegelt war, nicht antraf, ließ er sich auf dem Gebiete der Sarrigues, eines Payagua-Stamms, nieder, welche, mit den Mbayas vereint, die Spanier überfielen und alle tödteten.

Yrala hätte, als er zum zweiten Mahle den Strom hinauf fuhr, beinahe dasselbige Schicksal gehabt. Er landete mit seinen Leuten auf einer Insel im Paraguay-Strome, und es zeigten sich 100 Payaguas, welche ihm von fern zu verstehen gaben, daß, weil sie nackt und unbewaffnet wären, die Spanier ihre Waffen ablegen müßten, um sich mit ihnen zu besprechen. Man erfüllte dieß Verlangen. Die Indianer hatten sich kaum genähert, als jeder von ihnen über einen Spanier herfiel, und zweihundert bewaffnete Payaguas, die am Ufer waren, fingen zugleich an herbei zu laufen, um die Spanier zu tödten,

welche mit den Uebrigen rangen. Yrala, der ein wenig zurück geblieben war, nahm Schwert und Schild, und tödtete auf der Stelle zwölf Indianer, und die im Kampfe begriffenen hundert Indianer wurden fast alle getödtet, ehe die übrigen ankamen. Sie erfuhren dasselbige Schicksal, als sie die Flotte angriffen, wobei einige Spanier umkamen.

Man schritt im August 1538 zu Assumcion zur Wahl eines Anführers, die auf Domingo Martinez de Yrala fiel. Er ließ sogleich alle Spanier holen, welche in Buenos Ayres geblieben waren. Das Schiff von S. Catalina, und dasjenige, welches man demselben zur Hülfe gesandt hatte, waren schon angekommen, aber jenes war bei der Einfahrt in den Hafen zu Grunde gegangen. Als man die Garnison von Buenos Ayres mit der Besatzung des, bei der Kapelle del Pilar gelegenen, Forts vereinigt hatte, reisete man nach Assumcion. Bei der Musterung fand man hier, daß von mehr als 3000 aus dem Mutterlande gekommenen Spaniern nur noch 600 übrig waren. Jeder erhielt einen Platz zu einem Hause, und Ländereien, die er anbauen sollte. Das Ganze ward mit Palißaden umgeben. Man ernannte Alcalden und Regidoren, ordnete eine Municipal-Polizei an, und stiftete mehre Ansiedlungen von Carios oder Guaranys, welchen man den Eid der Treue und Unterthänigkeit abnahm. Vergebens aber suchte man auch die Guaycurus und andre Indianer zu unterwerfen.

Diese neuen Einrichtungen waren noch nicht vollendet, als die Guaranys eine Verschwörung stifteten, um allen Spaniern den Untergang zu bereiten. Sie kamen

in dieser Absicht in die Stadt unter dem Vorwande, die Charwoche mit den Spaniern zuzubringen, eigentlich aber, um sie anzugreifen während der Processión, welche man die Blutprocessión nannte, weil sich die meisten Spanier dabei mit Geißeln schlugen. Alles war eingeleitet, als am Gründonnerstage 1539 Juan de Salazar das Geheimniß der Verschwörung von einer Indianerin erfuhr, und Yrala, dem jener Nachricht gab, ließ den Generalmarsch schlagen, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff von den Guaicuru-Indiandern befürchtete. Die vornehmsten Verschworenen wurden verhaftet, und aufgehängt, die übrigen aber begnadigt.

Als man in Spanien Nachricht von der Lage der Angelegenheiten in dieser Kolonie erhielt und das wahrscheinliche Gerücht von Ayolas Tode auch dort sich verbreitete, ward die Leitung der Eroberung dem Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca übergeben, welcher sich erbot, das Unternehmen auf eigene Kosten fortzusetzen. Er brachte darauf sechs und vierzig Pferde, vierhundert Soldaten und vier Schiffe zusammen, und reisete am 2. November 1540 von San Lucar. Er nahm Besitz von Cananea, und als er in S. Catalina ankam, hatte er zwanzig Pferde eingebüßt. Er machte von hier aus verschiedene Recognoscirungen, und als er auch zwei seiner Schiffe verloren hatte, entschloß er sich, zu Lande nach Paraguay zu reisen.

Er schickte deßhalb den Felipe de Carceres mit den noch übrigen Schiffen und einigen Truppen zur See ab, er selber aber behielt zweihundert und funfzig Soldaten und alle Pferde bei sich und fuhr in den Fluß Ytabucu, welcher der Spitze der Insel S. Catalina gegenüber sich

ins Meer ergießt. Er fuhr so weit hinauf, als er konnte, bis er am 12. November 1541 ans Land ging und seinen Weg durch eine öde Gebirgskette nahm. Nach neunzehn Tagen kam er in eine große, von Guaranys bewohnte Ebene, welche er im Namen des Königs in Besitz nahm, und die Provinz Vera nannte. Er setzte darauf seine Reise fort, und kam am 1. Dezember an den Wasserfall des Yguazu, wo er von den Indianern einige Kanots kaufte, die er theils zur Ueberfahrt über den Parana, theils zur Absendung seiner Kranken brauchte, welche den Strom bis zur Mündung des Paraguay hinabfuhren, und alsdann in diesem Flusse nach Assumcion hinauf segeln sollten. Er setzte darauf mit der übrigen Mannschaft seine Reise zu Lande fort, und hielt am 11. März 1542 seinen Einzug in die Hauptstadt, wo er den Oberbefehl übernahm. Bald nachher kamen die Kranken glücklich in Assumcion an. Auch Felipe de Carceres zögerte nicht lange, aber Nuñez gerieth mit ihm in einen höchst ungerechten empörenden Zwist, indem er sich weigerte, ihm die Stelle eines Regidors, wozu ihn der König ernannt hatte, zu übergeben.

Die Guaycurus tödteten bald nachher einige Spanier und einige Guaranys, die in den benachbarten Pflanzungen arbeiteten. Der Oberbefehlshaber rückte gegen sie aus, überfiel sie, tödtete einige, und nahm viele gefangen. Dieser Sieg bewog die Lenguas, ihm einige junge Mädchen zu schenken, und ihn um Frieden zu bitten, welcher ihnen auch bewilligt ward.

Der Oberbefehlshaber hatte den Auftrag mitgebracht, einen Verbindungsweg mit Peru zu eröffnen, und Yrala

ward von ihm zur Ausführung dieses Befehls bestimmt. Dieser reisete mit drei Brigantinen ab, welche mit 90 Spaniern bemannt waren, und als er unter dem Wendekreise achthundert Guaranys aus den Ansiedlungen Ypane, Guarambare und Atira an sich gezogen hatte, fuhr er bis las Piedras Partidas unter 22° 34′ der Breite. Hier ließ er jene Indianer unter der Anführung ihres Kaziken Aracare mit drei Spaniern westwärts ziehen, um zu sehen, ob man auf dieser Seite einen Weg nach Peru finden könnte, er selber aber fuhr weiter den Fluß hinauf. Nach einigen Tagen kam Aracare zurück, weil er sich vor den Indianern in der Provinz Chaco gefürchtet hatte. Der Oberbefehlshaber sandte darauf andre Guaranys aus der Gegend von Assumcion ab, welche denselbigen Weg nahmen, aber gleichfalls wieder umkehren mußten, weil 's ihnen an Lebensmitteln und Wasser gebrach. Sie fanden niemand auf ihrem ganzen Wege.

Am 6 Januar war Yrala unter 17° 57′ der Breite, und warf Anker in dem See Yaiba, welchen er, wegen des Tages seiner Ankunft, Hafen der Könige (Puerto de los Reyes) nannte. Er behandelte freundlich die umwohnenden Indianer, und nachdem er ans Land gestiegen war, drang er vier Tagereisen weit ins Innere des Landes vor. Er zog hier Erkundigungen ein, und als er darauf den Rückweg nach der Hauptstadt angetreten hatte, begegnete er einem spanischen Kanot, das ihm den bestimmten Befehl des Oberanführers brachte, den Kaziken Arecare, weil er sich zurück gezogen hatte, aufhängen zu lassen. Diesen Befehl vollzog Yrala, als er vorbeisegelte, und traf glücklich in Assumcion ein, wo

eine Feuersbrunst einen großen Theil der neu errichteten Häuser zerstört hatte. Die Indianer von Ypane, Garambare und Atyra erklärten den Spaniern den Krieg, um Arecare's ungerechte Hinrichtung zu rächen. Yrala wurde mit 150 Mann abgesandt, um sie wieder zu unterwerfen, aber dies gelang ihm erst nach einer blutigen Schlacht, worin sechzehn Spanier und viele Indianer umkamen.

Nach den Berichten, welche Yrala erstattet hatte, beschloß Alvaro Nuñez, selber aufzubrechen, um einen Weg nach Peru zu suchen. Ehe er sich auf die Reise begab, stellte er statt der bisherigen Finanzbeamten neue an, und hob alle vom König geschehenen Ernennungen auf. Er setzte diese Entwürfe durch, ungeachtet der großen Hindernisse, die er zu überwinden hatte. Am 8. September trat er mit 400 Spaniern und zwölf Pferden seine Reise an. Ein Theil der Mannschaft reisete zu Wasser, der andre aber zu Lande bis zu dem Berge San Fernando, jetzt der Zuckerhut genannt, unter 21° 22′ der Breite. Hier vereinigten sich sämmtliche Truppen und schifften sich ein. Als sie ihre Fahrt fortsetzten, trafen sie einige Guasarapo-Indianer, welche die hinterste Brigantine anfielen, und sechs Spanier tödteten. Endlich kamen sie im Hafen los Reyes an, wo sich die Orejones, Cacocis, Chanes und Guaranys bei ihnen einfanden, und friedliche Gesinnungen ankündigten.

Der Oberbefehlshaber sandte sogleich zwei Spanier, welche der Guaranysprache kundig waren, mit einigen Orejones ab. Nach acht Tagen kamen sie zurück, und brachten bloß die Nachricht mit, daß sie bis zum Lande

der Xarayes (Jarayes) gekommen wären, wo man sie gut
/3 aufgenommen hätte, und daß dieses Land ganz unter
Wasser stände. Am 26. November 1543 brach der Ober-
befehlshaber selbst auf mit 300 Spaniern und Lebensmit-
teln für zwanzig Tage, und nahm seinen Weg westwärts
zwischen Waldungen hin. Am sechsten Tage traf er eine
Horde von vierzehn Guaranys, und zwei Tage später
eine andre, die nur aus zehn Indianern bestand. Diese
erzählten ihm, man hätte noch sechzehn Tagereisen in ei-
ner Wüste zu machen, ehe man zu dem Berge Ytapua-
Guazu käme, eine Tagreise von dort aber fänden sich
viele Indianer. Da indes die Lebensmittel abnahmen,
und die gewöhnliche periodische Ueberschwemmung schon
anfing so mußte man zu dem Hafen zurückkehren.

Sobald man dort angekommen war, sandte der
Oberbefehlshaber Leute ab, um von den benachbarten
Indianern Lebensmittel zu kaufen, und als dieser Ver-
such ohne Erfolg blieb, ließ er eine Brigantine den Fluß
hinauf fahren. Dieses Schiff fand zuerst eine große Men-
ge von Orejones auf der Insel Cumprida, weiterhin die
Yacares und endlich die Xarayes. Die Mannschaft der
Brigantine ward überall gut aufgenommen, aber sie fan-
den gar keine Lebensmittel und brachten nichts zurück, als
Decken, und einige Kleinigkeiten, welche jeder für eigene
Rechnung gekauft hatte. Alvaro Nuñez ging sogleich an
Bord der Brigantine, und nahm die Decken und alles,
was die Mannschaft mitgebracht hatte, hinweg, und
ließ den Kommandanten des Schiffs verhaften, weil er
ihn gebeten hatte, den Soldaten ihre Sachen zurück zu
geben. Die aufgebrachten Soldaten wurden laut, und

drohten so heftig, daß Alvaro gezwungen war, den Kommandanten in Freiheit zu setzen und den Soldaten ihr Eigenthum zurück zu geben.

Viele Soldaten lagen am dreitägigen Fieber krank, und alle waren aufgebracht über den Geiz, den Despotismus, die Härte und das schlechte Betragen des Alvaro Nuñez. Der Oberbefehlshaber bekam selber das viertägige Fieber, und da er keine Möglichkeit vor sich sah, nach Peru zu kommen, so war er genöthigt, zurück zu kehren, vorher aber fiel er über die Orejones auf der Insel Cumprida her und führte sie als Gefangene mit sich fort.

Am 8. April kam er nach Assumcion, sehr mißlaunig und höchst erbittert darüber, daß er sich von jedermann verabscheut sah, selbst von denjenigen, mit welchen er häufigen Umgang hatte. Er faßte daher den Entschluß, seine Wohnung nicht mehr zu verlassen, aber in der Nacht vom 25 zum 26 April drangen 200 wohlbewaffnete Spanier herein, und führten ihn ins Gefängniß. Die Erbittertsten unter allen waren die Finanzbeamten, die er am meisten gekränkt hatte. Am folgenden Tage ward Domingo Martinez de Yrale von den anwesenden Spaniern zum Gouverneur erwählt, und man beschloß, Alvaro Nuñez gefangen nach Spanien zu senden.

Man baute in dieser Absicht ein Schiff, welches nach zehn Monaten fertig war. Als man nun Alvaro Nuñez Nachts aus den Gefängniß holte, rief er zweimahl laut auf der Straße, daß Juan de Salazar sein Nachfolger im Amte sein sollte. Salazar versammelte an demselbigen Tage seine Anhänge und die wenigen, welche es mit Al-

varo Nuñez hielten, aber während sie berathschlagten, trat Yrala unter sie, und verbot ihnen, die öffentliche Ruhe zu stören. Salazar wollte sich dagegen setzen, aber man bemächtigte sich seiner und sandte ihn mit dem Schiffe, worauf sich Alvaro und die Häupter der Verschwörung befanden, nach Spanien. Der hohe Rath von Indien untersuchte die Sache, und Alvaro Nuñez ward noch weit strenger behandelt, als man in der Kolonie mit ihm verfahren war, man verurtheilte ihn zur Verbannung nach Afrika.

Salazars zahlreiche Anhänger erregten neue Unruhen in Assumcion und bildeten eine Oppositionspartei gegen die neue Verwaltungsbehörde. Die Agaces und Guaicurus wurden diese innere Zwietracht gewahr, und verbanden sich gegen die Spanier. Yrala erließ öffentliche Aufrufe nahm weise Maßregeln, und rückte darauf mit 350 Soldaten und einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Lenguas und Guaicurus, die ihm als Hülfsvölker folgten, gegen die Aufrührer, über welche er drei Siege erfocht. Dieser Vortheile ungeachtet konnte er sie nicht überwinden, weil sich die geschlagenen Indianer nach Ypane flüchteten. Yrala schiffte sich ein, um sie aufzusuchen, und besiegte sie endlich völlig in der Mitte des Jahres 1546. Er bewilligte ihnen den Frieden, und führte sie wieder in ihre ehemaligen Kolonien.

Man hatte lange keine Nachricht, aus Spanien. Yrala wollte selber nach Peru vordringen, und begab sich im August 1548 mit 350 Spaniern und einer ziemlich großen Anzahl waffenfähiger Guaranys auf den Weg. Als er am Berge San Fernando angekommen war, ließ er dort

50 Mann mit zwei Brigantinen, sandte die andern Fahrzeuge nach Assumcion, und er selber wandte sich mit der übrigen Mannschaft nach Nordwesten. Sie hatten durch Hunger und Durst die schrecklichsten Beschwerden erlitten, und den Mbayas und andern Indianern mörderische Schlachten geliefert, ehe sie durch die Provinzen Chaco und Chiquitos an den Fluß Guapay (Rio grande) kamen. Yrala setzte in Flössen darüber, die aus Baumstämmen gemacht waren, und verlor bei dieser Gelegenheit vier seiner Gefährten. Vier Stunden weiter traf er die Machcasis an, welche schon unterworfen waren, und zu der Commanderie des Pedro Anzures gehörten, der 1538 die Stadt la Plata oder Chuquizaca im Lande der Charcas gegründet hatte. Yrala erfuhr von einigen dieser Indianer, welche Spanisch redeten, alles was sich mit Gonzalo Pizarro in Peru zugetragen hatte.

Er hielt es nicht für rathsam, in ein fremdes Gouvernement einzudringen, wo so viele innere Unruhen herrschten. Er verweilte daher unter den Indianern, und sandte vier Personen nach Lima, um den Licentiaten Lagasca, Oberbefehlshaber von Peru, zu begrüßen, ihm seine Truppen anzubieten, und ihn um Bestättigung seiner Ernennung zum Gouverneur des Landes am Plata-Strome zu bitten. Lagasca hatte Yrala's Ankunft schon erfahren, und ihm einen Brief geschrieben, worin er ihn bat, nicht in einem Lande vorzudringen, wo noch mehre von Pizarro's Anhängern herum schweiften, welche seine Soldaten verführen und auch sie zu Unruhen reizen könnten. Yrala's Soldaten wünschten in der That nichts eif-

riger, und er war in großer Verlegenheit, wie er sie wieder in die Provinz Chiquitos zurück bringen sollte.

Yrala's Abgeordnete wurden von Lagasca wohl aufgenommen und mit Geschenken entlassen, allein in dem Augenblicke, wo er an Yrala schrieb und ihm die schmeichelhaften Versprechungen gab, ernannte er Diego Centeno zum Gouverneur des Landes am Plata-Strome, dieser starb aber zu Chuquizaca drei Tage vorher ehe die Nachricht von seiner Ernennung eintraf.

Yrala's Soldaten verweilten murrend in einem so armen Lande, während sie sich in Peru, dachten sie, hätten bereichern können, und da ihr Oberbefehlshaber sich weigerte sie hinzuführen, so setzten sie ihn ab, und wählten einen andern, dem sie nicht besser gehorchten. Die Unordnug nahm so sehr zu, daß jeder, wie es ihm einfiel, sich entfernte, um nach Paraguay zurückzukehren. Als sie am Ende des Jahrs 1549 am Zuckerhut-Berge ankamen, erhielten sie die Nachricht von dem innern Parteikriege in Assumcion, wo Yralas Feinde die Obergewalt errungen hatten. Da nun alle, welche von dem unglücklichen Zuge heimkehrten, zu der überwundenen Partei gehörten, so wählten sie, von Besorgnissen geängstigt, den Yrala aufs neue zu ihrem Befehlshaber.

Man hatte von Yrala während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit keine Nachricht in Assumcion erhalten, und hielt es daher für höchst wahrscheinlich, daß er umgekommen wäre. Der Kommandant Don Francisco de Mendoza suchte diese Meinung zu benutzen, und es zur Wahl eines neuen Oberbefehlshabers zu bringen, in der Hoffnung, daß sie auf ihn fallen würde. Als er endlich

die Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegen stellten, besiegt hatte, und es zu einer neuen Wahl kam, ward Diego Abreu durch Stimmenmehrheit ernannt und nahm sogleich Besitz von seiner neuen Würde. In seinen Hoffnungen betrogen, machte Mendoza öffentlich bekannt, daß die Wahl ungültig wäre, und gewann einige Anhänger, mit deren Hülfe er Abreu verhaften zu können glaubte, aber dieser kam ihn zuvor und ließ ihn aufhängen.

Yrala kehrte einige Zeit nachher zurück, und als er sich der Stadt Assumcion näherte, ließ er durch einen Abgeordneten verlangen, ihn den Oberbefehl wieder zu übergeben. Abreu weigerte sich, aber als er sah, daß viele seiner Soldaten in Yrala's Lager übergingen, und weil er fürchtete seinem Mitwerber ausgeliefert zu werden, nahm er mit funfzig von seinen Freunden die Flucht, verbarg sich in den Wäldern und überließ seinem Nebenbuhler den Besitz der Befehlshaberstelle.

Um diese Zeit kam Ruflo de Chaves mit den übrigen Spaniern, die Yrala mit ihm nach Lima geschickt hatte, in Assumcion an. Sie wurden von 40 spanischen Freiwilligen begleitet, welche zu Lande die ersten Schafe und Ziegen nach Paraguay brachten. Einige dieser neuen Abkömmlinge ließen sich nicht lange nachher in eine Verschwörung gegen Yrala's Leben ein, aber der Oberbefehlshaber kam ihnen zuvor, ließ zwei von ihnen anfhängen und verzieh den Uebrigen.

Ruflo de Chaves heirathete darauf Doña ~~Elfira~~, die Tochter Francisco de Mendoza, den Abreu hatte hängen lassen, und brachte sogleich eine Klage vor die Gerichte, um Rache zu fordern gegen Abreu und dessen An-

hänger. Um sich ihm gefällig zu zeigen, schickte Yrala einige Soldaten ab, welche jene verhaften sollten, aber heimlich wandte er alles an, sie zur Unterwerfung und Versöhnung zu bewegen. Es gelang ihm bei den meisten, worunter Francisco de Vergara und Alonso Riquelme waren, welchen er seine beiden Töchter Mariana und Ursula zur Ehe gab. Abreu allein und einige seiner Anhänger verwarfen Yrala's friedliche Vorschläge; endlich aber ward er von den Soldaten, die zu seiner Verfolgung ausgesandt waren, erschossen. Der Anblick seines Leichnams, den man nach Assumcion brachte, setzte seine Anhänger in Verzweiflung, und einer der eifrigsten, Ruy Diaz Meljaredo schwur diesen Tod zu rächen. Yrala ließ ihn, um neue Unruhen zu verhüten, gefangen nehmen, aber heimlich versah er ihn mit Waffen und allem Nöthigen, damit er sich, von einigen Freunden begleitet, zu Lande nach Brasilien begeben könnte, was auch geschah.

Es schien dem Oberbefehlshaber nützlich, eine Stadt am Ufer des Plata-Stromes anzulegen. Im Anfange des Jahrs 1553 sandte er Juan Romero mit mehr als 100 Soldaten ab, welche San Juan Baptista, Buenos Ayres gegenüber, an der Mündung des Flusses San Juan, gründeten. Da aber die Charruas nicht aufhörten, die neuerbaute Stadt, und die urbar gemachten Felder anzufallen, so kehrten die spanischen Ansiedler bald wieder nach Assumcion zurück.

Um diese Zeit suchten die Guaranys in der Provinz Guayra bei den Spaniern Schutz gegen die Portugiesen, von welchen sie zu Gefangenen gemacht und als Sklaven verkauft würden. Um das Land selber kennen zu lernen,

begab sich Yrala mit einer Compagnie Soldaten auf den Weg, und kam zu Lande an den Parana-Strom, nicht weit oberhalb des berühmten Wasserfalls, von welchem ich früher gesprochen habe. Die umwohnenden Guaranys schafften ihm Kanots, in welchen er den Fluß Tiete hinauf fuhr bis zu der Felsenklippe, Namens Abañandaba, wo er von den Bewohnern des Landes angegriffen ward. Yrala besiegte sie, nachdem er an's Land gestiegen war, und durchzog die Provinz Guayra, oft mit den Indianern kämpfend, die sich ihm widersetzten. Er wandte sich darauf zurück zu dem Parana, und ließ einige Kanots zu Lande bis unterhalb des oben erwähnten Wasserfalles fortschaffen. Hier schiffte er einen Theil seiner Truppen wieder ein, und zog mit den übrigen am Ufer des Stromes nach, mit Mühseligkeiten und Beschwerden kämpfend. Einige von seinen Leuten hatten das Unglück, in den Wirbeln des Flusses umzukommen, wodurch die Guaranys, welche ihm die Kanots geliefert hatten, so furchtsam wurden, daß sie ihn verließen. Yrala kam zu Lande nach Assumcion zurück. Er sandte darauf Garcia Rodriguez de Vergara mit 60 Spaniern ab, um auf dem östlichen Ufer des Parana, eine Stunde oberhalb des erwähnten Wasserfalls, in dem Gebiete der Canendiyus, einer Guarany-Horde, die Stadt Ontiveros anzulegen. Die Gründung derselben geschah im Jahr 1554.

Während dieß in Paraguay vorging, wurden in Spanien ganz andre Maaßregeln genommen. Kaum war Alvaro Nuñez als Gefangener dort angekommen, da erhielt den Oberbefehl über das Land am Plata-Strome Ja-

kob Resquen, einer der Haupturheber seiner Verhaftung, der ihn auch selber nach Spanien geführt hatte. Er schiffte sich ein, ward aber von ungünstigem Winde in den Hafen zurückgetrieben, und diese kurze Zeit benutzte Juan de Sanabria, um durch Anerbietung vortheilhafterer Bedingungen die Befehlshaberstelle für sich zu erwerben. Seine Ränke hatten erwünschten Erfolg, und schon bereitete er sich zur Abreise, als der Tod ihn plötzlich hinwegnahm. Sein Sohn setzte diese Vorbereitungen fort, schaffte Mannschaft und Kriegsbedürfnisse herbei, und übertrug die Leitung des Unternehmens dem vorhin erwähnten Juan de Salazar, der jetzt als königlicher Obereinnehmer nach Paraguay zurückkehrte. Von den drei Schiffen, womit er 1552 aus San Lucar absegelte, verlor er eines bei der Einfahrt in den Hafen Los Patos in Brasilien. Dieser Unfall erregte großen Zwiespalt unter der Schiffsmannschaft, und man konnte nicht einig werden, was zu thun wäre. Salazar begab sich mit allen, die ihm folgen wollten, nach S. Vincente, ungefähr unter dem 24sten Breitengrade. Er verweilte hier lange bei den Portugiesen, bis er endlich im Anfange des Jahres 1555 mit seinen Leuten zu Lande nach Assumcion kam. Melgarejo, von welchem oben die Rede war, begleitete ihn. Er brachte damahls den ersten Stier und die ersten sieben Kühe nach Paraguay.

Diejenigen Spanier, welche nicht mit Salazar gingen, wählten im Anfange des Jahres 1553 den Fernando de Trexo zu ihrem Anführer, und stifteten die Kolonie San Francisco zwischen Cananea und der Insel S. Catalina. Trexo verheirathete sich dort, und bekam einen Sohn, der des Vaters Namen erhielt, und späterhin Bischof von

Tucuman *) wurde. Die Ansiedler, welche in San Francisco geblieben waren, wurden bald unzufrieden mit ihren neuen Verhältnissen, und reiseten zu Lande nach Assumcion, wo sie zu gleicher Zeit mit Salazar ankamen.

Bald nachher, Tags vor dem Palmsonntage des Jahres 1555, hielt der erste Bischof von Assumcion, Francisco Pedro de la Torre, seinen Einzug in die Stadt. Er ward von seiner ganzen Geistlichkeit begleitet, und ward freudig empfangen. Der Bischof brachte mehre königliche Briefe an Yrala mit, welcher mit sehr ausgedehnter Vollmacht zum Gouverneur ernannt wurde. Yrala nahm Besitz von seiner Stelle, besetzte verschiedene Civil-Aemter, und theilte die Indianer in Commanderien, die nach den, von ihm gegebenen, Verordnungen verwaltet werden sollten, worüber ich oben ausführlicher gesprochen habe. Ruflo de Chaves ward von ihm mit Truppen nach Guayra gesandt, um zu sehen, ob es möglich wäre, Verbindungen mit irgend einem Hafen auf der Brasilischen Küste zu eröffnen, und die Indianer gegen die Portugiesen zu schützen. Chaves reisete im September 1555 ab, er durchzog die ganze Provinz Guayra und gab vielen Guarany-Horden Schutzbriefe, welche sie, im Falle eines feindlichen Angriffes, den Portugiesen vorzeigen sollten. Oft ward er auf seinem Zuge angegriffen, und kehrte siegreich nach Assumcion zurück.

---

*) Er nahm mit dahin eine junge Negersklavin aus Assumcion, die er den Jesuiten schenkte, und die erst nicht vor langer Zeit in einem Alter von mehr als 180 Jahren gestorben ist.

Der immer thätige Yrala entsendete hundert Soldaten, die noch keine Commanderien hatten, unter Ruy Diaz Melgarejo; sie sollten vereint mit den Ansiedlern von Ontiveros, die Indianer, welche Chaves bezwungen hatte, unter sich vertheilen und durch Huldigungseide sich verpflichten. Auch befahl er ihnen, den günstigsten Platz zur Anlegung einer neuen Stadt, nach gemeinschaftlichen Berathung auszuwählen. Im Anfange des Jahres 1557 bestimmten sie die Stelle in der Gegend, wo der Peguiry in den Parana sich ergießt, drei Stunden nordwärts von der Stadt Ontiveros, die damahls verlassen ward.

Um die Verbindung mit Peru zu erleichtern, ließ Yrala im April desselben 1557. Jahres, 220 Soldaten unter Nuflo Chaves mit Fahrzeugen und allen nöthigen Vorräthen aufbrechen, um auf dem Gebiete der Xarayes eine Stadt zu erbauen. Kaum waren sie abgereiset, als Yrala sich in die Ansiedlung Yta begab, wo er bald erkrankte. Man brachte ihn nach Assumcion zurück, und er starb sieben Tage nachher, beweint von jedermann, in einem Alter von siebzig Jahren. Die Stadt Bergara in Guipuzcoa war sein Geburtsort.

Sein Eidam Gonzalo de Mendoza ward von ihm zu seinem Nachfolger bestellt, und sogleich anerkannt. Er sandte die Nachricht von seiner Ernennung an Melgarejo, welcher die Stadt Ciudad-Real gründete, und an Chaves, der den Fluß hinauf fuhr. Als dieser die Insel Comprida, welcher er den Namen los Orejones gab, untersucht hatte, fuhr er bis zur Mündung des Flusses Jauru hinauf, die er den Hafen Perabazanes nannte, ließ hier seine

Schiffe, und suchte im Innern des Landes den günstigsten Platz für eine neue Stadt. Er durchzog den ganzen Landstrich, welcher jetzt Chiquitos und Matagrosso begreift, und erhielt dort Kunde von den Goldminen im Lande. Die Völkerschaften der Payfuris, Xaramasis und Samaracosis empfingen ihn freundlich, mit den Trabasicosis aber bestand er ein blutiges Gefecht.

Hier empfing er die Nachricht von Yrala's Tode, und faßte sogleich den Entschluß, eine neue, von Paraguay unabhängige Provinz zu stiften. Sein Vorhaben ward fast von allen seinen Soldaten gemißbilligt, und sie kehrten, bis auf sechzig, nach Assumcion zurück. Er zog mit den Gefährten, die ihm übrig blieben, bis zu dem Flusse Guapay, und drang darauf in die Ebenen von Guelgorigota, wo er Andreas Manso fand, der mit einer Kompagnie Soldaten aus Peru kam, um sich in jener Gegend niederzulassen. Beide machten sich das Recht der Eroberung streitig, und Chaves reisete nach Lima, um vor dem Vicekönige seine Rechte geltend zu machen. Der Vicekönig entschied für Chaves, und ernannte seinen eigenen Sohn, Don Garcias de Mendoza, zum Gouverneur des Gebiets, welches er für unabhängig erklärte. Don Garcias blieb bei seinem Vater in Lima, und Chaves ward als sein Stellvertreter mit Mannschaft und Vorräthen in die neue Provinz gesandt. Nach seiner Rückkehr gründete dieser im Jahre 1560 die Stadt Santa Cruz de la Sierra, in der Nähe der jetzigen Kolonie S. Josef, in der Provinz Chiquitos, unter 18° 4′ der Br. und 62° 24′ der Länge. Im Jahre 1575 aber ward die neue Stadt an die Stelle verlegt, wo sie sich noch jetzt befindet, unter 17° 49′ 4″

der Br. und 61° 43′ 30″ der Länge. Bei dieser Verlegung blieben indeß nicht alle Bewohner der Stadt vereinigt, denn einige derselben gründeten die Ansiedlung San Francisco de Alfaro, und andre schifften in einer Barke, welche sie erbauten, den Marmore, dann den Marañon hinab, und kamen endlich in Cadiz an.

Der neue Gouverneur des Landes am Plata-Strome, Gonzalo Mendoza, züchtigte während dieser Zeit die empörten Agaces, und starb am 1sten Julius 1558. Es ward sogleich ein andrer Eidam Yrala's, Francisco Ortiz de Vergara, zu seinem Nachfolger ernannt. Der allgemeine Aufstand der schon unterworfenen Guaranys machte ihm viel zu schaffen; sie lieferten ihm viele blutige Schlachten am Fuße des Berges Acaay und an den Ufern der Bäche Yaquaris und Mbuyapey. Auch die Indianer in Guayra erhoben sich zum Aufruhr, aber alle diese Empörungen wurden unterdrückt.

Als man im Begriffe war, über die öffentlichen Angelegenheiten Bericht nach Spanien zu senden, kam Ruflo de Chaves mit seinem Schwager Don Diego de Mendoza und andern Spaniern nach Assumcion, um ihre Familien nach Santa Cruz abzuholen. Der Bischof von Assumcion veranlaßte bei dieser Gelegenheit den Gouverneur, mit Chaves abzureisen, um bei der Audiencia zu Charcas die Bestätigung in seiner Würde zu erlangen. Gewohnt dem Bischofe blindlings zu folgen, machte der Gouverneur sogleich Anstalten zur Reise, und im Jahre 1564 begab er sich mit dem Bischofe, mit Philipp de Carceres und mit mehr als dreihundert Spaniern, von

welchen einer den Titel eines Prokurators der Provinz hatte, nach Charcas. Sie stiegen unter 19° 18′ der Breite an's Land, und als sie die Provinz Chiquitos durchzogen hatten, kamen sie nach Santa Cruz und endlich nach Chuquizaca. Der Gouverneur eröffnete alsbald, von dem Bischofe unterstützt, das Gesuch, welches der Zweck seiner Reise war. Aber unter seinen Gefährten waren manche, die seine Stelle begehrten, und den Prokurator von Paraguay gewonnen hatten. Der Gouverneur ward von diesen angeklagt, daß er seine Provinz, ohne für die Sicherheit derselben zu sorgen, verlassen hätte, bloß in der Absicht, um die Bestätigung seiner Ernennung zu suchen, was er hätte thun können, ohne sich von seinem Amte zu entfernen. Die Audiencia gab keine Entscheidung. Carceres aber, welcher zu den Gegnern des Gouverneurs gehörte, reisete mit andern Mitwerbern um den Oberbefehl nach Lima. Der Vicekönig entsetzte den Gouverneur von Paraguay, seiner Würde, und übertrug dieselbe dem Juan Ortiz de Vergara unter der Bedingung, daß der König die Ernennung bestätigen würde, wie in dem ausgefertigten Vertrage ausdrücklich festgesetzt ward.

Der neue Gouverneur machte Philipp de Carceres zu seinem Stellvertreter, und reisete sogleich nach Spanien, um seine Ernennung bestätigen zu lassen. Carceres holte den Bischof und die übrigen Spanier, welche den entsetzten Gouverneur begleitet hatten, aus Chuquizaca ab, und reisete auf dem Wege, den sie auf der Hinreise genommen, nach Assumcion zurück, wo sie nach manchen

Gefechten mit den Indianern im Anfange des Jahres 1569 ankamen.

Einige Zeit nachher machte Carceres, den Befehlen gemäß, die er empfangen hatte, eine Reise auf dem Plata-Strome hinab, um einen günstigen Platz zur Erbauung einer Stadt zu suchen. Bei seiner Rückkehr nach Assumcion entdeckte er, daß der Bischof, aufgebracht gegen den Feind des entsetzten Gouverneurs, einen Anhang gesammelt hatte, um ihm den Oberbefehl zu entreißen. Carceres ließ einige Spanier verhaften, aber nun ward über ihn und alle seine Anhänger von dem Bischofe der Bannfluch ausgesprochen. Caceres sah der Ankunft des Gouverneurs entgegen, und fuhr den Plata-Strom hinab, um ihn an der Mündung desselben zu bewillkommen; aber nach langem vergeblichen Warten mußte er nach Assumcion zurückkehren. Der Bischof hatte unterdessen seinen Anhang vermehrt, und bereitete sich, seinen Plan gegen Carceres auszuführen, um ihm Freiheit oder Leben zu nehmen. Carceres verstärkte seine Leibwache, bestrafte einige seiner Feinde, und nöthigte andere zur Flucht. Nie hatte solche Verwirrung und Unordnung in Assumcion geherrscht. Endlich aber, im Jahre 1572, als Carceres einst in der Messe war, ließ ihn der Bischof in seiner Gegenwart vor dem Hochaltare durch seine Anhänger greifen, und in ein Gefängniß setzen, wozu er selber den Schlüssel behielt. Martin Suarez de Toledo *) der vornehmste Vertraute des Bischofs, be-

*) Ob aus Toledo, oder von der Familie Toledo? Das letztre wahrscheinlich. Der Uebers.

mächtigte sich des Oberbefehls, und unter andern Anordnungen gab er Juan de Garay Befehl, Freiwillige zu werben, um eine neue Stadt anzulegen. Garay brachte achtzig Spanier zusammen, mit welchen er im April 1573 absegelte, das Schiff geleitend, das den gefesselten Carceres, unter der Aufsicht seiner erbitterten Feinde, des Bischofs und des Ruy Diaz Melgarejo, wegführte. Garay lief in den Arm des Parana, der den Namen los Quiloazas führt, während das andre Schiff seinen Weg nach San Vicente auf der Brasilischen Küste fortsetzte. Carceres ward hier in das öffentliche Gefängniß gebracht. Die Portugiesen befreiten ihn zwar und suchten ihn zu verbergen, aber der Bischof that sie in den Bann, bis sie endlich den Gefangenen ihm zurückgaben. Des Bischofs Triumph war von kurzer Dauer, denn er starb bald nachher an eben diesem Orte. Carceres ging nach Spanien, wo sein Betragen vollkommen gebilligt ward.

Garay gründete im Julius 1573 die Stadt Santa Fe de la Vera Cruz, von welcher ich im vorhergehenden Kapitel gesprochen habe. Hier empfing er einen Brief von Zarate, welcher schon auf seiner langen Seereise nach Amerika 300 Mann verloren, und eben jetzt in Colonia del Sacramento durch einen Ueberfall der Charruas wieder 80 von seinen Gefährten eingebüßt hatte. Er verlangte Lebensmittel und Verstärkung von Garay, und um ihn zur Gewährung geneigt zu machen, bestätigte er ihn in der Würde eines Kommandanten von Santa Fe. Garay sandte sogleich Lebensmittel ab, und begab sich selber mit 30 Soldaten und 20 Pferden auf den Weg. Unterwegs vernahm er, daß Zarate nach der Insel Martin

Garcia gesegelt war, und einen Theil seiner Kriegsvölker auf dem Uruguay ins Innere gesandt hatte, um eine Stadt zu gründen. Garay lieferte während seiner Fahrt auf dem Flusse den Charruas eine blutige Schlacht, und als er sie besiegt hatte, setzte er seine Reise fort, bis er die Spanier antraf, welche im Flusse San Salvador vor Anker lagen. Man gründete hier die Stadt San Salvador, und das ganze Land erhielt den Namen Neu-Biscaya. Garay ward von Zarate zu seinem Generallieutenant ernannt.

Der Gouverneur begab sich darauf nach Assumcion, allein da er alles, was die Feinde des Carceres vorgenommen hatte, förmlich mißbilligte, so ward er von ihnen zum Gefangenen gemacht, und starb am Ende des Jahres 1575. Seine einzige Erbin war seine Tochter Doña Juana, die sich damahls in Chuquizaca aufhielt. Vor seinem Tode bestimmte er, Kraft der Vollmacht die in seiner Ernennung lag, zu seinem Nachfolger den künftigen Gemahl seiner Tochter, deren Vormund Garay ward. Bis zur Verheirathung seiner Tochter aber sollte sein Neffe, Diego Ortiz de Zarate y Mendieta, den Oberbefehl führen. Dieser begab sich darauf nach Santa Fe, um den Zustand der Provinz zu untersuchen, nach seiner Ankunft aber erregten die Spanier einen Aufstand und nahmen ihn gefangen. Man schiffte ihn ein, um ihn nach Spanien zu bringen, und er ward auf der brasilischen Küste, wo man mit ihm ans Land gestiegen war, von den Indianern getödtet.

Garay war nach Chuquizaca gereiset, um Doña Juana's Vermählung abzuschließen. Don Juan de Torres

de Vera y Aragon, Rath bei der Audiencia, war zu ihrem Gemahl bestimmt, als der Vicekönig zu Lima, welcher die Erbin einem andern zugedacht hatte, ihrem Vormunde Garay den Befehl sandte, die Heirath aufzuschieben und zu ihm zu kommen. Garay achtete nicht auf diesen Befehl, und beschleunigte die Vermählung. Er ging als Stellvertreter des neuen Gouverneurs nach Assumcion und ließ das junge Ehepaar in Chuquizaca.

Als Garay sein Amt angetreten hatte, sandte er, am Ende des Jahres 1576, Ruy Diaz Melgarejo mit 40 Spaniern ab, um eine Ansiedlung in Guayra zu stiften, und dieser gründete Villa Rica del Espiritu Santo. Die Bewohner dieser Stadt theilten mit den Einwohnern von Ciudad Real die umwohnenden Guaranys nach der Weise der Kommanderien, und gaben den dreizehn Ansiedlungen, welche Chaves dort schon im Jahre 1555 gestiftet hatte, eine regelmäßigere Einrichtung.

Garay warb hundert dreißig Spanier, mit welchen er die Ebenen an dem Flusse Jaguary, der sich oberhalb des großen Wasserfalls in den Parana ergießt, und darauf die Xerez-Ebene durchzog. Der Erfolg dieses Zuges war die Gründung der Ansiedlungen Perico-Guazu, die aus Nuaras-Indianern gebildet ward, und Jesuy, die aus Guaranys bestand. Am Ufer des Flusses Jesuy gründete er die spanische Ansiedlung Talavera, welche im Jahre 1650 nach einem Angriffe der Payaguas wieder verödete. Als er 1579 nach Assumcion zurück gekommen war, ließ er durch 60 Soldaten unter der Anführung des Ruy Diaz Melgarejo die Stadt Xerez am Ufer des Mbotetey grün-

den, der unter 19° 25′ 20″ der Breite sich in den Paraguay ergießt. Die Erbauung der Stadt fiel ins Jahr 1580, aber die Einwohner verließen bald wieder diese neue Ansiedlung, die man nicht mit einer gleichnamigen verwechseln darf, welche 1593 nicht weit von der Quelle des Rio Pardo angelegt wurde. Die Bewohner der letztern zogen bald in die Xerez-Ebene, und als ihre Anzahl auf funfzehn geschmolzen war, vereinigten sie sich endlich mit den Portugiesen.

Garay begab sich darauf zu der Stelle, wo man ehedem Buenos Ayres angelegt hatte, und erhob im Jahre 1580 die Stadt aufs neue aus ihren Trümmern. Er ließ sechzig Spanier in der neuen Ansiedlung zurück, und theilte die Guaranys, welche zu Monte Grande, in dem Thale Santiago (jetzt San Isidro und las Conchas) und auf den Inseln im untern Parana wohnten, in Kommanderien. Die Mbeguas — auch ein Guarany-Stamm — vereinte er in der Ansiedlung Baradero.

Nachdem alle diese Einrichtungen gemacht waren, begab sich Garay nach San Salvaldor. Er nahm die Einwohner dieser Ansiedlung zu sich und fuhr den Strom hinauf nach Assumcion; aber als er unter 32° 41′ der Breite ans Land stieg, um zu schlafen, ward er von den Minuanes überfallen, welche ihn und vierzig seiner Gefährten tödteten. Die übrigen gingen nach Assumcion.

Bis zur Ankunft des Oberbefehlshabers ward als sein Stellvertreter Alonso de Vera y Aragon anerkannt, dem man wegen seiner Häßlichkeit den Namen Hundsgesicht (cara de perro) gab. Er drang mit 135 Spaniern in das Innere von Chaco bis an den Fluß Vermejo (Ver-

mejo) oder Ypita, wo er am 15. April 1585 eine neue Stadt unter dem Namen Concepcion de buena Esperanza gründete.

Während das Land am Plata-Strome von den Stellvertretern des Oberbefehlshabers, Juan de Torres de Vera y Aragon, verwaltet wurde, hielt der Vicekönig von Peru diesen immer zurück, und ließ ihm endlich den Proceß machen. Erst im Jahre 1587 konnte er nach Assumcion kommen. Im folgenden Jahre ließ er 80 Spanier unter der Anführung des Alonso de Vera — der den Beinamen el Tupy führte, um sich vom Hundsgesicht zu unterscheiden — abreisen, welche die Stadt Corrientes gründeten. Die Ansiedler theilten die umwohnenden Indianer in Kommanderien. Dieß war der Ursprung der Ansiedlungen Guacaras, Ytaty, Ohoma und Santa Lucia.

Gleich nach dieser Unternehmung legte der Gouverneur seine Würde nieder, und kehrte nach Spanien zurück. Von seinen Nachfolgern, die weder Entdeckungen noch Eroberungen gemacht haben, habe ich nichts zu sagen.

Druckfehler-Anzeige und Zusätze.

Erster Theil.

Seite 3. Colombo lautete der Geschlechtname des Entdeckers der neuen Welt und so wurde er von seinen Landsleuten, und von gleichzeitigen Genuesischen Schriftstellern genannt. Das er aber in Spanien früher schon Colon hieß, und sich selber so nannte, weiß ich wohl.

— 4 Z. 4 v. u. l. das ausgedehnte
— 10 — 10 l. sollten
— 13 — 9 l. Taback
— 17 — 8 l. Piramyden
— 19 — 14 st. Elucojo l. Clavigo
— 20 — 12 st. In l. Ja
— 22 — 5 l. Assumcion und so überall, wo der Name falsch gedruckt ist.
— 22 — 14 st. in l. über
— 25 — 17 l. Montevideo — S. Sacramento
— 26 — 8 l. Esperanza
— 27 — 6 l. Barcelona
— 29 — 4 v. u. Guipuzcoa
— 30 — 3 v. u. l. Hauptabschnitte
— 37 — 2 v. u. l. Piloten
— 40 — 12 l. rückgekehrt
— 43 — 10 v. u. l. in Versen
— 45 — 2 l. Cabeza
— 57 — 2 l. nicht so viel
— 63 — 14 l. Junius
— 64 — 2 v. u. st. Niete l. Tiete

Seite 70 Z. 8 S. Katharina — oder Santa Catalina
— 71 — 6 l. Julius
— 75 — 10 st. heißes l. süßes
— 76 — 4 v. u. st. Ubaya l. Mbaya
— 81 — 10 v. u l. einmahl
— 82 l. Z. l. Dinte
— 86 Z. 7 v. u. l Apostoles
— 89 — 2 l. Uruguay
— 90 — 10 l. thut
— 94 — 3 l Curanderos
— 96 — 12 st. Brühe l. Brüche
— 99 — 7 v. u. l. Cassava
— 105 — 4 v. u. nach und fällt das Komma weg
— 107 — 2 st. Stacken l. Stocke
— — — 16 l. Zuckersyrups
— 109 — 9 l. Bewachung st. Bewaffnung
— 113 — 5 l. einmahl
— 121 — 1 l. Vinchnca
— 128 — 7 l. Yacare
— 129 — 11 l. Krokodill oder Cayman
— 141 — 4 v. u. l. ovejeros
— 144 — 3 v. u. l. cangrejales

Zweiter Theil.

Seite 4 Z. 14 st. keiner l. keine
— 6 Note * statt Charte von Süd-Amerika l. Charte von Paraguay.
— 12 Z. 10 u. 11 l. einmahl
— 14 — 9 l. Gestütte
— 15 — 4 v. u. das Komma nach sie fällt weg
— 16 — 5 v. u. l. blutigern
— — — 4 v. u. l. Montezuma's
— 19 — 9 v. u. l. überdies
— — — 4 v. u. l. unverstümmelte
— 22 — 15 l. San Domingo
— 25 — 8 v u. l. Fischgräte,
— 26 — 14 l. bedeutendem.

Seite 27 Z. 13 st. halten l. hatten
— — 11 v. u. l. Mendoza
30 — 9. st. Namentöne l. Nasentöne
34 — 2 l. dreihundert
37 — 10 l. sowohl
38 — 17 nach Tupy, Quayana u. s. w. setze man jedesmahl den Bindestrich das Theilungszeichen
42 — 5 st. dem l. den
47 — 14 l. einmahl
48 — 6 l. südlicher
— — 12 st jene l. jenen
— — 22 nach Hälften setze man getheilt
54 — 4 l. südlicher
— — 3 v. u. l. wildem
58 — 13 st. Geschäftsbüchern l. Geschichtsbüchern
60 — 3 v. u. l. Weiße
64 — 4 v. u. l. angesehensten
76 — 12 v. u. l. Yaguarete
89 — 8 l. einmahl
— — 3 v. u. st. alte l. alle
91 — 7 v. u. st. führt l. fährt
95 — 9 l. bläst
107 — 13 streiche man hat weg
109 — 7 v. u. l. Paraguay
112 — 2 l. Unkunde st. Urkunde
116 — 10 v. u. l. Unsern
126 — 7 l der Papst schien zu zweifeln, ob
130 — 8 l. phlegmatischer
133 — 5 l. die Commanderien (commanderies)
139 — 10 v. u. fällt das Komma nach Fortschritte weg
141 — 5 streiche man einen Obern
142 — 9 l. nennt man
— — 2 v. u. nach Verfahrungsart ein,
143 l. Z. l. den Sprachen
146 Z. 4 v. u. nach Baradero ein Komma; st. Calchquy l. Calchaquy.
149 — 10 v. u. nach Indianern fällt das Komma weg.

Dritter Theil.

In der zu dem dritten Kapitel des dritten Theiles gehörigen Tabelle lese man unten in der letzten Zeile st. Wallfischbärte Wallfischbaarten.

Seite 5 Z. 13 st. ersteres l. erstens
— 6 — 5 l. paniſchem
— 15 — 12 l. beflecken den Ruf ihrer Landsleute
— 17 — 16 l. mußte
— 21 — 13 fällt das, noch zeigten weg
— 22 — 12 st. gleich l. glich
— 30 — 6 v. u. l. den Ebenen
— 34 — 7 v. u. l. verbindet st. verbündet
— 37 — 8 v. u. st. ihre l. ihren
— 40 — 2 l. einem Spanier
— — — 8 l. Finanzbehörde
— 42 — 8 l. welchen
— 46 — 12 v. u. l. jemand
— 47 — 12 l. ſchmeichelt ihnen
— 49 — 4 l. im vierten Kap. des erſten Theiles
— 50 — 11 wird curandero in ( ) eingeſchloſſen
— 52 Note Z. 3 l. der bis zur Ernte
— 61 Z. 2 l. Menſchen Klaſſen
— 65 — 12 l. ebenes Land
— 68 — 7 v. u. st. wird l. werden
— 89 — 5 v. u. st. Herrn l. Heere
— 99 — 3 l. dem damahligen Kommandanten
— 106 — 2 st. das l. daß
— — — 7 l. vierzehn
— 110 — 6 l. ſchmeichelhafteſten
— 111 — 4 v. u. l. Elvira.

Der Ueberſetzer konnte, bei der Entfernung des Druckorts, die Korrektur nicht ſelber beſorgen; daher dieſe und vielleicht noch andre minder erhebliche Druckfehler ſtehen geblieben ſind.

320
325
345
PARANA STROM
Uruguay F.
AYRES
Gold
S. Sacramento
Col.
Montevideo
Marco
V. S. Mari
AYRES
Maldonado
RIO de la PLATA
Salado F.
bastian
V. S. Antoni
V. Corrientes
30
35
40
45
T
L
ICA
INSELN
DIONALE
LLES
N Is
I. SOLEDAD
I. Beau Chêne
325
330
35
30

SÜD-AMERICA
UND
ANTILLISCHEN INSELN
AMERIQUE MÉRIDIONALE
et
ILES ANTILLES
LEIPZIG
bey J. C. Hinrichs
CARAIBISCHES MEER
GROSSES WELT MEER
ATLANTISCHES MEER
Wendekreis des Krebses
Wendekreis des Steinbocks
BUENOS AYRES
Chiquitos
Pampas
Patagonien
Feuerland
Malouinen I.
Spanisch
Portugiesisch
Englisch
Holländisch
Neger
Schwedisch
Französisch
Unabhängiges Land
Dänisch
Westlich Länge von Ferro
Östlich Länge von Ferro
50 Deutsche Meilen

tsche Meilen

V. Guana
Zuckerbrod
Corientes F.
Redas partidas
V. Mbaya
Ytapuen-mini
Aguidabanigny F.
Villa real de la Concepcion
Ypore F.
Belen
V. Guarany
Aguaray F.
Xexuy F.
Yeuamadiya
Paraguay F.
Flagmagment empela F.
Pilcomayo
Insel
Confuso F.
Quacepoli
Ypita
S. Estani Stao
S. Joaquin
Calagua
Mandubiras
Mahamoy
Pinon
Tebaly
Atira
S. Roc
Cary
Ajos
Arroyos
Xter
Pirebebugo
Valenzuela
Ytanie
Pasaguari
Yati
Villa Rica
Ytabuti
Carapegua
Tapé
Volk Guana
Tibagi
Acaay
Acanguazu
Quindy
Nbieny
Ypoa Ses.
Caazapa
Caapucu
Quiquihe
Aguapey
Remolinos
Tabiquariguay F.
Yuti
Herradura
S. Maria de Fee
S. Ignacio Guazu
S. Rosa
Jesus
Taquaras
Trinidad
S. Ignacio Mini
Corpus
Itapua
Loreto
Nenbucu
S. Jago
S. Cosme
S. Anna
Candelaria
Curapaity
Lauritas
Parana F.
Martire
Xavier
Ytaty
Guacaras
Caucali
S. Carlos
S. M. Mayor
Apostoles
Conception
Corrientes
S. Geronimo
S. Nicolas
Morasloon Ybera
S. Xavier
S. Luys
S. Miguel
S. Lorenzo
Cruguay F.
S. Solano
Aladas
S. Augustin
S. Tomé
S. Borja
Garzas
Asuncion
Aguapey F.
S. Roque
Paso de Yuquiqua
Cruz
S. Lucia
Yapeu
Ybicuy F.
Geronimo
Monise
Ybicuyma F.
Media F.
Amambay F.
Gatemey F.
Grosser Wasserfall
Paraguay F.
Aoarey F.
Monday F.
Wasserfall
Pilcomayo F.
Vacuary Yacuary
Paraguay F.
Mbocoby
Tupy
Parana
Uruguay
Chaco
Buenos Aires
30 Deutsche Meilen